

Allerlei Menschliches.



Allerlei Menschliches.

Von

P. K. Rosegger.



Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1892.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Vorwort.

Der Mann, der dieses Buch geschrieben, steht abseits den Straßen, an einsamer Grenze, wo das Weltland aufhört und das Waldland anhebt. An dieser Grenze zwischen Cultur und Natur ragt aus üppigem Erdreiche ein Apfelbaum, dessen laubloser Wipfelzweig wie ein Kreuz aufstrebt über der grünen Krone. Adam und Christus, das sind die Pole des Buches. Zwischen diesen Polen liegt allerlei Menschliches, einander ergänzend, einander widerstreitend — nach unten und nach oben strebend.

Was das Buch auch bringt, dem Leser wird nichts fremd sein, er hat alles schon geahnt, das meiste schon empfunden, Vieles davon durchlebt, Manches bei sich gedacht und Einiges vielleicht auch ausgesprochen. An mancher Seite wird er sagen: Das bin ich! an manch anderer Seite wird er sagen: Das bin ich nicht! — Ist er's, so giebt's ja ein frohes

Wiedersehen, und ist er's nicht, so ist's ein anderer, der zahllosen Adamssöhne. Jedenfalls will der Verfasser dieses Buches ein guter Kamerad sein, der brüderlich über allerlei Menschliches plaudernd und wohl auch menschlich irrend mit dem Freunde die Pilgerstraßen wandert.

Glück auf den Weg — dem Buche und dem Leser!

Der Verfasser.

Krieglach, im Herbste 1892.



Inhalt.



Drei Legenden.

Dismas.

Gerne sinne ich über der heiligen Urkund. Und dort, wo die Botschaft zur Mythe geworden, spinnt meine Seele der Dichtung Fäden an und lebt selig träumend die Zeiten wieder, da der Himmel sich wob über das Geheimniß der Krippe und des Kreuzes.

Die heilige Urkund erzählt uns von jener Nacht. Josef war aus dem Schlafe gefahren und horchte. Es war in der Kammer dunkel und stille, und doch hatte er deutlich eine Stimme gehört, die also sprach: „Josef steh auf, wecke die Deinigen und fliehe. Der König will das Kind tödten lassen."

Da hatte der Mann in seinem Herzen eine große Bangigkeit. Es war eine unheimliche Zeit im Judenlande. Der König, sonst hochmüthig und grausam, war von einer Reise nach Rom zurückgekehrt und zeigte eine sanfte, freundliche Gesinnung. Alle Knaben der Stadt Bethlehem und Umgegend, welche im Alter von zwei Jahren und unter zwei Jahren waren, wollte er beschenken lassen. Die Mütter wurden eingeladen, solche Kinder in den Hof zu bringen, der umgeben war von dem Hause der Soldaten, um einen

Gnadenpfennig in Empfang zu nehmen für ihre Knäblein. Des freuten sich die Weiber und riefen: „Heil unserem König, der strenge und gütig ist. Er lebe noch lange!"

In der Nacht nun, die diesem Tage vorausging, hatte Josef im Schlafe das Wort gehört. Er erinnerte sich, daß schon vor zwei Jahren, bei der Geburt des Kindes, der König ihm heimlich nachstellen ließ, weil die Weisen aus dem Morgenlande den neugeborenen Knaben für den erwarteten König der Juden angebetet hätten. Also dachte Josef, man könne nicht wissen, was der gewaltige Herodes im Sinne habe. Lange blickte er auf sein liebes junges Weib und auf das Knäblein, die so süß schlummerten in ihrem gemeinsamen Bette, als sei kein Feind auf Erden. — Wohin soll ich Euch denn führen? so dachte er. Nach Nazareth zurück? Dort haben wir die Heimat schon verloren und der König würde uns gerade dort zu finden wissen. Oder nach der Gegend hin, wo die Sonne aufgeht? Dort sind die Männer der Wüste und lauern dem Wanderer auf. Oder nach der Gegend, wo die Sonne untergeht? Dort sind die unendlichen Wasser, und wir haben kein Fahrzeug, um nach jenen Landen zu segeln, wo die Heiden leben, die milderen Herzens sind, als die Kinder des großen, finsteren Jehova.

„Wecke sie auf," sprach die Stimme das zweitemal, „und führe sie nach dem Lande der Pharaonen. Dort wohnen die Völker der Gottlosen; ihr Glaube ist Wahn, aber ihr Wille ist gerecht. Dort, wo die Wellen des Nil alljährlich die Fluren besegnen, dort wirst Du Erwerb finden für dich, Sicherheit für Dein Weib und Lehre für das Kind. Und auf denselben Pfaden, auf welchen einst Moses und Josua die Juden zurückgeführt aus Aegypten, wird Euch

Gott heimgeleiten ins Land der Väter, wenn der Tag gekommen ist."

Josef wußte es nicht, wer so gesprochen hatte, er forschte auch nicht, denn seine Seele ruhte vertrauend in den Armen des Herrn. Er legte nun seine Hand auf die Schulter der Geliebten und sagte: „Maria! Wache auf und erschrick nicht. Sammle die wenigen Dinge, die wir besitzen, in Säcke, ich packe sie auf das Lastthier. Dann nimm das Kind. Wir wollen abreisen."

Maria strich das lange, seidenweiche Haar aus dem blassen Gesichte, so daß es war, als schiene der Vollmond hervor zwischen Oelbäumen. Ein wenig befremdlich war ihr der plötzliche Entschluß des Eheherrn, der Aufbruch um Mitternacht, aber sie sagte nichts. Sie that, wie Josef befohlen hatte, nahm nachher das schlummernde Knäblein in die Arme und setzte sich auf das Lastthier, welches die Ohren spitzte darauf hin, was das für ein Tagewerk werden sollte, weil es so grausam früh beginne. Noch einen Blick that Maria auf das kleine Haus, wo sie zwei Jahre lang im heiligen Mutterglück gelebt hatte, dann nahm Josef Stock und Riemen und ging leitend einher neben dem Thiere, das seine ganze Welt trug und seinen Himmel, und — den Himmel der ganzen Welt.

Unter einem schwülen, bleigrauen Wolkenhimmel lag die Wüste. Ihre gelben, welligen Sandflächen waren wie ein erstarrtes Meer, das kein Ende hat und fern im Gesichtskreise mit scharfer Linie an die dunkle Himmelsscheibe grenzt. An manchen Stellen dieses Sandmeeres ragten graue, zerklüftete Felskegel hervor, und stumpfkantiges Steingeschiebe mit Höhlungen, oder auch vereinzelte Blöcke und Platten,

die entweder in schiefer Lage oder eben wie ein Tisch waren.

Zwei solche Platten lagen fast nahe nebeneinander, die eine war zum Theile mit gelbem Flugsand bedeckt, die andere ragte etwas aus dem Boden hervor. Auf jeder dieser grauen Steinplatten lag ein Mann ausgestreckt. Der eine, ein reckenhafter, derbsehniger Körper, lag auf dem Bauche und stützte mit den Fäusten seine schwarzbärtigen Backen, daß er halb gehobenen Gesichtes hinstarren konnte über die öden Flächen der Wüste. Der andere, kleiner von Gestalt, lag auf dem Rücken, bediente sich der Arme als Kopfkissen und richtete sein Antlitz dem düsteren Himmel zu. Beide waren in Gewandung der Beduinen und mit mancherlei Waffen versehen, die in den Kleidern staken oder an denselben hingen. Ueber das Haupt mit dem wolligen Haar hatte jeder ein Tuch gelegt. Die Farbe des Gesichtes war braun wie die Rinde der Pinie, die Augen waren groß und glühend, die Lippen wulstig und roth und von schütterem Bartwuchse umschattet. Des einen Nase war stumpf und plump, die des andern lang, dünn und scharf gebogen.

„Dismas," sagte der mit der Stumpfnase, „was siehst Du am Himmel?"

„Jusuf," versetzte der Andere, „was siehst Du in der Wüste?"

„Du bist ein wahrer Säulenheiliger geworden seit einiger Zeit," sagte Jusuf. „Wartest Du auf Mana, das vom Himmel fallen soll? Mir krachen die Eingeweide, ich will jetzt zur Karawanenstraße hinab."

„So geh. Ich will nach der Oase von Scheba," sagte Dismas.

„Dismas, ich hasse Dich," murmelte der andere.

Dismas schwieg und schaute unverwandt in den Himmel hinein, der so mild sonnenlos wie heute schon lange nicht gewesen war.

„Seit Du mir nicht beigestanden bist, da ich den Zug der Morgenländer anhalten wollte mit meinen Knechten, seitdem hasse ich Dich. Sie hatten viel des Räucherwerkes und der kostbaren Specereien mit sich geführt und Gold. Mit einem Zuge hätten wir eine Habe gewonnen für manches Jahr und Du —"

„Fromme Pilger, die in fremde Lande ziehen, um den Messias zu suchen! An solchen vergreife ich mich nicht. Suche ich doch selbst den Messias." Also sprach Dismas.

„Ha, ha, ha!" lachte der Stumpfnasige auf und bohrte sein spitzes Kinn in die Faust. „Den Messias! Du glaubst noch das Märchen der traumseligen Ahnen. Schwärmerischer Schwächling, der Du bist. Siehst Du es denn nicht, daß Keiner mehr Zeit hat, um auf den Messias zu warten, daß Alles hastet und streitet, um seinen Theil zu erlangen von den Schätzen und Freuden der Erde?"

„Also habe ich's auch gehalten, manches Jahr," antwortete Dismas wehmuthsvoll. „Meine Heerde hatte ich verlassen, um Dir zu folgen. Seide und Geschmeide hatte ich erobert in der Wüste, und die Tage schwanden trotzdem. Mit allen Schätzen konnte ich nicht eine einzige Stunde aufhalten; im Wohlleben schwanden die Tage nur noch rascher. Nicht erkämpfen wollte ich das Erdenleben, aber festhalten möchte ich es mir, denn es ist eine Wonne zu sein. O, vergebens, vergebens! die Tage schwinden. Also habe ich mich entschlossen, mein Leben und Gewissen nicht auf eine Zeit zu stellen, die so vergänglich ist, sondern auf eine Zeit, die in Ewigkeit währt. Eine solche Zeit kann nur der Messias bringen."

Jusuf that, als presse er sein Angesicht in den Stein und sagte mit lüsterner Selbstbefriedigung: „Wir haben nur das eine Leben, das wir haben, und ein anderes finden wir nimmermehr.“

„Wenn es so wäre, wie Du sagst,“ versetzte Dismas, „so müßten wir dieses eine Leben erst recht groß und heldentreu verbringen.“

„Wenn es so ist,“ sagte der Andere, „daß kein anderes Leben mehr zu finden, so müssen wir *dieses* eine Leben *genießen*. Unserer Natur gemäß! Entsagung ist Sünde, Genuß ist Pflicht, weil die Natur uns Sinne gegeben hat, um zu genießen.“

„So denken schlechte Menschen,“ sprach Dismas.

„Es giebt keine schlechten Menschen,“ sagte Jusuf. „Und auch keine guten. Genosse, betrachte das Lamm, es thut Niemand etwas zuleide, es läßt sich lieber vom Löwen zerreißen, als es den Löwen zerrisse. Ist es deshalb gut? Nein, es ist bloß schwach. Und der Löwe, der das Lamm tödtet, um es zu verzehren, ist er deshalb böse? Nein, er ist stark, und darum hat er recht, den Schwachen zu verzehren. Die einzige Tugend ist die Stärke, das einzige gute Werk ist, die Schwachen auszurotten.“

Als dieser Mensch also gesprochen hatte, wendete der Andere sein Angesicht herüber und sagte:

„Was sind das für unerhörte Reden? Derlei Reden habe ich noch nie gehört. In wessen Herzen sind sie geboren?“

„Nicht im Herzen sind sie geboren,“ sagte Jusuf, „denn das Herz ist dumm und das Herz ist schwach. Im Haupte sind sie geboren, wo die Klugheit ist und die Stärke. — Dismas! Wenn ich in den Höhlen der Wüste wohne und

thatlos sein muß, da sinne und forsche ich. Ich zerschlage die Steine, um ihr Wesen zu ergründen. Ich zerpflücke die Pflanzen der Oase, um sie zu erforschen. Ich betrachte das Innere der Thiere und ich zerstücke den Menschen, den ich getödtet habe auf der Straße und erforsche sein Fleisch. — Ich finde, daß es anders ist, als die alten Schriften sagen. Der menschliche Leib ist dem thierischen an Gestalt ähnlich, an Stoff gleich. Eines wie das andere ist elende Creatur."

Durch Dismas' Körper ging ein Schaudern. Er richtete sich auf, hob die Arme gegen Himmel und rief: „O Herr in den heiligen Höhen, rette mich!"

„Rufe nur die Sterne an!" sagte Jusuf mit höhnendem Lachen, „da kommst Du an die Rechten! Sie wissen nichts von Dir und wissen nichts von Deinem Gott. Sie sind aus gemeinem Staube und Stoffe, der keinen Geist hat. Sie selber und alles auf ihnen leben in dem schrecklichen schmutzigen Streite wie unsere Erde und alles auf Erden. Ha wisse, die ganze Welt ist ein Kehrichthaufen mit Ungeziefer, sonst nichts."

Dismas saß mit gefalteten Händen auf seinem Stein und war blaß wie ein Leichnam.

„Jusuf, mein Genosse," sagte er endlich, „aus Dir spricht der böse Engel."

„Warum lobst Du ihn nicht, Dismas, warum jauchzest Du nicht? — Meine Botschaft hat Dich erlöst. Der Du arglose Wanderer überfallen, getödtet und beraubt hast, die ewige Hölle wäre Dein Gewinn. Meine Botschaft ist stark und reißt die Hölle ein."

„Ich hörte einen Propheten in der Wüste, der sprach: Einer von Gott verhängten Verdammniß kann man entfliehen durch die Buße. Deiner Verdammniß kann man nicht entfliehen. Daß wir keinen allmächtigen Herrn hätten! —

Daß wir wie ein Kehrichthaufen verloren sein sollten — wie furchtbar, furchtbar!"

„Genosse Dismas, Dein Klagen unterhält mich nicht," sagte der Andere und stand, auf Knien und Ellbogen sich stützend, wie ein Vierfüßer da. „Was Wichtigeres liegt mir jetzt an. Hunger habe ich."

Dismas sprang von seinem Stein und schickte sich an zu fliehen. — Wenn er Hunger hat, also dachte Dismas, so wird er mich nach seinem neuen Glauben tödten und verzehren.

Jusuf hatte eine lauernde Stellung angenommen und starrte mit Adleraugen hinaus in die Wüste. — Dort zwischen Felsklötzen war ein rothes Flämmlein sichtbar geworden. Das bewegte sich und kam näher. Das Flämmlein war das rothe Gewand einer Frau, die auf einem Lastthiere saß und ein Kind am Arme trug. Nebenher schritt ein Mann, welcher an einem Stabe mühsam hinkte und das Thier leitete.

„Dismas, da gibt's Beute!" sprach Jusuf mit scharfem Zischlaute und faßte den Griff seiner Waffe. „Verbergen wir uns hinter dem Stein, bis sie herankommen."

„Aus dem Hinterhalte willst Du diese waffenlosen Leute überfallen?" sagte der Andere. „Dafür sollst Du Dich schämen."

„Du wirst mir helfen, sie zu fassen!" befahl Jusuf mit drohender Geberde.

„Wenn Du das Beil nicht ziehst gegen sie, so werde ich Dir helfen."

Mittlerweile war die kleine Gruppe näher gekommen. Der Mann und das Lastthier wateten tief im Sande, der stellenweise über dem kahlen, rappigen Gestein fortgefegt, stellenweise in hohen Schichten zusammengeweht war. Der Führer hatte die Gruppe in einen hastigeren Lauf gebracht,

als es für die noch vorhandenen Kräfte gut war, denn er hatte die Straße verloren, hielt es aber geheim, um die Frau nicht zu ängstigen und ließ seine Augen in den Weiten umherschweifen, um den Weg wieder zu entdecken. Bis zur Oase von Descheme sollte es noch gehen an diesem Tage. Dort wollte er mit den Seinigen unter einem Dattelbaume Rast halten und Nahrung sammeln. Nun sah er hier oben auf den Steinblöcken zwei Männer stehen, die hoch hineinragten in das Firmament.

„Gelobt sei Gott!" sagte der Mann, genannt Josef der Nazarener, „diese Männer will ich fragen nach der Straße, die gen Descheme führt."

Jedoch bevor er fragen konnte, stiegen sie rasch herab. Der Eine faßte den Riemen des Lastthieres, der Andere ergriff den Arm Josefs und sagte: „Was Ihr bei Euch habt, das müsset Ihr uns geben."

Josef erschrak, das junge blasse Weib auf dem Lastthiere sandte einen flehenden Blick zum Himmel empor; das Knäblein, welches auf ihrem Schoße saß, schaute mit seinen großen klaren Augen treuherzig drein und fürchtete sich nicht.

„Wenn Ihr Brot mit Euch führt, so gebt uns davon," sprach Dismas, der das Thier hielt, zu Josef.

„Thor," sagte hierauf Jusuf, der Stumpfnasige, zu seinem Genossen, „Alles, was da ist, gehört unser. An uns liegt es, ob wir ihnen etwas geben wollen. Des schönen Weibes willen schenke ich ihnen das Werthvollste — das Leben."

Und nun begannen sie die Säcke vom Lastthiere zu lösen; Jusuf nahm dem erschöpften Wanderer den Mantel weg, langte nach dem Tuche, welches die Frau über sich und das Kind geschlagen hatte, wie ein Schirmdach.

„Jetzt eilet hinweg! Eilet rasch hinweg!" sagte Dismas zu den armen Leuten.

„Oho!" rief Jusuf. „Wir bleiben beisammen bis morgen, wenn der Samum streicht. Sei gegrüßt, schöne Magd, Du sollst heute ruhen in unserem Hause."

Er riß dem Dismas den Riemen aus der Hand, führte das Thier mit Mutter und Kind zwischen den Steinen hinab gegen die Höhle. Josef schaute auf die schweren Waffen der Männer und folgte mit Betrübniß, Dismas folgte widerwillig, aber er blieb nicht zurück.

Als die Schatten des Abends kamen, also, daß die gelbe Sandwüste fahl ward und der Himmel dunkel, als die Steinblöcke und Felskegel dastanden, wie finstere Ungethüme, waren die Wandersleute verwahrt in den Tiefen der Höhle. Vor derselben saß das Maulthier, legte sein großes Haupt in den Sand und schlief. Daneben kauerten die beiden Räuber und verzehrten, was sie Jenen hatten abgenommen an Wegzehrung.

Dismas hatte einen schmalen, irdenen Krug in seinem Mantel getragen, der sorgfältig verstopft war am Hals. Als Jusuf solchen bemerkte, streckte er die Hand darnach aus, entkorkte das Gefäß und goß welches von dem Inhalte in seine Gurgel hinab. Der Eigenthümer hinderte ihn nicht daran, griff aber um so lebhafter zu bei den Datteln und Feigen.

„Die Gäste wollen wir ebenso redlich theilen," sagte Jusuf. „Genosse, Du sollst den Mann und das Kind haben."

„Es sind Vater, Mutter und Kind," antwortete Dismas, „sie gehören zusammen und wir wollen sie schonen."

„Also ist meine Meinung nicht," sagte Jusuf.

„Dann werde ich sie vertheidigen."

„Also wollen wir um sie ringen," sagte Jusuf.

Denn er saß fest im Sattel seines neuen Glaubens, daß die Stärke das Recht sei. Dismas aber schwieg und wartete, bis der Genosse noch einigemale getrunken hatte aus dem irdenen Gefäß. Und als Jusuf oftmals getrunken hatte und heiter ward, sagte Dismas zu ihm: „Bruder, jetzt wäre ich gelaunt zu einem Spielchen."

„Genosse, das ist ein guter Gedanke," lallte Jusuf, aus seinem Sacke die Würfel holend, „um was spielen wir?"

„Um den Esel."

Jusuf schleuderte die achteckigen Steinchen, sie fielen auf den ausgebreiteten Mantel. Der Esel war sein.

„Um was geht's aufs Zweite?"

„Um den alten Mann und den Knaben."

Die Würfel fielen, Jusuf johlte fröhlich auf; der Gewinn war des Dismas.

Zum Dritten galt es die junge Frau, welche arglos in der Höhle schlief, an ihren Busen gedrückt das süße Kind.

Sie schleuderten die Würfel und prüften beim letzten Dämmerstrahle des Tages die Augen. Dismas hatte deren neun geworfen, Jusuf deren eilf. Der Letztere stieß einen Schrei des Entzückens aus.

„Willst Du nicht mehr trinken?" fragte Dismas, die Hand nach dem Kruge ausstreckend.

„Ja, ich will noch trinken," gröhlte der Andere und riß das Gefäß wieder an sich. Er trank den Rest in einem langen Zuge aus. Hernach wollte er aufstehen und in die Höhle treten, taumelte aber auf den Sand zurück, blieb liegen und schlief ein.

Dismas blieb ein Weilchen ruhig sitzen zwischen den beiden Thieren, wovon er das vierfüßige einigermaßen für klüger und vornehmer hielt, als das zweifüßige. Dann ging er leisen Schrittes in die Höhle und weckte die drei Menschen aus dem Schlafe. Er hatte damit wohl seine Noth, denn die Müdigkeit und Erschöpfung hielten ihnen die Augen schwer verschlossen, die Glieder fest gebunden. Doch gelang es ihm, sie wach und bereit zu machen zu neuem Wandern in der tiefen Nacht. Als Mutter und Kind auf dem Lastthiere saßen, sagte Dismas zu Josef, er möge sich mit der Hand enge an den Sattel halten, damit er nicht strauchle; er selbst leitete das Thier, und so zogen sie leise hinweg von der Höhle, an deren Eingang Jusuf, der Stumpfnasige, in die Betäubung seiner Völlerei versunken, ausgestreckt lag.

Die Wolken des Himmels hatten sich aufgelöst, ein sternenhelles Zelt spannte sich über die Wanderer. Eintönig trabten sie dahin; keines sprach ein Wort. Dismas war in Gedanken versunken und dabei war ihm so wohl und selig ums Herz, wie es ihm in seinem Leben bisher nie gewesen. Vergangener Tage gedachte er, da er ebenso wie dieser Knabe, im Schoße seiner Mutter gesessen, fern in der arabischen Wüste. Manch heiliges Wort der Väter trug er noch in seinem Herzen; es flackerte nur mehr wie ein Aemplein, wenn das Oel zu Ende geht. Später war er zu den Söldnern des Königs Herodes gegangen. Aber den römischen Hochmuth konnte der freie Sohn der Wüste nicht ertragen, er floh wieder in die steinigen Oeden seines Mutterlandes und weidete Heerden. Dann fiel er in die Hände jenes Gesellen, dessen Sinn noch wüster war als die Wüste selbst, und der ihn mit Wort und That belehrte, wie man lebt von dem, was Andere erwarben, und wie man, anstatt selber zu ver-

hungern, Andere für sich sterben läßt. Arglos folgte er dem redegewandten und thatbereiten Meister und mit Schrecken mußte er eines Tages inne werden, daß er weiter war, als alle Mitschüler, die er in seiner Jugend verachten gelernt. Er hatte nicht die Art, sich zu betäuben wie sein Genosse, er hörte die Anklage seines Gewissens, aber lauter als diese sprach die Stimme der Selbsterhaltung und die Verlockung der Wüstenbrüder, mit denen er sich zeitweilig verband. Allen Anderen war bei ihrem räuberischen Handwerke ganz wohl zumuthe, allein er litt, denn er wußte, daß seine Thaten mit seinem Willen nicht übereinstimmten. Oft hatte er sich vorgenommen, Umkehr zu halten, aber er war zu schwach. — Also war dieser Tag gekommen und diese Nacht, da er die arme Wanderfamilie von großer Gefahr behütete und durch die Wüste führte.

Als sie stundenlang durch Sand gewatet, über Steine geklettert waren, leuchtete im Osten der goldene Streifen des aufgehenden Tages, und in diesem Streifen standen die dunklen Büsche und Bäume der Oase von Descheme.

Hier überließ Dismas die Wanderer ihrer sicheren Straße, um zurückzukehren zu seinem Genossen. Als er mit einem Segenswunsche für ihre weitere Reise sich wendete, traf ihn von den leuchtenden Aeuglein des Knaben ein Blick, vor dem er heftig erschrak. Ein Schreck der Wonne war es. Nie bisher hatte ihn ein Kind, ein Mensch, mit so herzinnigem Auge, so dankbar, so liebreich und so treu angeblickt, als dieses Knäblein, das im Schoße des armen Weibes saß, das holde, lockige Haupt nach ihm gewendet, die Aermchen ausgestreckt in Kreuzesform, als wollte es ihn umarmen. — Die Knie wollten ihm brechen, stöhnend, als sei ein Blitzstrahl niedergefahren an seiner Seite, mit beiden

Händen den Kopf haltend, so floh er davon. Er wußte aber nicht, warum er floh, denn am liebsten wäre er hingefallen vor dieses wunderbare Kind und hätte gefleht, es begleiten zu dürfen als Hüter auf allen Wegen. Aber wie ein Gericht war es, das ihn fortstieß von dieser Stätte und zurück in die Schauer der Wüste.

Dismas war nicht mehr zurückgekehrt zu seinem Genossen Jusuf. — Fast noch geblendet von dem Kindesauge, hatte er die Richtung eingeschlagen nach der Oase Scheba, um dort ein ehrliches Leben zu suchen. Doch, es ließ ihn nicht lange bleiben auf der Oase, er hatte Heimweh nach der Wüste. Er hatte seit jenem Morgen ein Menschenauge gesucht, das an Huld und Liebe gleich wäre dem Blicke des fremden Kindes. Er hatte keines gefunden. So dachte er, vielleicht finde er es wieder in der Wüste. Daß er ein Straßenräuber nimmer sein werde, das war sein Vorsatz. In einer Höhle wollte er als Einsiedler leben, sich nähren von Heuschrecken und wildem Honig und ein Büßer sein.

In friedsamer Beschaulichkeit lebte er nun ungemessen lange dahin und jedem Pilger, der ihn aufsuchte, blickte er dürstend nach jenem wundersamen Blick vergeblich ins Auge.

Jahr um Jahr wohnte er in der Höhle, doch einmal war es, daß die Heuschrecken ausblieben und er nicht wilden Honig fand. Die Betrachtungen, wie Propheten und andere Weisen sie ihm vorgedacht, halfen nicht viel, er wurde hungerig bis zur Raserei. Und als eines Tages ein Laienbruder kam, um bei dem frommen Einsiedler Erbauung und Trost zu suchen, tödtete ihn Dismas, um die Nahrung zu nehmen, die Jener bei sich getragen.

Nach dieser Unthat und nach der Stillung des Hungers schrie Dismas auf, als wäre er ein Wahnsinniger geworden. Er schrie vor Schmerz über seine verlorene Seele. Er verzagte und er verzweifelte. Von einer Räuberbande hatte er gehört, die sich um einen wilden, herrischen Mann geschaart hatte, die Wüste durchzog und die Karawanen anfiel. Nachdem Dismas noch mancherlei Wege gegangen war und ihn schließlich jeder immer wieder zu Raub und Mord geführt hatte, suchte er die Bande auf, um sich mit ihr zu vereinigen. Unheimliche Gesellen, wie er sie noch nie gesehen, waren da beisammen, alle erdenklichen Laster und Verbrechen verübten sie mit der Einfalt und Herzhaftigkeit eines Menschen, der gute Werke verrichtet. Ihren Hauptmann vergötterten sie, denn lieb war ihnen seine Lehre, daß Alles erlaubt sei, was die Sinne verlangen und die Stärke vollbringt. Als Dismas vor den Hauptmann geführt wurde, erkannte er an ihm seinen ehemaligen Genossen Jusuf, den das Alter nur noch wüster und finsterer gemacht hatte. Der Hauptmann aber erkannte ihn nicht, weil Dismas im Elende gar verkommen und gebrechlich geworden war.

Darum sagte auch der Hauptmann: „Fremdling, Dich soll ich aufnehmen in meine Schaar? Mit einem hinfälligen Klumpen soll ich mich beladen? Bist Du klug, willst Du Dir und Anderen einen Dienst leisten, so lege Dich auf einen Stein und lasse Dich verzehren von den Geiern. Denn Du bist Allen zur Last. Die Vögel des Himmels aber werden durch Dein Fleisch gesättigt und gekräftigt sein und also nützest Du der Creatur.“

Auf solche Rede sagte Dismas: „Starker Hauptmann! Ich, der Schwächling, habe eine Stärke, die Du nicht hast. Auf der Oase Scheba ruht zur Zeit ein Fürst, der uner-

meßliche Reichthümer mit sich führt. Ich weiß Bescheid und kann Dich einweihen und Dich leiten, wie Du mit Deiner tapferen Schaar diese Beute gewinnst."

Nun nahm der Hauptmann den Fremdling auf, sättigte ihn, erwies ihm Ehren, und kurze Zeit hernach bewegte sich der Räuberzug gegen die Oase von Scheba.

Dismas dachte bei sich: Starker Hauptmann, nun wirst Du bald finden, was Dir gebührt. Wir alle werden finden, was uns gebührt. — Denn auf der Oase lagerten zur Zeit Legionen von römischen Soldaten. Dismas wußte um die Dinge, denen er oft nahe gewesen, aber ausgewichen war, er leitete die Bande also, daß sie in der Hoffnung, einen großen Raub zu thun, mit Mann und Hauptmann in die Gewalt der Legionen fiel.

Als der Hauptmann sah, daß er gefangen war, begann er zu rasen gegen Dismas. Solcher aber antwortete: „Was willst Du denn? Bin doch auch ich gefangen. Sie sind eben die Stärkeren und werden also wohl recht haben."

„Du bist ein Spion, den die Söldner ausgesandt haben, um uns zu verderben."

„Hauptmann, da irrst Du!" sprach Dismas. „Ich bin wirklich einer der Deinen und bin zu Dir in die Schule gegangen. Solltest Du mich in der That nicht wieder erkennen?"

„Dismas!" rief der Hauptmann nun aus.

„Ja, Dismas, den Du verführt hast. Du führtest mich, den schuldlosen, vertrauenden Jüngling, einst in die Mördergrube, ich Dich jetzt an das Hochgericht. Du sollst erfahren, was noch stärker ist als Deine Stärke — die Gerechtigkeit."

Nach solchen Reden hätte Jusuf den Mann erdrosselt, wenn ihm nicht die Hände gebunden gewesen wären mit schweren Ketten.

Die Missethäter wurden in die Hauptstadt des Judenlandes gebracht. Dort im tiefen Kerker lag Dismas und hielt Rückschau auf sein verlorenes Leben. — Gelobt sei Gott, daß es vorüber ist! so sann er in seinem zerknirschten Gemüthe. Nur eins, ein Einziges möchte ich noch einmal erleben von diesem unseligen, finsteren Sein, einen Augenblick! den heiligen, trostreichen Blick jenes Knaben in der Wüste möchte ich noch einmal sehen, bevor ich sterbe . . .

Die Raubhorde war zerstreut und an verschiedenen Orten hingerichtet worden. Die beiden Hauptpersonen wurden vorbehalten für das Osterfest.

Und als die Tage der ungesäuerten Brote kamen, ward Dismas eines Morgens aus dem Kerker geführt und hinauf zur Schädelstätte. Er wußte wohl, was es bedeutete und gab sich hin in stumpfer Hoffnungslosigkeit. Sie entblößten ihn der Kleider, warfen ihn auf den Holzbalken und schlugen ihn ans Kreuz. Als sie ihn aufrichteten, sah er, daß mit ihm noch zwei Andere gekreuzigt wurden, Jusuf der Hauptmann, und ein noch junger Mensch, den sie den Propheten, den Zauberer, und spottend den Gottessohn nannten. Jusuf wand sich am Kreuze knirschend und lästerte schreckbar verzerrten Gesichtes Erd' und Himmel, wie er es im Leben gethan. — Er hing zur Linken des Propheten, Dismas zur Rechten. Der Prophet richtete sein Haupt gegen Himmel und betete für seine Feinde.

Das hörte Dismas und wendete sich nach ihm.

Der Prophet neigte sein Haupt und blickte auf den Mörder zur Rechten. Ein heißer, seliger Schauer ging durch das Herz des sterbenden Missethäters; wie der Gekreuzigte so auf ihn hinschaute, brechenden Auges, das war jener unvergeßliche heilige Blick des Knäbleins in der

Wüste. Dismas hub zu weinen an und rief: „Herr, Du bist vom Himmel. Gedenke mein!"

Und der zur Mitte sprach: „Heute noch wirst Du bei mir sein im Paradiese!"

Da geschah es, daß die Erde bebte, die Sonne auslosch am Himmel. Und während diese Schauer durch die Natur gingen, ist Dismas gestorben.

Der Rufer in der Wüste.

Zu Jerusalem in der Königsstadt herrschte unter dem Volke große Aufregung. Ein neuer Prophet war wieder einmal erstanden. Zur Zeit, von der hier die Rede ist, schaute und horchte Judäa fieberhaft aus nach dem Messias. Er mußte doch endlich kommen! Fremde Völker werden mächtig und machen sich breit auf Erden und schicken sich an, das Judenland zu unterjochen. Wo ist der verheißene König und Retter, der das auserwählte Volk groß und mächtig machen wird? Die Ausleger der Schrift vertrösteten Geschlecht um Geschlecht, und so war endlich eine Ungeduld gekommen in die Herzen, nicht etwa ein religiöses, sondern ein nationales Hoffen und Sehnen und Erwarten, daß er doch nun erscheinen müsse!

Und siehe! In der Stadt hatte sich das Gerücht verbreitet, daß draußen in der Wüste ein Mensch sei, der eine neue Lehre predige. Er predige den Steinen, weil diese, wie er sage, nicht so hart und verstockt wären, wie der Menschen Herzen. Und die Steine würden Brot werden, die Berge würden stürzen und die Schluchten sich füllen, so daß ein ebener Weg sei für den neuen heiligen Geist. Die Worte

stimmten überein mit dem, was der Prophet Isaias geweissagt habe.

Solcher Kunde waren die Menschen begierig; anfangs sagten Einige: „Ich will hinaus und ihn hören, daß ich mich ergötze.“ Sie kehrten der Begeisterung voll zurück und riefen: „Gehet doch auch hin, das ist ein absonderlicher Mensch. Als Mantel hat er eine Kameelhaut hängen um seinen Leib, mit einem ledernen Gurt um die Lenden zusammengebunden. Zum großen Theil aber ist er nackend. Sein Haar ist schwarz und lang und wirr, sein Gesicht ist gefärbt in Sonnenbrand, wie das eines Amalekiters, und er ist doch einer vom Stamme Juda's, der Sohn des Priesters Zacharias aus Bethlehem. Nach Heuschrecken hält er Jagd und speiset sie, den wilden Bienen nimmt er Honig weg und speiset ihn — der Menschen gewöhnliche Nahrung aber verachtet er. Auch der Menschen Sitten. Fast eher denn einem Menschen, sieht er einem wilden Thiere gleich. Also ist er geworden, weil er seit dem bethlehemischen Kindermorde in der Wüste lebt, in einer Höhle, die hoch auf steilem Felsen ist. Fast ist es, daß er die wilden Thiere liebt und die Menschen verachtet, weil diese, wie er sagt, in der Heuchelei leben, sich mit Heuchelei bekleiden und Heuchelei sprechen und unter dem Mantel der Tugend und der Sitte schlechter sind, als die nackte Bestie in der Wüste Sahara. Die Leute, die ihn hören, nennen ihn den Rufer; er ist so, daß es uns wundert, wieso der hohe Priester Kaiphas schweigt und den Mann dem Gesetze nicht überantwortet. Aber der Prophet fürchtet sich nicht und seine Worte sind wie Donnerschläge. Wer sich seiner Lehre beigesellt, deß Haupt begießet er zum Zeichen und zum Bunde mit Wasser.

„Was aber ist seine Lehre?“ fragten Andere.

„Gehet nur selbst hinaus," sprachen die Ersten, und so strömten Viele über den heißen Steinboden Judäas dahin gegen die Wüste. Unterwegs ward ihnen gesagt, sie müßten sich zur linken Seite halten, denn der Prophet sei an den Fluß Jordan gegangen, eine Strecke weiter oberhalb der Stelle, wo der Fluß in das Todte Meer eingeht. Unterwegs gesellte sich auch anderes Volk zu den Wanderern und die Gegend, die sonst öde und sumpfig war, wurde belebt und mit Pfaden durchzogen von Solchen, die den Propheten suchten. Verwunderlicher Weise kamen auch Gelehrte der Schrift und Solche, die strenge an uralter Satzung hingen. Der Prophet stand erhöht auf einem Stein, in der Faust hielt er den Zipf des Mantels an die behaarte Brust gepreßt, die andere Faust stemmte er in die Seite und mit glühendem Auge schaute er auf das Volk. Als er die Gelehrten der Schrift sah, erhob er die Stimme und rief: „O was ist das? Ihr Pfaffen seid gekommen? Was wollt Ihr? Granet Euch vor dem Zorne des Himmels, den Ihr kommen sehet, daß Ihr Zuflucht suchet bei Dem, der zur Buße ruft? Ihr Unduldsamen, die Ihr nur den Buchstaben kennt und nicht den Geist. Ihr Heuchler, die Ihr Den steinigt, der Euch mit des Wortes Hauch ein Haar krümmt, und Den preiset, der Menschenopfer bringt, die doch schuldlos sind und Kinder Gottes. Sehet zu, daß Euere Buße nicht zum Spotte wird! Ist sie wahr, so kniet nieder, damit ich Wasser gieße auf Euer Haupt, zum Zeichen, daß Ihr rein sein wollet."

So sprach er. Sie murrten ob der Herbheit seiner Rede, knieten aber hin. Er nahm eine steinerne Schale, tauchte sie in das klare Wasser des Jordan, der aus dem Gebirge kommt, und begoß ihre Häupter, daß die Bächlein niederrieselten am Nacken und über das Angesicht.

Ein Mann hob jetzt sein Haupt und fragte den Propheten: „Gibst Du uns Gebote?"

Der Prophet antwortete: „Du hast zwei Röcke und nur einen Leib. Dort am Feigenbaum steht Einer, der hat auch einen Leib, aber keinen Rock. Ich sage kein Gebot; bist Du guten Willens, so weißt Du, was Du thun sollst."

„Ich weiß es," sagte der Mann, ging hin und gab seinen zweiten Rock Dem, der keinen hatte.

Ein hagerer Alter, ein Zolleinnehmer aus Jerusalem, fragte den Propheten, was er thun solle, da Jeder, der an ihm vorbeikäme, ja einen Rock am Leibe trage.

„Fordert nicht mehr des Zolles, als was Gesetz ist," sagte der Prophet. „Haltet nicht die Hand auf nach Silberlingen, und nicht die Augen zu, um verhehlte Sachen zu übersehen."

„Und wir?" fragte nun ein römischer Söldling. „Wir sind unseres Lebens nicht Eigner, wir werden also doch kein Gebot haben."

„Ihr habt in der Hand das Schwert," rief der Prophet, „und das Schwert ist die Gewalt, der Haß, die Begier, die Habsucht. Hütet Euch! Ein ungerechter Tropfen Blutes auf Euerem Schwerte wird Euer eigenes Verderben sein!"

Alsbald traten auch Weiber vor, und trugen eine sieghafte Miene zur Schau. „Meister!" riefen sie. „Da uns von manneswegen keine Rechte gegeben sind, so haben wir wohl auch keine Pflichten! Wie?"

Da sprach der Prophet: „Die Rechte nehmt Ihr Euch selbst und die Pflichten werden Euch gegeben. Des Weibes Gebot ist: Du sollst nicht ehebrechen."

„Und was sagst Du den Männern?" fragten Jene.

„Die Männer haben außer diesem noch viele Gebote,“ sprach der Prophet. „Ihr sollet ihnen nicht nachstellen mit den Formen Eueres Fleisches, denn sie haben wichtigere Dinge zu lösen auf Erden, als das Weib zufrieden zu machen. Ihr sollet sie nicht locken mit der Farbe Euerer Wangen, nicht mit dem Netz Euerer Haare, nicht mit der Fülle Euerer Brüste. Ihr sollet der Männer Auge nicht auf Euch ziehen durch kostbares Gewand und glänzendes Geschmeide, Ihr sollet nicht schillern wie die Tauben, da Ihr doch tückisch wie die Schlangen seid.“

Auf solche Rede waren die Weiber erbost und suchten ihm einen Fallstrick zu legen, daher lächelten sie süß und fragten: „Deine große Lehre, o weiser Prophet, geht wohl nur die Weiber des Volkes an, die Frauen der Könige sind dem Gebote nicht unterworfen?“

Da sprach der Rufer: „Die Frauen der Könige sind nicht aus anderem Stoffe als das Bettelweib, das aussätzig an der Straße liegt. Sie müssen das Gebot befolgen. Die Frauen der Könige stehen auf hoher Stelle, wo sie gesehen werden von aller Welt, wo sie zum Vorbild gehalten werden von dem Volke, sie müssen das Gebot doppelt und dreifach strenge befolgen. Wenn aber selbst Herodes seine rechtmäßige Frau, des arabischen Königs Tochter, verstoßet und seines Bruders Weib nimmt und Blutschande übt offen vor seinem Volke, dann wehe ihm!“

„Ihr habt es Alle gehört,“ sagten die Weiber und wandten sich der Versammlung zu. Dann zogen sie den Saum ihrer Kleider empor, stiegen in den Fluß, dort wo er seicht war, entblößten den Nacken und den Busen und baten den Propheten, daß er ihr Haupt mit Wasser begieße. In diesem Augenblicke drängte sich viel männliches Volk herbei,

um der geheimnißvollen Handlung nahe zu sein. Der Prophet riß von der Ceder einen Zweg ab und schlug ihn den Andrängenden in das Gesicht.

Sie stutzten und flüsterten zu einander: „Es muß ein heiliger Mann sein! Denn er begießet das lebendige Fleisch mit Wasser und sie haben keine Gewalt über ihn."

Sie sandten einen Greis zu ihm, daß er frage, wer er sei.

Dieser trat vor den Propheten, neigte sich und sprach: „Im Namen des vielen Volkes, das Du dort unten versammelt siehst, frage ich Dich, ob Du nicht der Messias bist, der kommen soll und den wir erwarten?"

„Der bin ich nicht," antwortete der Prophet. „Aber er wird kommen bald nach mir, ich fege nur seinen Weg rein wie der Morgenwind, ehe die Sonne aufgeht. Um so viel, als der Himmel höher ist, denn die Erde, wird er größer sein als ich bin. Daß ich würdig werde, meine Hand an den Saum seines Kleides zu legen, die Riemen seiner Schuhe aufzulösen, ist mein Gebot. Ich gieße Wasser auf Euer Haupt, auf daß Ihr Buße thuet, er wird den Geist Gottes ausgießen über Alle, die Buße gethan haben, er wird das Feuer der Liebe senden über Alle, die Buße gethan haben. Mit der Wurfschaufel wird er den Weizen sondern in der Tenne und den Spreu im Feuer verbrennen. Erhebet Euch, das Reich Gottes ist näher als Ihr vermeinet!"

So sprach der Prophet, und die Menge war unruhig.

Ueber den Bergen von Galiläa stiegen schwere Wolken auf, deren Ränder leuchteten wie Silber. Die Luft lag wie eine Last über dem Thale des Jordan, und in den Oelbäumen regte sich kein Blatt.

Jetzt trat aus der Menge ein Mensch hervor und ging hin gegen den Propheten. Er trug einen langen Rock aus

blauer Wolle, der niederhing bis zu den nackten Füßen. Vom Haupt mit der hohen blassen Stirn gingen Lockenwellen über die Achseln, an der Oberlippe sproßte junger Bart. Milden Auges blickte dieser Mann auf den Propheten und sagte leise: „Gieße Wasser auch über mein Haupt."

Der Prophet blickte den Jüngling an, erschrak und sprach: „Du! — Du willst von mir das Zeichen der Buße empfangen? Ich bitte Dich, daß Du mir es giebst."

„Ich will Buße thun für Alle und also mit Wasser beginnen, was mit Blut vollendet werden soll." So sagte Jener.

Den Leuten fiel die Demuth auf, mit welcher der Prophet vor dem Jüngling stand und Etliche flüsterten zu einander: „Kennt Ihr diesen Menschen nicht? Er kam aus der Wüste. Von dem wäre Einiges zu erzählen. Eines Zimmermannes Sohn aus Nazareth soll er sein."

„Eines Zimmermannes Sohn. Was ist da weiter. Ich bin eines Gärtners Sohn."

„Er trägt ein stolzes Haupt, so sanft er auch ist. In der Wüste soll ihm ein Geist alle Schätze der Erde verheißen haben, wenn er vor dem Geiste niederknie. Er hat's nicht gethan, sondern gesagt, des Menschen Sohn knie nur vor Dem, deß Reich im Himmel ist."

„Es ist derselbe, sagt man sich, deswegen das große Kinderschlachten war vor achtundzwanzig Jahren zu Bethlehem."

„Ich verstehe es nicht. Er lebt ja."

„Weil seine Eltern damals mit ihm nach Egypten geflohen waren."

„Herodes, der Vater unseres Fürsten, hatte ja gefürchtet, daß er König der Juden werden würde!"

„Die Erscheinung," meinte ein Anderer, „wäre dafür so übel nicht, doch die Demuth und Einfalt, in der er dasteht, würde schlecht passen in den Königspalast zu Jerusalem."

„Siehe, er steigt in den Fluß . . ."

Der Prophet tauchte seine Schale in das Wasser und goß sie auf das Haupt des Jünglings. — Die Ränder der Wolken, welche am Himmel standen, leuchteten in glühendem Purpur des Abends.

„Siehst Du den weißen Punkt, der dort in der blauen Scheibe des Himmels steht?" fragte Einer in der Menge seinen Nachbar.

„Er wächst, er kommt näher. Ein Vogel ist es!"

Eine weiße Taube schwebte nieder und sie hörten die Stimme: „Mein vielgeliebter Sohn, der mein Wohlgefallen ist!"

Alles das war so seltsam, daß es Vielen wie ein Schauern durch das Herz ging.

„Der Sohn des Propheten wäre es?" fragte man.

„Der Prophet hat es nicht gesagt." Niemand wußte, wer das Wort gesprochen hatte. Vieler Augen suchten den Jüngling; der ward nicht mehr gesehen und die Dämmerung des Abends lag über dem Fluße Jordan. —

Eine kurze Weile nach diesem Tage, und an den Jordan kamen zwei Söldner, nicht um sich mit Wasser begießen zu lassen, sondern um den Prediger gefangen zu nehmen und nach Jerusalem zu führen vor den Vierfürsten Herodes. Dieser empfing ihn mit Wohlwollen und sprach: „Ich habe Dich zu mir beschieden, Johannes, des Zacharias Sohn — bist Du es?"

„Ich bin es."

„Ich will Dich hören, daß Du widerlegst, was Deine Feinde gegen Dich gesagt haben."

„Ich antworte."

„Sie sagten, daß Du in den Predigten, so Du in der Wüste hältst, und am Fluße Jordan, mein königliches Haus beleidigt hättest. Du sollst hart getadelt haben, daß der Fürst mit seines Bruders Weib in Schande lebe. Hast Du es gesagt?"

„Ich habe es gesagt."

„Johannes!" rief Herodes, „Du bist gekommen, das zu widerrufen."

„Herr," sagte der Prophet. „Ich bin gekommen, um es zu wiederholen. Wenn Du mit Deines Bruders Weib in Blutschande lebst, so rufe ich: Wehe Dir! Das Reich Gottes kommt, aber es kommt nicht allein mit seiner Gnade, es kommt auch mit seiner Rache. Entsage diesem Weibe!"

Herodes ward blaß vor Zorn, daß ein Mensch aus niedrigem Volke so zu ihm redete; er ließ den Propheten in das Gefängniß führen.

In einer der nächsten Nächte hatte der Vierfürst einen schweren Traum. Er sah von den Zinnen der Königsstadt Stein um Stein in den Abgrund stürzen, er sah Flammen brechen aus dem Palaste und dem Tempel und er hörte ein schreckliches Wehklagen. — Als er erwachte, kam ihm das Wort in den Sinn: Ihr, die Ihr Propheten steiniget! — Da war er entschlossen, den Johannes frei zu lassen, daß derselbe wieder zurückkehre in die Wüste.

Nun war es zur Zeit, daß Herodes seinen Geburtstag beging. Obzwar viele Völker des Morgenlandes den Geburtstag eines Menschen mit Trauer und Klage begehen, so hat zu solch trüber Feier doch ein Fürst keine Ursache. Herodes

gab zu Ehren seines Tages ein Fest, zu welchem er die Fürnehmsten der Stadt und des Landes lud und ihnen allerlei Lustbarkeit veranstaltete. Er selbst ergötzte sich dabei auf das Königlichste, denn es war Frau Herodias, seines Bruders Gattin, anwesend, und deren Töchterlein, welches neben der Mutter so reizvoll und süß aufblühte, daß dem Fürsten das Herz heiß ward, so oft er es ansah. Sie tanzte vor seinen Augen einen Reigen, bei welchem der wunderbare Wuchs ihrer Glieder ins allergünstigste Licht trat, denn ihr Kleid war weich und nur lose mit goldenen Spangen um den Leib geheftet.

Also trat der Fürst — während ringsum der Lustjubel laut war — mit jugendlicher Behendigkeit zu dem Mädchen, legte seinen Arm, der nackt war, um ihre weißen Achseln, hub mit der andern Hand einen Becher Weines an ihre Lippen und wollte, daß sie trinke. Sie lächelte nur, trank aber nicht, sondern sagte: „Mein König und Herr! Wenn ich jetzt trinken würde aus Deinem Becher, würdest Du trinken von meinen Lippen. Diese aber sind unversehrt wie die Rose im Morgenroth und meinem Bräutigam zu eigen."

„Wer ist der Mensch, welcher sich erkühnt, glücklicher zu sein als der Vierfürst von Judäa?" so fragte Herodes.

„Ich kenne ihn noch nicht," flüsterte das Mädchen, während es roth ward von der Stirn bis an das runde Kinn. „Es ist derselbe, der mir die feinste Morgengabe reichen wird, ehe denn ich sein bin."

„Und wenn Herodes sie Dir bringt —"

Das Mädchen hob sein großes mandelrundes Auge zum Fürsten und redete nicht. Vor dem feuchten Glanze ihres Auges vergingen ihm fast die Sinne, das Blut rasete in seinen Adern und er sprach: „Schönstes Weib, was soll

ich Dir geben? Verlange was Du willst, ich lege es Dir zu Füßen!"

Bei diesen Worten entwand sich das Mädchen dem Fürsten und eilte zu seiner Mutter, sie zu fragen, was es begehren sollte.

„O thörichtes Kind!" sagte die Mutter, „Du denkest jetzt an den goldenen Reifen um die Stirn. Nimm ihn nicht, er würde morgen zerschlagen sein, weil der Widersacher sein gewaltiges Wort schwingt wie einen Hammer. Gib Dich nicht zu leicht dem Herrn, mein Kind. Ist er König, so sei Du die Göttin, der man blutige Opfer bringt. Gedenkest Du nicht mehr des wilden Menschen am Jordan, der uns Thränen des Unmuthes entlockt hat, weil er lästerte und uns dem Fürsten entfremden wollte? Gegenwärtig sitzt er in diesen Mauern als Gefangener, aber Herodes' Wankelmuth kann ihn schon morgen befreien und der Mensch würde nicht ruhen, bis er Dich und mich zugrunde gerichtet hat. — Tochter, leihe mir Dein Ohr . . ." Und die Mutter legte in der Tochter Ohrmuschel ein Wort, welches alsbald zur grausen That wurde am Hofe des Königs.

Denn Herodes verfolgte das schöne Mädchen auf Schritt und Tritt, und dort, wo die schweren Seiden niedergingen vor den Kissen des Gemaches, that sie, als sehe sie keinen Ausweg mehr und flehte mit gerungenen Händen den Fürsten an, daß er sie nicht verfolge, und sie that, als zittere sie wie die Taube vor dem Adler.

„Ich verfolge Dich nicht," sprach Herodes, „ich frage Dich nur, was Dein Bräutigam Dir zu Füßen legen darf als Preis für die Paradiese, die Du zu vergeben hast."

Also antwortete das Mädchen: „Der demüthigen Magd steht es nicht an, kostbares Gut zu begehren von ihrem

Gebieter. Ich will an diesem Tage, den Gott möge segnen, enthaltsam sein in Erwartung des Geliebten. Nur ein einziges Gericht will ich, daß Du mir vorsetzen lassest in goldener Schüssel."

„Sprich klarer!"

„Im Gefängnisse liegt ein Mann, Namens Johannes, des Zacharias Sohn."

„Was willst Du von dem?" fragte der Fürst.

„Der Prophet, den sie heißen den Rufer in der Wüste."

„Was willst Du von ihm?"

„Dessen Haupt auf goldener Schüssel."

Zuerst verstand es Herodes nicht, was sie meinte. Und als er es begriff, wandte er sich ab und sagte für sich: „Grausamkeit, Dein Name ist Weib."

Da weinte sie und sprach: „Ich wußte es ja, daß Du mir das Geringste des Geringen versagen kannst. Nichts als eine Blume des Feldes ist Dir das Weib. Du brichst sie ab und wirfst sie hin, daß sie Heu werde. Und ist sie Heu, so kommen die Esel, um es zu fressen. Dieser Mensch, den sie den Rufer nennen, hat meine Mutter beleidigt bis zum Abgrund der Hölle. Auch Dich und Deine Würde hat er beschimpft und das Volk wiegelt er auf gegen den Fürsten. Du schließest die Augen und die Ohren in unbegreiflicher Langmuth. Aber ich begehre, daß Du ihm das Haupt abschlagen lassest und mir es reichest in goldener Schüssel."

„Es wird geschehen, wenn er des Todes schuldig ist," sprach Herodes.

„Wann ist der Mann, den der König beschützt, des Todes schuldig? Du liebest Jenen, der uns verderben will, mehr als mich!" Mit diesem Klageruf sank das junge Weib zu Boden. Da er es auffangen wollte, strich sein Arm an

den warmen Busen, und was ihre Worte nicht thaten, das that diese Berührung — sie kostete dem Rufer das Leben.

Die Mahlzeit war voller Pracht; die Speisen waren zusammengekommen aus aller Welt, und Wein aus fernen Gestaden Griechenlands und Roms schäumten in krystallenen Bechern. Am marmorenen Pfeiler stand ein Harfenspieler und pries in Gesängen den Fürsten Herodes und seinen glänzenden Hof. Der Vierfürst saß zwischen den beiden Frauen und hatte um die Stirn einen Kranz von rothen Rosen. Er trank viel Wein und goß ihn so hastig in sich, daß solcher auch außen niedertroff an seinem langen dünnen Barte. Denn er bangte vor dem letzten Gerichte. Plötzlich war dieses erschienen. Es war verdeckt mit weißem Tuche, nur der goldenen Schüssel kunstreich geschmiedeter Rand stand hervor. Herodes hob seinen Arm und winkte, daß das Gericht, welches vor ihm niedergestellt worden war, gegen das junge Weib gerückt werde, das zu seiner Linken saß. Dieses schlug mit hastigem Griffe das Tuch zurück und siehe! in der Schüssel lag eines Mannes Haupt mit schwarzem Haar und Bart im Blute, das aus dem abgehauenen Halse noch rann. Offenen Auges starrte der Kopf gerade auf das Weib hin, welches wollüstigen Grauens voll sich an den Fürsten schmiegte. In diesem Augenblicke öffnete sich der Mund des abgeschlagenen Hauptes und sprach die Worte: „Gottes Reich ist nahe!“

Alles war aufgesprungen voll Entsetzen und eine Stimme rief im Saal: „Wer hat das gewagt? Wer hat diese Versammlung geschändet mit solchem Morde? Es ist Johannes' Haupt, des Rufers in der Wüste. Ich bin sein Widerhall. Ich gehe hin und rufe die Feinde im Osten und im Westen, daß sie Dich strafen, Prophetenmörder Herodes! Denn die

Stimme Dessen, den Du getödtet hast, hallt nun tausendfach um den Erdkreis. Fluch den Bösen! Gottes Reich ist nahe!"

Ein Aufruhr entstand im Palaste, so daß der Fürst sich flüchten mußte. Die Frauen waren von seiner Seite gerissen worden.

Es geht der Bericht, daß sie eines Tages über das Eis eines Sees geschritten sein sollen, das Eis unter ihnen eingebrochen und sie elend in der Tiefe zugrunde gegangen wären.

Zur Zeit stand der König von Arabien auf, dessen Tochter Herodes verstoßen hatte, und überzog den treulosen Fürsten von Judäa mit Krieg, um die Schmach seines Kindes zu rächen, Herodes wurde seiner Würden entsetzt und verbannt in ein fernes Land, Gallien geheißen.

Als sie ihn davon führten in Banden, predigte zu Jerusalem ein neuer Prophet, Jesus von Nazareth genannt. Als Herodes ihn sah, wurde er von einem unerhörten Schrecke befallen, denn er hielt ihn für den enthaupteten Johannes.

Das Volk aber rief: „Das ist Der, den Johannes verkündet hat, das ist der Messias, der wahre König der Juden!"

Diese Worte waren das Letzte, was Herodes vernahm in seinem Reiche, dann zog er fort in die Verbannung.

Das Meisterstück des Zimmermanns.

Nun will ich Feierabend machen," sagte er und lehnte das Beil an die Wand.

Der Vater hielt die Säge ein, mit welcher er eben im Begriffe war, einen Balken entzweizuschneiden, blickte Jesum

an und sprach: „Wie willst Du jetzt Feierabend machen, mein Sohn, und es ist noch nicht der Sabbath?"

Hierauf antwortete Jesus: „Den Sabbath erkenne ich nicht mehr. Mir ist die Zeit gekommen, da jeder Tag ein Tag des Herrn ist. Ich habe Euch schon gesagt, liebe Eltern, daß ich auf den Berg Libanon steigen muß, oder über das weite Meer fahren, oder in die Wüste ziehen."

Die Mutter legte ihr Nähezeug in den Schoß, legte die Hände ineinander und rief: „Aber Kind, was willst Du denn an diesen schrecklichen Orten, wohin keine Menschenseele kommen mag!"

„Mutter, ich suche Gott den Herrn!"

„Gott der Herr ist überall," sagte hierauf der Vater.

„Ich will allein mit ihm sprechen," antwortete Jesus, „und ich will viel und lange mit ihm sprechen, darum gehe ich in die Einsamkeit."

„Ich werde alt, der Hände Arbeit wird mir mühsam, doch Du wirst wissen, was Du thust. Willst Du in die Fremde, so will ich Dich nicht zurückhalten. Du bist alt an die dreißig und magst wie jeder treue Handwerksmann die Welt anschauen." Also der Vater.

Die Mutter aber war bekümmert darüber, ob sein Rock und sein Hemde und sein Schuhblatt in dem Stande wären, um mit ihnen zu reisen; sie that einen blauen Sack hervor, füllte ihn mit Gewand und Nahrungsmitteln und anderlei Dingen, wie der Wanderer sie brauchen kann, und nöthigte solche Last dem Sohne auf. Der Vater Josef holte aus dem Wandwinkel einen Stock hervor, gab ihn dem Sohne und sprach: „Von mir nimm diesen Stab. Habe ihn einst geschnitten in den Wäldern des oberen Jordan, bin mit ihm in meiner Jugend durch Galiläa gewandert und durch

Samaria. Kam ich unter wilde Thiere, so war er meine Wehr, strauchetle ich, so war er meine Stütze. Als ich Deine Mutter zum Weibe nahm, spotteten die Leute meiner, daß ich den dürren Stab in der Hand hielte, und da ist aus ihm ein Blüthenzweig hervorgesprossen. Nimm ihn mit Dir, mein Sohn, und denke daran."

Und als sie dergestalt zum betrübten Abschiede rüsteten im Zimmermannshause zu Nazareth, da kam eine Magd hereingegangen mit der Botschaft, es wäre ein fremder Mensch draußen.

„Theile ihm ein Stück Brot," sagte Maria, die Nähterin.

„Frau," berichtete die Magd, „er bittet nicht um Brot, sondern um Arbeit."

„Dann führe ihn herein", sagte Meister Josef.

Und es war ein junger, schlanker, zagender Mann, der mit stotternder Stimme kund that, daß er sein armer Leute Kind sei, daß er nirgends Erwerb finde, daß man ihm gerathen habe, zu den Amelekitern zu gehen, um mit ihnen den Wüstenzügen aufzulauern, daß er aber sein Brot redlich verdienen wolle und daß er den Meister Josef sehr bitte, er möchte ihn aufnehmen in sein Haus und ihm das Zimmerhandwerk lernen.

Auf solches machte Josef ein freundliches Gesicht, denn er freute sich, wenn sein bescheidenes Handwerk Ehre fand. Es waren Aegypter und Syrer ins Land gekommen, die im Zimmerhandwerke wohl feiner arbeiteten, aber nicht so tüchtig und haltbar, und die mit ihren zierlichen Werken das heimische Gewerbe zu schädigen drohten. Darum waren dem Meister junge Kräfte willkommen, die sein Handwerk verjüngen und fortführen konnten.

„Siehst Du, mein Sohn," sagte er zu Jesus, „also ist bald Ersatz für jeden Menschen, der fortzieht, sei es, daß er in die Fremde wandert, sei es, daß er ins Grab steigt."

Maria schüttelte still weinend ihr Haupt. — Ersatz wäre das keiner.

Jesus nahm den fremden Jüngling an der Hand, führte ihn zu den Eltern hin und sagte: „Nehmet ihn auf anstatt meiner. Mit meinem Beil soll er in der Werkstatt schaffen, an meinem Platze bei Tisch soll er essen, in meinem Bette soll er schlafen. Wenn Ihr mir des Morgens Wasser reichen wollet zu Reinigung, so reichet es ihm, wenn Ihr mich des Abends segnen wollet, so segnet ihn, alles, was Ihr mir, dem Fernen, Gutes zugedenket, das erweiset ihm."

„Und Du?" fragte die Mutter den scheidenden Sohn, „willst Du denn nimmermehr kommen?"

„Ich werde immer bei Euch sein," sagte Jesus, „in jedem Dürftigen bin ich bei Euch, an jedem Armen könnet ihr mir Euere Liebe zeigen."

Meister Josef schaute sein Weib an und sprach leise: „Ich weiß nicht, was es mit ihm ist. Seit so manchem Jahr war er ein braver Zimmermannsgeselle und wenn er redete, so war es verständig. Jetzt spricht er so in Geheimnissen. Sollte er zu viel aus den Schriften gelesen haben?"

„Mir ist immer etwas auf dem Herzen gelegen wegen seiner," entgegnete das Weib, „ich habe nie recht gewußt, ist es ein Hoffen oder ein Bangen. Er war stets anders als andere Leute sind und jetzt geht er von uns wie ein Fremder."

Denn Jesus hatte kurz Abschied genommen und war ruhig davongegangen, während sie noch sprachen. Und dort am Zimmerschragen, wo der liebe Sohn emsig und klug

gearbeitet hatte, stand jetzt der fremde Mensch und handhabte so ungeschickt das Beil, daß der Meister es ihm aus der Hand nahm und sagte: „Erst mußt Du das Werkzeug gebrauchen lernen, mein Sohn; das Beil und die Säge und das Stemmeisen sollen von nun an Deine leiblichen Glieder sein, wie Hände und Füße.“

Der junge Mensch, welcher Adam hieß, bat demüthig um Geduld und faßte das Werkzeug an, wie Josef es zeigte.

„Dem Meister geziemt Geduld, dem Lehrling Fleiß, so habe ich es immer gehalten,“ sagte Josef gütig. Insgeheim war ihm leid um den von hinnen gezogenen Jesus. —

Unser Wanderer reisete tagelang und stieg hinab in das Land Judäa. Aber er zog nicht gegen die Stadt, wo die Schriftgelehrten lebten und wo der Tempel Salomons stand, er bog zur Linken ein über die Felsberge von Jericho. Stand er auf einer Höhe, so sah er zur Rechten die röthlich schimmernden Gelände von Judäa und zur Linken das fruchtbare Thal des Jordan. Aber er stieg nicht hinab gegen den schönen Fluß, er wanderte voran tagelang. Zurück blieben die Wälder der Pinien, die Palmenhaine und die üppig grünenden Triften, die Menschenwohnungen mit den Gärten, welche eingerandet waren von roh aufgeschichteten Steinwällen. Noch standen an sandigen Hängen einzelne Oelbäume, es stand zwischen Steinblöcken noch manch einsamer Feigenbaum mit halbverdorrten Aesten. Dann blieben auch diese zurück. Auf dem dürren Boden schlängelten sich nur noch gelbe Flechten, auf den Steinen wucherte das graue, knisternde Moos. Endlich blieb auch das zurück. Es war keine Pflanze mehr und kein Tropfen Wasser, alles kahles Gestein und heißer Sand — Jesus war in der Wüste.

Es war kein Weg und kein Steg, er wandelte über zackiges Gerölle; es war kein Zelt, er ruhte in Felsklüften; es war keine Quelle, er labte sich an dem Thaue, der vom Himmel sank in kühler Nacht; es war kein lebendes Wesen, er betete zu Gott, dem Herrn Himmels und der Erde. — Manchmal stieg er empor zu den weißen Riffen und blickte von ihnen hinaus gegen Sonnenaufgang. Da sank vor ihm das Wüstenland stufenweise nieder von Sandfeld zu Sandfeld, von Fels zu Fels, wie sie sich in zackigen, schründigen Wällen hinzogen bis in die blaue Ferne, wo die starre Landschaft abgeschlossen wurde durch einen schimmernden Streifen, der schnurgerade dort lag am Rande des Himmels. Dieser Streifen war das Todte Meer. Manchmal war es, daß auf der sandigen Thalung schwefelgelbe Wolken hinwirbelten, daß diese Wolken vom Sturme gepeitscht empor wogten zu den Riffen und den Einsiedler einhüllten in brennenden Wüstensand. Dann wieder war es, daß die weite zerklüftete Wüste in blendend weißer Sonnenglut lag, so heiß, daß man meinen konnte, das Meer müßte dort, wo es an den heißen Felsstrand schlug, aufzischen und verdunsten.

Eines Tages, als Jesus wiederum auf einer solchen Felszinne stand und hinausschaute über die ungeheuere Oede, die unter dem goldigleuchtenden Himmelsgewölbe jetzt wie eine dunkle, zerrissene Scheibe dalag, da kam das wehe Gefühl der Vereinsamung über ihn und es war ihm, als gebe Gott, zu dem er in seinem Herzen betete, keine Antwort mehr. Da stand ganz plötzlich vor ihm, wie aus der Felskluft hervorgestiegen, ein schlanker Jüngling. Seine schönen Glieder waren nur flüchtig verhüllt durch einen schwarzen Mantel, der aus Seide gewoben und mit goldenem Saume

berandet war. Sein Gesicht war glatt und fein, und hatte kaum den Schatten eines Bartes. Sein dichtes schwarzes Haar krausete und die Krauslein bewegten sich zuweilen ein wenig, als wären sie junge Schlangen. Mit heißer Augenglut blickte er auf Jesus und fragte ihn freundlich: „Du hast Dich wohl verirrt, Freund, in der Wüste und ich will Dir gerne den Weg weisen, der Dich wieder hinausführt in die schöne Welt."

„Ich verlange nicht nach der Welt," antwortete Jesus.

Mit Befremdung sah der fremde Jüngling auf den Einsamen und dann sprach er: „Du verlangst nicht nach der Welt? Ein Mann, so jugendlich und sinnesfrisch, und verlangt nicht nach der Welt! Guter Freund, Du betrügst Dich selber. Behorche doch einmal die geheimsten Regungen Deines Wesens, wie ist es weltdürstig! Knechte es nicht mit naturwidrigen Satzungen, die Greise aufgestellt haben und nur Greise befolgen können. Lasse Deinen Leib nicht Staub werden, ehe er nach dem Willen des Schöpfers sich ausgelebt hat. Wir sind lebendig, damit wir leben sollen. Feige ist, wer sich vor der Freude scheut; pflichtvergessen ist, wer die Habe Jakobs nicht vermehrt, die Gabe Noahs nicht nutzt und den Segen Abrahams nicht erfüllt. Lass' das träge Träumen, Freund, und komm mit mir. Ich führe Dich in die Gelände von Benam, wo vollwangige Schäferinnen noch Labans Heerde weiden. Ich führe Dich in die Stadt der Könige, wo die Juden des Messias harren, um ihm die goldene Krone auf das Haupt zu setzen. Sei klug, gieb Dich aus für den Messias, bringe ihnen das Gesetz, welches ihnen gefällt. Gehe hin und mache sie sündlos, daß sie fürder kein Gebot mehr übertreten. Weißt Du wohl, wie das zu machen ist? Stelle ihnen kein Gebot auf, und sie können

keines übertreten. Sie werden Dich rühmen als den größten Weisen des Erdkreises, alle Güter und Freuden der Welt werden sie Dir zu Füßen legen, der herrlichste Purpur wird Deine Gestalt umhüllen und die Königskronen der Juden, der Pharaonen und der Römer werden dreifach Dein Haupt schmücken. Komm, Freund, wir steigen hinab ins Paradies."

Also sprach der schöne Jüngling mit dem schwarzen gekrausten Haar, dessen Locken sich manchmal regten wie junge Schlangen. Jesus wandte sich unwillig von ihm ab und antwortete nicht. Der Jüngling trat näher zu ihm und schlang seinen warmen weichen Arm um den Nacken des Einsiedlers. Dieser schleuderte mit kräftiger Hand das schmeichlerische Joch von sich, schritt rasch hin über das zackige Gefelse und schaute nicht um.

Und von solcher Stunde an fühlte er mehr als je die Nähe des Herrn. Und klarer als je sah er, wie die Welt beschaffen und was die Ursache ihres Elendes ist. Er sah, was sie zu ihrer Erniedrigung wünscht, und was zu ihrer Erlösung frommt. Ihr Wunsch ist Genuß und Eigennutz, ihr Heil ist Entsagung und Liebe . . .

Vierzig Tage und vierzig Nächte war er in der Wüste, dann stieg er hinab gegen den Jordan. —

Im Hause des Zimmermanns zu Nazareth war stille Trauer. Vom lieben fortgezogenen Sohn kam keine Nachricht heim. Sie wußten nicht, war er in den Gebirgen des Libanon, wo — wie Meister Josef behauptete — das beste Zimmerholz der Welt wuchs, oder war er gegen Aegypten gezogen, um dort Freunde zu suchen, mit welchen er einst in leidvoller Jugend mit bunten Steinchen gespielt an den Fußquadern der Pyramiden; oder war er über das Meer gezogen in die Länder der heidnischen Griechen und Römer;

oder hatte er in der Königsstadt Jerusalem Arbeit genommen, wo, wie der Lehrling Adam versicherte, das lustigste Leben auf der Erde ist. — Es kam keine Nachricht. Hingegen ging eine Mähr um, daß am Jordan und am See Genezareth ein Prophet erschienen sei, der dem Volke, das um ihn zusammenströme, die Lehre von einem neuen Reiche Gottes verkündige. Und ein Nachbar suchte Meister Josef zu bereden, daß auch er hingehe, vielleicht fände er an dem neuen Propheten einen alten Bekannten, es gäbe Zimmerleute, die anstatt irdischer Häuser ein Haus Gottes zu bauen verstünden, in welchem viele Wohnungen seien.

„Willst Du hingehen?" fragte Josef seine Gesponsin. Maria antwortete unter vor Freude klopfendem Herzen: „Ich weiß schon, daß er es ist. Aber hingehen will ich nicht, weil ich sein Wort schon weiß und weil er nun nicht mehr mir gehört, sondern allen Jenen, die seine Lehre hören. Ich glaube ihm, auch wenn ich ihn nicht sehe."

Adam der Lehrling hatte sich mittlerweile zur Zufriedenheit betragen. Er war fleißig und sittsam und der Liebe nicht ganz unwürdig, die ihm von dem Ehepaar erwiesen wurde, welche aber freilich dem Abwesenden vermeint war. Mit dem Beile, das Jesus zurückgelassen hatte in der Werkstatt, arbeitete Adam am Holze; er saß am Platze des Tisches, wo Jesus gesessen, er schlief im Bette, im welchem Jesus geruht hatte, und er gedieh zur Freude des Meisters zu einem rechtschaffenen Zimmermanne. Aber noch bevor Adam seine Lehrzeit vollenden und sein Gesellenstück schaffen konnte, verschied Meister Josef. Dieser war eben daran gewesen, ein Stück Holz zu glätten mit dem Falzmesser, als er inne hielt, um sich zur kurzen Rast auf die Bank zu setzen neben sein Weib, das an einem Linnen nähte. Einen

leisen Schlaf hub er an, von dem er aber nicht mehr erwachte. Dann kamen die Nachbarn, hüllten ihn in ein langes, weißes Gewand, trugen ihn hinaus und legten ihn in ein steinernes Grab. Maria, sein Weib, verbarg ihren Schmerz, weil sie dachte, dem Willen Gottes solle der Mensch mit keiner Klage widersprechen.

Nach dem Heimgange des Meisters Josef war es zu Ende mit dem Zimmerhandwerk in diesem Hause und Adam sah, daß seines Bleibens nicht länger sein könne. So wollte nun auch er den Wanderstab ergreifen und eine Stätte suchen draußen in der Welt, wo er sein Meisterstück machen könnte. Sein Sinnen und Einbilden war stets Jerusalem gewesen, die herrliche Königsstadt. Also dahin wollte er nun ziehen. Als er Abschied nahm von der stillen ernsten Meistersfrau, gab ihm diese voller Fürsorge Gewand und Nahrung mit, wie einst ihrem Jesus. Dann sagte sie: „Mit unserem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ziehe hin. Und wenn Du in der weiten Welt meinen Sohn solltest begegnen, so sei ihm gut.“

„Wenn ich ihm begegne in der Wüste,“ also antwortete Adam, „so werde ich ihm meinen letzten Bissen Brot geben, werde aus meinem Gewande ihm ein sanftes Bett bereiten und selbst daneben auf rauhen Steinen schlafen, preisend den Herrn, daß es mir vergönnt ist, meiner Dankbarkeit genug zu thun.“

Dann zog er fürbaß.

Er wanderte durch Galiläa, er wanderte durch Samaria, er gönnte sich nirgends Rast, denn er wollte eintreffen in Jerusalem zum Feste der ungesäuerten Brote, da allerwelts Volk herbeiströmte in die Stadt des salomonischen Tempels, und da es also besonders hoch hergehen wird zu Jerusalem.

Er nahm sich vor, nach den stillen Jugend- und Lehrjahren im Gebirge sein Leben einmal recht zu genießen in der Lust und Freude gebenden Königsstadt.

Und eines Tages zog er — vom Strome der fremden Ankömmlinge mitgerissen — ein durch das Thor des Herodes. Es war zur selben Stunde ein wunderliches Schauspiel zu sehen in der Stadt. Der Statthalter hatte einen Volksaufrührer öffentlich ausstellen lassen, um für den armen, arg zu Schanden geschlagenen Menschen Mitleid zu erregen bei der Menge, denn diese verlangte seinen Tod. Adam ging an dem widerlichen Auflaufe vorüber, denn sein Herz war weich und wohlgeartet. Er fragte Zimmerwerkstätten nach, allein überall wurde er abgewiesen; just vor dem Feste wollte man nirgends einen Burschen aufnehmen. Nur in einer geringen Werkstätte draußen vor der Stadt wurde er befragt, ob er bereit sei, allsogleich eine Arbeit zu übernehmen, die noch in der Nacht fertiggestellt sein müsse. Adam war von der Reise zwar müde, doch der Stelle willen, die er hier zu finden hoffte, nahm er die Arbeit an. Ein Galgen war zu zimmern, mit einem langen Stamme aufrecht, und oben mit einem Balken in die Quere. Adam hätte sich ein anderes Meisterstück gedacht in der fröhlichen Stadt Jerusalem, allein er blieb wohlgemuth und baute das Ding, wie es ihm angegeben worden war.

Als Adam mit seinem Werke fertig war, der Meister, ein alter höckeriger Mann, dasselbe prüfte und damit sich zufrieden erklärte, ging er hinaus in die Morgenfrische, um die Umgebung der Stadt zu erforschen oder gar eine Wirthschaft zu finden, wo lachende Mädchen einen Becher Weines böten. Unter einem Oelbaume stand er still und schaute hinaus in das mittägige Gebirge, wo die kleine Stadt

Bethlehem lag, welche ja — wie Lehrmeister Josef ihm einmal erzählt hatte — die Geburtsstadt Jesu war, der in seiner Kindheit merkwürdige Schicksale gehabt und dann sein Vorgänger gewesen in der Werkstatt. Er erinnerte sich bei dieser Gelegenheit an alle Liebe und Wohlthat, die er im Zimmermannshause zu Nazareth erfahren hatte, und fast war es in ihm wie Heimweh nach dem stillen Gebirgsstädtchen in Galiläa.

Und als Adam der Zimmermann fast betrübt so vor sich hinträumte, da bemerkte er einen Volksauflauf, der dort am Felshügel vor sich ging. Unter der Menge waren auch Kriegsknechte und hohe Priester, so daß Adam hin ging und einen Karrner fragte, was das zu bedeuten habe.

„Der arme Sünder wird gekreuzigt," antwortete Jener.

Da drängte sich Adam hinzu, um zu sehen, wie der Verbrecher wohl aussehe, für den er das Kreuz hatte zimmern müssen. Auch wollte er wissen, welcher Art das Verbrechen sei, das der Unglückselige begangen. Nun, das konnte er bald erfahren, alle Umstehenden sprachen darüber: es war der Prophet, welcher — wie sie sagten — die Irrlehre verkündet: Liebe Gott über alles, und Deinen Nächsten wie Dich selbst.

Mit gesteigerter Unruhe drängte der Zimmermann hinzu und zwischen den Schultern der schwerbewaffneten Landsknechte hindurch sah er, wie sie den der Kleider entblößten Uebelthäter zu Boden warfen auf das Kreuz, und ihn an Händen und Füßen mit eisernen Nägeln festhefteten an den Balken. Und in diesem Menschen, der da gekreuzigt wurde, erkannte er Jesum, den Sohn der Zimmermannsleute zu Nazareth. — Wie von einem Schlage betäubt, taumelte Adam beiseite. Für diesen Menschen also, der ihm Eltern

und Heim überlassen, der ihm die größte Wohlthat übermittelt, die er je genossen, hat er den Kreuzgalgen gebaut. Und das war sein Meisterstück gewesen. — Das Licht verging dem guten Adam vor den Augen, die Erde wankte unter seinen Füßen, er eilte wie rasend davon. Er wanderte gegen Sonnenuntergang bis zum Meere. Auf inständiges Bitten nahmen ihn Schiffer mit in das Abendland, wo er in den Wildnissen Germaniens still und bußfertig sein Leben verbracht hat.

— — — — — — — — — — — —

Das sind die drei Legenden, welche meine Seele herüberspann aus verklingender Zeit, da der Himmel sich gewölbt über das Geheimniß der Krippe und des Kreuzes.





Grüß' Gott!

Im gewaltigen Jahre — ich meine natürlich 1848 — ging in meiner Heimatsgegend ein Mann um, der wollte den Gruß aufbringen: „Heil dem Kaiser!“ Wollte ihm aber nicht gelingen; die Leute hatten gar nichts gegen den Kaiser, aber der Patriotismus für den Vater im Himmel schien ihnen dankbarer zu sein. Ein Jahr später grüßte obgedachter Mann die Vorübergehenden mit dem Worte: „Heil dem Kossuth!“ Das gefiel den Gebirgsbauern noch weit weniger, so gerne sie auch die Kossuth-Banknoten hatten, die damals heimlich umgingen. Mir ist demnach schon zu jener Zeit bewußt worden, daß man den Gruß zu einem Bekenntnisse, zu einem Schilde, zu einer Fahne machen könne, oder auch daß er gleichsam ein Lüften des Visirs sei. So gewann mir besonders der christliche Gruß tiefere Bedeutung.

Ich dachte mir das so: Ein Mann wandert im fremden Lande. Ueber seinem Haupte ragt wildes Gebirge, Lawinen drohen, von der Höhe starren grinsende Felsgestalten, mit schreckbaren Gesichtern träuend, als wollten sie niederbrechen

und den Wanderer zermalmen. Die Wolken verfinstern den Himmel und kriechen in gespenstischen Gestalten an dem Gebirge hernieder. Zu den Füßen des Wanderers sind Abgründe, tief und dämmernd, und man hört das Brausen ruheloser Wässer. Ueber schwankende Stege führt der Weg, durch mächtige Urwälder zieht er, dort das Heulen eines Wolfes, das Huschen unheimlicher Gestalten, den Wanderer graut, er weiß nicht, wann diese Wildniß enden wird. Da begegnet ihm ein Mann und sagt: „Gelobt sei Jesus Christus!" das heißt: „Ich bin Dein Genosse. Ich gehöre auch zu Denen, die an einen Heiland glauben, ich bin auch Einer der Lehre, den Nächsten beizustehen, wenn er in Noth ist, den Feinden zu verzeihen, den Hungernden zu speisen, den Irrenden zu weisen. Ich bin einer von Denen, die ein reines Herz höher stellen, als alle Güter der Erde, die eine Auferstehung des Guten glauben und ein ewiges Leben. — Bist auch Du einer von Denen?"

Unser Wanderer antwortet: „In Ewigkeit." Das heißt: „Ich bin's. Sei gegrüßt, Bruder!"

Das Grauen ist dahin, der Muth erwacht. Der Wanderer ist nicht mehr allein, ist erinnert, daß er jener großen Gemeinde angehört, deren unzerstörbares ewiges Reich nicht von Felsen erschlagen, nicht von Abgründen verschlungen, nicht von Wölfen zerrissen werden kann. Und einer der Grüßenden hat im obigen Wort zum Anderen gesagt: Ich will Dir beistehen in Gefahr und Leid.

So deutete ich mir den christlichen Gruß und in diesem Sinne wäre er auch heute noch zu brauchen, wenn ihn die Frömmler nicht verdorben hätten.

Nun, das ist erst der Eingang. Ich ziele weiter. Unsere gebräuchlichen Grüße sind Wünsche und — nehmen wir an —

stets wohlgemeint. Aber im Grunde sind sie sehr hölzern, manchmal geradezu lächerlich. „Guten Morgen!" hört man oft, da es schon gegen Abend geht. „Guten Appetit!" wird Manchem zugerufen, der nichts zu essen hat. In Norddeutschland hört man von elf bis vier Uhr fortwährend auf der Gasse schreien: „Mahlzeit!" als ob nicht der eigene Magen daran erinnerte, welche Zeit es sei. „Gesegnete Mahlzeit!" heißt es, so viel als: Ich segne Dir die Mahlzeit! Aber die Wenigsten sagen: Ich lade Dich ein zur Mahlzeit, was wohl den Armen gegenüber der passendste Gruß wäre. „Ergebener Diener!" sagt Mancher zu Manchem, den er nur so über die Achsel anzuschauen pflegt, oder dessen oft recht selbstsüchtiger Herr er ist. Ein sehr eigennütziger Gruß ist das: „Ich empfehle mich!" aber auch ein herzlich unbescheidener, denn er will so viel sagen: „Ich rühme mich Ihnen an, ich bin werth, daß Sie mich bevorzugen!" Und auch ein gar dummer, weil man Manchem nicht empfohlen sein möchte, dem man sich empfiehlt. Das „Lebewohl" ist ein Befehl, dem lange nicht Jeder nachzukommen vermag. Einer unserer fadesten Grüße ist das welsche: „Mein Compliment," weil er zu jenen gehört, die gar nichts sagen, also freilich auch keinen Unsinn. In unseren österreichischen Städten klingt es beständig, wenn Einer an dem Anderen vorbeigeht: „Ich habe die Ehre!" — Welche Ehre? Warum die Ehre? — Ich habe die Ehre, Ihnen zu begegnen! will man sagen, ich habe die Ehre, Sie zu grüßen, oder von Ihnen gegrüßt zu werden. Manchmal ist es auch in der That eine Ehre, aber eben so oft oder noch öfter denkt man bei der Begegnung: Ach, da kommt dieser lästige Mensch! Oh, muß ich gerade diesem Lumpen begegnen! Recht ärgerlich, daß man ihn grüßen muß. Und in leutseligster Weise ruft man ihm zu: „Ich habe die Ehre!"

tauscht mit ihm einige süßliche, nichtssagende Worte aus und mit einem: „Es war mir ein Vergnügen! Auf Wiedersehen!“ trennt man sich. — Nun so ist es eben; schließen sich die Leute voneinander ab wie im Mittelalter, so sind sie, begegnen sie sich einmal, kotzengrob miteinander; und führen sie ein geselliges Leben, so ersticken sie ihr bißchen Ehrlichkeit in eitel Heuchelei. Andere unserer landläufigen Grußformeln mag ich gar nicht berühren, denke aber, daß es eines gebildeten Volkes unwürdig ist, wenn es gerade zur Begrüßung der Mitmenschen, der Mitstreitenden und Mitleidenden die nichtssagendsten, schalsten Worte anwendet. Man pflegt und braucht dabei ja nichts zu denken, heißt es. Schön. Aber man sollte sich bei Worten, die so unzähligemal im kurzen Leben ausgesprochen werden, wenigstens was Rechtes denken können. Da kommt Einer, der wünscht mir einen „Guten Tag!“ Ist das denn kein Gedanke? Ich glaube doch, aber Gedanke und Wunsch ist ein sehr kümmerlicher. Warum gönnt mir der Kerl nicht ein gutes Jahr, oder wenigstens eine gute Woche? „Guten Morgen!“ wünscht er mir, der Knicker, mit dem Abend muß ich mich selber behelfen. Und übrigens, nützt mir sein Wunsch etwas? Hat dieser Wunsch eine Kraft? Thut der Mann auch nur das mindeste, seinen Wunsch zur That werden zu lassen? — „Entschuldigung, Musjeh!“ sagte jener Berliner Nachtstrolch zu dem im Morgengrauen durch eine öde Gasse Wandelnden, „jeben Sie mal Ihre Börse her! Und Ihre Uhr, wenn ich erjebenst bitten darf! Schön. Ist das wohl Allens, Brüderchen? — Na denn. Juten Morgen!“ In ähnlichem Sinne wünscht mancher seinem Mitmenschen einen guten Morgen.

Die Alten — es ist beschämend für uns, nichts von ihnen gelernt und so viel vergessen zu haben – sie grüßten:

„Sei gesund! Freund!" „Sei froh!" wenigstens glaubt man solchen Worten lieber, daß sie empfunden werden können vom Geber und vom Nehmer. Der Orientale sagt: „Salem! — Friede sei Dir!" Wie windig nimmt sich dagegen nicht unser „Ergebenster" oder „Unterthänigster Diener!" aus.

„Servus!" rufen sich unsere freien, aller Servilität feindlichen Studenten zu. „Ich bin Dein Unterthan!" Wollte Einer den Anderen einmal beim Wort nehmen: „Gut, Junge, sei Du mein Unterthan!" Ich möchte sehen, was geschähe. Auf Säbel oder Pistolen!

Und vollends unser militärisches „Tschau!" Es bedeutet sicherlich nichts übles, doch hielt ich es lange Zeit für den Gruß der polnischen Juden; diese sollen aber einen unvergleichlich schöner lautenden haben, als das widerliche: „Tschau!" worüber die Gelehrten nicht einig sind, was es heißen soll. Hingegen — und jetzt beginnt sich's zu lichten — der Mann, der mir ein biderbes „Grüß Gott!" zuruft, kann ein Dummkopf sein, ein Gauch, aber er giebt mir ein gutes Wort. Und ein gutes Wort ist mir eine Gabe, eine freiwillige Spende, die nicht bloß für den Augenblick währt, wie ein Stück Brot, die in uns lebendig bleiben kann, innerlich wirken und äußerlich Frucht bringen mag, wenn der Acker nicht gar zu schlecht ist.

„Grüß' Gott!" Das ist ein Fingerzeig nach den Höhen. Alles Große, Edle, Schöne, das in der Welt und Menschheit sich offenbart, die ewige Gesetzmäßigkeit in der Natur, der unendliche Geist, der sich ununterbrochen zeigt im Gewaltigen und im scheinbar Kleinen, im beseeligenden Siege des Guten, Wahren, wie im Unterliegen des Unechten (die scheinbaren Siege des Letzteren sind ja nur Pyrrhussiege voll Unlust und Friedlosigkeit), dieser große, richtende, segnende Geist, den

wir im Worte „Gott" zusammenfassen — er möge mich grüßen, er läßt mich grüßen. Ein solcher Gruß ist schon des Dankes werth. Meint ihr nicht! Und ist nicht auch das „Behüte Gott!" leicht im gleichen Sinne aufzufassen? Und wenn schon das gute, deutsche Wort zu hausbacken ist — diesmal hat auch der Franzose ein annehmbares. „Adieu!" Die Worte sind verschieden, die Sache ist hüben und drüben dieselbe.

Aber, damit die Bäume nicht in den Himmel wachsen, was wir Gutes haben, das gebrauchen wir wenigstens zur unrechten Zeit, oder stellen es schief auf und legen es krumm aus. Da heißt es bei uns, das „Grüß' Gott!" oder das „Adieu" sei kein passender Gruß des Untergebenen gegen seinen Vorgesetzten, sei kein schicksamer Gruß der Kinder gegenüber den Eltern. Warum denn? Die sehr hohen und vornehmen Herrschaften pflegt man ohnehin nur stumm zu grüßen, weil man ja „in Ehrfurcht erstirbt", und die Sterbenden doch der Sprache nicht mehr mächtig sind. Und dann — wenn sich ein untergeordneter Beamter vor seinem Chef, oder ein Domestik vor seinem Herrn mit einem „Grüß' Gott!" verneigt, so kann es dem Chef oder Herrn allerdings einfallen: Das verräth just nicht viel Lebensart vom lieben Gott, daß er mich durch die Dienerschaft grüßen läßt. Anständigerweise pflegt man die Karte abzugeben. Daß jeder Mensch, der an uns herantritt, besonders jeder Arme, eine Visitkarte vom lieben Gott ist, das fällt dem Herrn wohl nicht ein. — Im Regenbogen lächelt Gott, in Blitz und Donner flucht er, aber sprechen will er zu uns nur durch den Menschen.

Bei meinen Kindern habe ich das „Grüß' Gott!" eingeführt. Es ist mir auch recht wahrscheinlich, daß die unschul-

digen, herzensfreudigen Kinder zu Gott noch in einem besonders nahen Verhältniß stehen, in einem näheren, als ich weltumsponnener Mann; und von Gott freut mich der feine Takt ganz besonders, daß er die lieben Kinder als Boten schickt. Mit solchen Zwischenträgern richtet er bei uns Starrköpfen immer am leichtesten was aus. — Schon manche dunkle Stunde ist in meinem Leben gewesen. Ich war in Trauer, ich war in Verzweiflung, ich rang mit den Dämonen der Verneinung, ich rang mit der thierischen Natur in mir und ward ihr Sklave, die Sünde warb um mich mit Lockungen und List; Eigennutz, Haß und Rachedrang umgarnten und stachelten mich. Oefter als einmal hat mich in solchen Lagen das Kind befreit mit dem treuherzigen: „Grüß' Gott!"

Ein Grußwort ist kein leerer Schall, aber das rechte muß es sein, in welchem Herz und Sinn liegt, oder Herz und Sinn gelegt werden kann. Es ist ja doch nicht ganz unmöglich, daß der Mensch auch einmal nachdenkt über ein Wort, welches er hundert und hundertmal hört, daß er einmal nachdenkt über Inhalt und Bedeutung des Umgangsgrußes, durch welchen sich unser geselliger Verkehr, unser Verhältniß zu den Mitmenschen, unser Wohlwollen für sie andeuten soll. Nach mancherlei Erwägung bin ich auf die Meinung gekommen, man möge den Kindern in der Schule das ideale, allgemein passende und treuherzige „Grüß' Gott!" lehren und angewöhnen. Dieser echt menschliche Gruß heimelt an, ist religiös und weltlich zugleich, paßt für jede Zeit, für jedes Glaubensbekenntniß, für jeden Stand, für jedes Volk.

Doch, ich habe mich arg verstiegen, ich bin in Regionen gerathen, in welche mir nicht jeder meiner lieben Leser wird folgen wollen. Ich habe von der Sache, die ich hier behandle, eine unrichtige oder unpraktische Auffassung. Daß die Leute in

ihrem Grüßen zweck- und gedankenlos seien, das ist falsch. Die Grußform ist nicht da, um zu verbinden, zu verbrüdern, sondern ganz im Gegentheil, um zu unterscheiden, zu trennen; sie ist ein charakteristisches Merkmal der Bildungsstufe, der Stände, des Ranges u. s. w. Der Gruß ist ein praktisches Werkzeug. Der Untergebene nutzt ihn, um seine Ergebenheit gehörig und möglichst fruchtbringend auszudrücken; der Vorgesetzte nutzt den Gruß, um seiner Würde einerseits und seiner Geringschätzung dem Unterstehenden andererseits die richtige, wenn auch höfliche Form zu geben. Bei einigem Scharfblick und gutem Gehör ist es kein großes Kunststück, den gesellschaftlichen Rang, den Reichthum, den Charakter und den Geistesgrad eines Menschen nach der Art seines Grußes zu schätzen. Bei Manchem glaubt man in seinem hochmüthig jovialen Gruß die Millionen seines Vermögens nur so klimpern zu hören. In manchem Kopf wiederhallt unser Gruß so eigenthümlich hohl, als rufe man in ein leeres Faß hinein.

Und ich konnte vorschlagen, diese unschätzbaren Merkmale der Schlichtheit und des Dünkels, der Treuherzigkeit und der Geziertheit, der Klugheit und der Bornirtheit u. s. w. zu verwischen und einen allgemeinen farblosen Gruß aufzubringen? In der That, manchmal bin ich höchst einfältig. Schilder, die so genau die Firmen decken, soll man lassen stahn.

Für meine Person übrigens bleibe ich bei meiner Meinung. Wer sie theilt, den grüß' Gott! Und wer sie nicht theilt, nun — den grüß' Gott nicht.



Volk.

„Ganz unverständlich ist mir der Cultus, den die Dichter mit dem sogenannten Volke treiben. Damit kann's ihnen ja nicht ernst sein, es ist nur der plebejische Zug, der durch unsere Zeit geht, die Lust an schmutziger Materie und an sinnlicher Verrohung. Was giebt es denn Widerlicheres als dieses Landvolk in den Dörfern und Bauernhütten? Roh, dumm, kriecherisch, frech, gewaltthätig, unzüchtig, abergläubisch, bigott, schmutzig! Begegnet man einen Bauern, so muß man sich drei Schritte vor und sechs Schritte hinter ihm die Nase zuhalten. Tritt man in eine Bauernkammer, so kann Einen in der verpesteten Luft auf der Stelle der Schlag treffen. Und das nennt Ihr gesunde Natürlichkeit und Poesie des Landlebens! — Ist kein Spucknapf da?"

So sagte eines Tages zu mir ein Stadtmensch, der, weil es ihm in der Stadt zu langweilig war, doch viel auf dem Lande umging, aber immer mißmuthiger von demselben zurückkehrte als er ausgezogen.

„Spucknapf," antwortete ich dem Manne, „ist keiner da. Geniren Sie sich nicht, spuken Sie nur immerhin auf

das Volk, Sie werden sehen, es läßt sich's gefallen; nur müssen Sie Acht haben, daß sie keinen Einzelnen treffen, sonst könnten Sie Hiebe kriegen!"

„Natürlich schlagen sie gleich zu, diese brutalen Kerle, sobald man sie persönlich faßt; wenn sie aber ihre Gattung vertheidigen sollen, da weichen sie feige und blöde zurück."

„Sie treiben es eben auch so wie Andere," war meine Entgegnung.

„Mir kann das Bauernvolk gestohlen werden!" rief er.

„Sie haben vorhin eine Reihe von Lastern und Abscheulichkeiten aufgezählt, die man im Volke findet," versetzte ich. „Warum haben Sie denn nicht mehr genannt? Warum haben Sie denn nicht alle Sünden und Verbrechen und Schlechtigkeiten und Ekelhaftigkeiten aufgezählt, die in der Welt vorkommen? Denn sie alle findet man im Volke, zu dem — im weitesten Sinne — auch wir gehören. Hier ist aber besonders vom Landvolke die Rede. Kein Galgen ist zu hoch und keine Grube zu tief für so Manchen, der da draußen umstreift auf blumigen Feldern und im grünen Wald. Dieselbe Höhe- und Tiefbemessung wendet sich aber leicht auch für manchen Städter an, der die feinste Wäsche trägt und die artigsten Umgangsformen versteht. Ganz so abstoßend sind die Sünden der Landleute schon darum nicht, als die der Städter, weil sie natürlicher, elementarer und ungeschminkter auftreten, obwohl ich zugebe, daß man auch auf dem Dorfe vollendete Meister der Falschheit und Heuchelei findet. Doch, weshalb das Brett denn immer an der schmutzigen Seite betrachten! Kehren wir's um. Kein Kreuz ist so hoch, als daß an selbes das Volk nicht schon geschlagen wurde, und kein Grab so tief, aus welchem es nicht von den Todten auferstanden wäre. Was wir das „Volk" nennen,

lieber Herr, das ist nichts weiter als das Gros und der Kern der Menschheit. Wem der Sinn und das Interesse für das Volk mangelt, der hat entweder eine ganz verkehrte Erziehung genossen oder er ist eingesponnen in einen dicken Pelz von Egoismus und persönlicher Eitelkeit, oder er hat einen kranken Magen."

„Sehr gut!"

„Einen gesunden Magen muß man ja überhaupt haben, wenn man viel mit Menschen verkehren will. Auch die Städter stecken hinter dem schwarzen Rock in Hemdärmeln und hinter den Hemdärmeln manchmal in einer recht schmutzigen Haut. — Wem zum Landvolke im Vorhinein die Neigung mangelt, der soll sich am besten gar nicht unter dasselbe begeben, er würde es nicht verstehen und nicht verstanden werden."

„Das letztere glaube ich aufs Wort," bemerkte der Städter.

„Gemach. Manchmal guckt ein Bauer zehn Städtern eher hinters Hütel als umgekehrt. Das, was da draußen lebt und webt, stellt sich sehr einfältig und plump, taub und blind und lahm, und dennoch belauert, sieht und hört es alles, ist früh auf und spät nieder, stark in That und stark in Leiden, aber auch oft klug hinter der Maske der Einfalt, schlecht hinter den Zügen der Frömmigkeit, tugendhaft, opferfreudig, heroisch hinter dem Mantel der Alltäglichkeit. Wer dem Volke ferne steht, für den ist es nicht leicht, zu ihm zu gelangen. Er kann zum Volke gehen, fahren, reiten, ohne zu ihm zu kommen; er kann unter ihm stehen, sitzen, liegen ohne bei ihm zu sein. Ein besonderer Schlüssel gehört dazu, um das Herz des Volkes aufzusperren. Die Herren Volksjäger! Sie prahlen und zahlen, heucheln und schmeicheln, ziehen Lodenjoppen an, quälen ihre Zungen, um Mundart zu

sprechen, und werden nicht aufgenommen, nicht eingeführt in die Seelen. Instinctiv fühlt es der Bauersmensch, daß die Brücke zwischen den Herzen fehlt. — Es können reiche Barone, adelsstolze Grafen, es können gelehrte Professoren, siegreiche Generale, es können schöne, in Seiden gehüllte Damen kommen, und das Volk hat für sie keine Gnade. Ein hoher Herr ist das Volk, das kommt Niemandem entgegen, läßt sich seine Gunst auch nicht abkaufen und nicht abschleichen, es fühlt naturgemäß die Neigung oder die Verachtung, die der Fremde ihm entgegenbringt.

Das Volk als solches kann man weder lieben noch hassen, man muß es suchen, nehmen, tragen, fürchten, bekämpfen, bewundern wie ein Element, ist es ja doch jedes Einzelnen ureigenstes Lebenselement, in welchem er entsteht, wächst, gedeiht und zugrunde geht. — Darum thun Sie unrecht, mein Herr, wenn Sie das Volk mißachten, das heißt so viel, als die Summe der Kräfte und Tugenden der Menschheit für gering zu halten, sich selbst in kindischem Eigendünkel dem großen Ganzen gegenüber zu stellen als Eines, das größer sein will als die unzählige, unerschöpfliche Menge. Die Menge ist immer gemein, ganz richtig. In demselben Sinne ist auch das Erdreich gemein. Verachtet man das Erdreich? Es ist gewiß das sicherste Zeichen von Hoffart, die Massen der Menschen zu verachten, das gewaltige allschaffende, allzerstörende Volk mit dem Worte Pöbel zu belegen und dem gegenüber sich selbst als einen gar feinen Extract zu betrachten. Es zeigt nicht allein von Hoffart, sondern auch von Bornirtheit und Herzlosigkeit, von Eigenschaften, die denen der Niedrigen des „Volkes“ gleichkommen.“

Hierauf entgegnete der Städter: „Sie verdrehen den Sinn meiner vorherigen Bemerkung. Ich meine ja nicht das

Volk als Ganzheit, als Begriff, in diesem Sinne mag das Volk ja etwas sehr Großes und Edles sein, ich spreche nur von den Einzelnen, die mich anwidern."

„Wenn Sie zwölf Lumpen haben, so haben Sie eben ein Dutzend Lumpen," sagte ich, „und wenn Sie lauter einzelne schlechte Kerle haben, so haben Sie ein Volk von schlechten Kerlen, von dem ich nicht behaupten möchte, daß es etwas Großes und Edles sei. — Nein, die Mehrheit der Einzelnen im Volke, besonders im Landvolke, ist brav, tüchtig und achtenswerth. Aber eben diese Einzelnen lassen sich nicht so finden und aufschließen und auskundschaften, wie mancher Stadtherr oder manche Stadtdame es möchte. Mit den Landleuten zu verkehren ist eine größere Kunst, als etwa eine Salongesellschaft zu unterhalten oder Clavier zu spielen, oder Zweirad zu reiten, oder ein Kaninchen zu seciren — es ist die Kunst, die kaum gelernt werden kann, die angeboren sein muß, die Kunst der Humanität. Wer den Weg zum Volke mit der Laterne der Kritik sucht, der findet ihn nimmer, er wird hier und da einem rohen Lümmel begegnen, dort einem verkommenen Lungerer, hier einer frechen Dirne, dort einem schmutzigen boshaften Rangen. Wer aber ein Herz in sich trägt, das sich freuen kann an der unendlich mannigfaltigen Gestalt des Menschengeschlechtes, an seiner Arbeit, an seiner Entsagungsfähigkeit, an seiner unbändigen Lebenslust und Leidenskraft, wer ein Herz hat für das unermeßliche Meer von Weh und Schmerz, das da ausgegossen ist über Herrn und Knecht, über Mutter und Kind, über Bruder und Schwester, über den Reichen wie über den Bettelmann — über alle! über alle! — wer eine Ahnung hat von der Kraft der Hoffnung, die alle aufrecht hält, von der Kraft der Treue, die sie trotz und trotz Manchem zu-

sammenschmiedet — der findet das Volk, und im Volke den Menschen, und in dem Menschen sich selbst!"

„Ja, ja, das ist alles recht schön," antwortete der Gegner, „doch ich bleibe dabei, wer mit Bauern umgehen will, der darf keine Nase haben."

„Und wer die Bauern verachtet," gab ich bei, „der soll keinen Mund haben. Der Mund will Brot essen. Manches, was Sie an dem Bauer als rauh fühlen, ist nur die harte Schwiele seiner arbeitenden Hand; manches, was Sie bei ihm als Schmutz sehen, ist Erdstaub, den ich an dem Bauer so wenig missen möchte, als den Goldstaub am Schmetterling. Manches, was Sie beim Landmann als Koth bezeichnen, ist Dung, aus welchem das Brot sprießt, das Sie essen. Ja, Sie mögen noch so störrisch sein, aus der Hand fressen — so zu sagen — müssen Sie dem Bauer doch."

„Der Bauer ist eben nichts Anderes als ein nothwendiges Uebel," war die Entgegnung.

„Mag sein, dann ist der Städter ein überflüssiges Uebel. Wenn Sie die Menschen überhaupt gering schätzen, selbst auch mit Einschluß des Geringschätzers, so billige ich das nicht, aber es ist ein Standpunkt. Das Landvolk allein gering schätzen, sich und die sogenannten Gebildeten einzig nur als die berechtigten Weltbürger und besseren Menschen hinzustellen, diese beschränkte Anschauung könnte man vielleicht dem ungebildeten Arbeiter verzeihen, nicht jedoch dem wohlbestellten Städter, der Zeit und Mittel hätte, um sich einen weiten Weltblick, also auch eine Kenntniß der Volksseele anzueignen."

„Nach Ihren Ausführungen," sagte nun der Gegner, „könnte man fast Lust bekommen, das Landvolk näher zu besehen. Nehmen Sie mich doch einmal mit hinaus aufs

Dorf und zeigen Sie mir die großen Tugendhelden und die heiligen Märtyrer."

„Lieber Herr," versetzte ich, „das Volk ist keine Bildergalerie, in welcher man sich nur gleich so hinstellen kann vor die Gemälde und sie kritisiren. Das Volk ist unendliches, meertiefes Leben. Vorausgesetzt, es wäre so leichthin möglich, ein beliebiges Exemplar aus dem Landvolke herauszufangen, es zu studiren, zu seciren, zu kritisiren, so würden Sie doch nicht viel gewinnen. Man muß den Bauer kennen lernen als Pfarrer und Lehrer, als Hausvater und Knecht, als Wirth und Krämer, als Recrut und Landstreicher; man muß ihn sehen als Kind, Jüngling, Mann und Greis, man muß mit ihm eine Taufe und eine Hochzeit, eine Bestattung, einen Hausbau, eine Feuersbrunst durchgemacht haben, man muß ein Weihnachten, ein Ostern, eine Kirchweih mit ihm gelebt haben — kurz, man muß ihm in allen seinen Gestalten und Bewegungen gefolgt sein, um ihn messen und wägen zu können. Oft wird er anwidern, abstoßen, empören, noch öfter aber anmuthen und begeistern; man wird Achtung, Neigung, Liebe für ihn empfinden, man wird oft und gern hineinblicken in diesen ungeheueren, manchmal verzerrenden, manchmal wunderbar klar und wahr zeigenden Spiegel seiner selbst.

Und ist der Einzelne erst so verwachsen mit dem Volke, dann wird auch dieses ihn wie den Seinigen betrachten. Wer sich seiner natürlichen Zusammengehörigkeit mit dem Landvolke bewußt ist, oder noch besser, wer sich derselben nicht bewußt ist, wer sie nur im Blute spürt, der braucht nicht erst intimer und oft mit dem Volke zu verkehren, er wird es selbst bei der flüchtigsten Begegnung verstehen und ergründen. Eine gefüllte Wirthsstube, welch ein brodelnder, brauender Menschenhaufen: kauen, nagen wie Affen, saufen wie Ochsen,

gröhlen in der Brunst wie Hirsche und Schweine, lauern wie Hyänen — eine wahre Menagerie für Fremde, die sich besser dünken, weil sie dieselben Dinge in feinere Form zu kleiden verstehen! Aber unter dem Wirthshausbrodem spinnen, von den Fremden oft unbemerkt, kindliche Harmlosigkeit, treuherzige Gemüthlichkeit, glühende Liebe, lodernder Zorn und Haß, all die zarten Freuden und all die gewaltigen Leidenschaften, die uns doch in der Dichtung, im Drama so sehr interessiren. Eine gefüllte Kirche am Sonntag: welcher Qualm, welcher Geruch, welch mattes Hindämmern, Hinträumen der Anwesenden, welche Trägheit oder welch grinsende tückische Bigotterie! Ein widerlicher Anblick für den Fremden, der in Bildungsdünkel seinem Gott dadurch zu dienen glaubt, daß er alle Formen des Gottesdienstes verachtet! Hat er aber eine Ahnung von all dem Anliegen, Weh und Schmerz, von all der Trauer, Gottesfreude und Himmelssehnsucht dieser unter dunstenden Lodenjoppen und moderig riechenden Lappen zuckenden Herzen?

Ich sehe, wie Sie jetzt den Mund aufthun, mein Herr, und mich erinnern wollen an die oft empörende Gefühlsrohheit zwischen Kindern und Eltern, Geschwistern, Eheleuten u. s. w. — Sie haben recht, ich leugne gar nichts, es sind dieselben Rohheiten, die aus dem Thierreiche stammen und die wir alle zu überwinden hatten, sofern sie bei uns überwunden sind! Ja, ja, es ist ganz derselbe einzige Faden, der tief unten bei den Bestien der Vorzeit anknüpft und bis zu uns herauf zieht, nur daß er bei uns fein gesponnen, tiefer unten aber ein Strick ist. — Da ich Ihnen also zugegeben, daß alle menschlichen oder thierischen Laster in roher Form beim Landvolke zu finden sind, so müssen Sie mir zugeben, daß in jenem Erdreiche auch der Keim alles Guten

und aller moralischen Größe liegt, welcher im Sonnenlicht der Erkenntniß und der Sitte zur Blüthe gelangt. Seien Sie aber auch überzeugt von einer großen sittlichen Seelenkraft, Opferfähigkeit und Heldenhaftigkeit, die im Volke Tag für Tag wirkt, wenn auch weiter kein Hahn darnach kräht. Dort giebt es eben keine Goldschmiede, die der Tugend vor der Oeffentlichkeit einen Heiligenschein schmieden; dort sind es nicht Nekrologe und Marmormonumente, die das Verdienst rühmen für spätere Geschlechter; dort wird das Tüchtige einzig nur im Blute und im schlichten Beispiele fortgepflanzt als etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches. Und wehe, wenn dem nicht so wäre! Denn jener Hochwuchs von Menschen, den wir die Gesellschaft nennen und in dem wir uns mit so großer Selbstgefälligkeit sonnen, stirbt ja fortwährend ab; frischer Nachwuchs kommt einzig und einzig nur aus dem ewig treibenden, unerschöpflichen Humusboden, Volk genannt. Frischer Nachwuchs für Geschlechter und neue Kraft für Einzelne. Auf mich wirkt körperlich wie geistig ein zeitweiliges Untertauchen im Volksthume wie ein Heilbad, ohne das ich längst hätte verkommen und verschmachten müssen."

Mein Gegner schwieg. Sollte ich ihn überzeugt haben? Ich glaube es kaum. Viel eher mochte er sich stolzerfüllt gedacht haben: der Klügere giebt nach. Eines ebenmäßigen Ausklanges wegen setzte ich noch Folgendes bei:

„Wie es freilich ungerecht ist, nur mit den Gebildeten zu halten, die sich gerne außerhalb des Volkes stellen und alles, was auf der weiten Gotteserde in strenger körperlicher Arbeit täglich sein Dasein erringen muß, zu verachten: so wäre es auch thöricht, sich von dem Gebildeten abzuwenden und ganz im Volke unterzugehen. Man darf

das Gleichgewicht nicht verlieren zwischen Cultur und Natur. Es liegt sonst doch für manchen Gebildeten, der das Landvolk lieb hat, die Gefahr nahe, zu verbauern, das heißt zu verrotten und einzurosten in die Alltäglichkeit des Dorfes, denn durch das enge und engherzige Einspinnen in einen bestimmten Lebenskreis wird man zum Philister, dort wie da. Vor solchem Begrabensein wie ein taubes Korn im Humus der Menschheit behüte uns der Himmel. Möge aber der göttliche Säemann den durch Bildung und Leben geläuterten Menschen wie edlen Samen manchmal hinstreuen in das feuchte, dunkle Erdreich des Volkes, auf daß dieser Mensch gleichsam wie ein frischer Halm mit vielfältiger Frucht wieder auferstehe in das Sonnenlicht! — Die Nothwendigkeit einer solchen Wiedergeburt der Gesellschaft dürften auch die Dichter bedenken oder unbewußt empfinden, welche — wie Sie sagten — mit dem sogenannten Volke ihren Cultus treiben. Das goldene Gefäß der Poesie, aus welchem die Welt Erquickung schlürfen will, muß seinen Inhalt wohl manchmal an dem Jungbrunnen füllen, dort wo er unmittelbar aus der Erde quillt."

Der Bauernstand unsere Rettung.

Ein seltsamer Doppelschrei gellt heute durch unsere Lande. Arbeit! Arbeit wollen wir! lärmen sie in den Städten; Arbeiter! Arbeiter brauchen wir! ruft der Bauer auf dem Dorfe. In den Städten kann man nicht genug Häuser bauen, um der Wohnungsnoth zu steuern, auf dem Lande stehen Huben und Hütten leer. In den Städten droht fortwährend Hungersnoth, die man mit theuerem amerikanischen Korn decken will, auf dem Lande liegen die Heiden wild, die Felder brach; auf abgehausten Bauerngründen wächst junger Wald, und wo früher ungezählte Menschenfamilien gearbeitet haben, gelebt haben, zufrieden gewesen sind, tummeln sich heute Rehe und Hirsche für den Jagdsport hochmögender Herrschaften. So wenigstens ist es bei uns in den Alpen; doch wie man hört, trifft's im Flachlande auch zum Theil zu, und der Bauernstand geht dort wie hier dem Verfall entgegen. Der wichtigste, der nothwendigste, der selbstverständlichste Stand soll aufhören!

Wer kann das verstehen?

Ist nicht immer von einer drohenden Uebervölkerung die Rede? Sehen wir nicht täglich Auswanderer einem unbekannten Schicksale zustreben, bereit, in fremden Ländern Wildnisse urbar zu machen? Und die heilige Heimatserde läßt man zur Wildniß werden! — Wer kann das verstehen?

Der Niedergang des Bauernstandes ist eine Thatsache, die Niemand mehr leugnet. Wenn man doch nur auch zugestehen wollte, daß das große Arbeiterelend in den Städten und die drohende Gefahr der Socialdemokratie mit dem Niedergange des Bauernstandes zusammenhängt! Nichts wird sich so furchtbar rächen, als daß man den altgesessenen Bauernstand verkommen ließ, daß man ihn mit Lasten zu sehr drückte, daß man Dienste von ihm verlangte, die ihn seinem Berufe entfremdeten. Der Bauer leistet genug für den Staat, wenn er Bauer ist. Aber man verlangt noch sonst alles mögliche von ihm: man will mit seinen Steuern die Staatseisenbahnen betreiben helfen dafür, daß sie fremdes Korn ins Land bringen; man will mit seinen Steuern die städtischen Schulen erhalten helfen dafür, daß diese Schulen den aufgeweckten Bauernsohn von der Scholle fort und zum „Studiren“ locken; man will mit seinen Steuern das ganze bureaukratische Triebwerk von Aemtern, Behörden und Polizei bestreiten helfen, von dem der Bauer selten Vortheile empfindet, aber manche Hemmungen zu leiden hat; man will mit seinen Steuern eine gewaltig gerüstete Armee versorgen helfen, von der im Nothfalle natürlich kein Stand so wenig Schutz genießt, als der Bauernstand.

Doch nicht allein Geld fordert der Staat vom Bauer, sondern auch Blut. Die kräftigen, hoffnungsvollen Bursche, die natürliche Zukunft des Bauernthums werden herausgeholt aus ihrer stillen, behäbigen Wirthschaft und fort zu den

Soldaten, sie lernen Welt kennen und Welt schmecken. Früher war ein Bursche, der ein Bauernhaus besaß und bewirthschaftete, militärfrei. Der Staat wußte recht gut, was damit gethan war. Heute genießt nur Derjenige militärische Vortheile, der studirt und dadurch das Gelehrtenproletariat vermehren hilft; der Bauernsoldat wird seinem Stande entfremdet. Viele, und gerade die intelligentesten Bauernsoldaten, kehren in ihren Hof nicht wieder zurück. Andere kehren mit Widerwillen zurück; mancher sucht sein angestammtes Nest zwar mit Freuden wieder auf, doch er hat Weltgift getrunken, den altgewohnten Curs verloren, sachte lockert sich sein Verhältniß zur Scholle der Vorfahren, und bei guter Gelegenheit springt er ab. Schon stehen auch Herrschaften auf der Lauer, um die Bauerngüter anzukaufen, aber nicht etwa, daß sie darauf das Feld bebauen, die Viehzucht betreiben, den Obstbau pflegen, sondern vielmehr, daß sie die Höfe verfallen lassen oder lieber gleich niederreißen, daß sie aus Feld, Wiesen und Gärten Wald wachsen lassen und eine schöne Jagd herrichten. Für Kleinbauern, die solche Reviere zur Nachbarschaft haben oder gar davon eingeengt werden, ist es überhaupt nicht mehr möglich, die Wege, Stege, Schulen u. s. w. zu erhalten, Dienstboten zu bekommen, sich des saatenfressenden Wildes zu erwehren. Solche Bauern müssen noch froh sein, wenn ihnen der herrschaftliche Nachbar das Gut abkauft, damit sie ihr Glück in der weiten Welt, in Eisenwerken, Fabriken, bei Neubauten und Eisenbahnen suchen können. Um aus der patriarchalischen Heimständigkeit eine nomadische Freizügigkeit zu machen, tragen in neuester Zeit auch die billigen Fahrkarten der Staatsbahnen bei. Kurz, nichts geschieht, um den Bauernstand wieder fest zu gründen; alles, um ihn zu lockern, rutschend zu machen! Also lösen

sich in den Hintergegenden die Bauerngemeinden auf, die Gegend ist entvölkert, wird zur Wildniß, und wenn der Staat nun für Wald- und „unfruchtbaren" Boden viel weniger Steuern beziehen kann als früher von den Bauerngründen, so muß es ihm recht sein. Den Bauernstand ruinirt die Weltconcurrenz, die Maschine und der Großbetrieb, sagt Mancher achselzuckend und findet das ganz selbstverständlich. Ich finde das durchaus nicht selbstverständlich. Der Bauer ist kein Geschäftsmann, kein Krämer, der zu concurriren hat, bei ihm kommt es darauf an, daß er auf seiner Scholle lebt und er kann leben von dem, was er baut. Der Austausch zwischen dem, was er zu viel baut und was er gar nicht baut und doch braucht, kann sich in engerem, einfacherem Kreise vollziehen, als es heute durch eine Menge gewinnsüchtiger Zwischenhändler geschieht. Wenn der Bauer die modernen und oft so überflüssigen „Bedürfnisse" sich nicht angewöhnt, so ist er überhaupt auf die städtische Welt nicht sehr angewiesen, wohl aber die auf ihn. Daß die Maschinen den Bauernstand zugrunde richten müssen, glaube ich erst dann, wenn ich höre, daß man mit der Maschine allein Brot erzeugen kann. — Wie aber der Maschinen wegen ganze Gegenden entvölkert werden, ganze Landstriche verwildern sollen, das ist nicht zu verstehen. Die Maschine soll dem Bauern vielmehr Dienst leisten als billige Arbeitskraft auf Hof, Wiese und Feld. Dadurch erspart er Menschenkraft zur immer weiteren Rodung, Entsteinung, Entsumpfung, Fruchtbarmachung des Bodens.

Güterzerstückelungssystem! Davon hat man sich sorgfältige Bearbeitung des Bodens versprochen; aber die Kleinhäusler haben den kümmerlichen Kleinbesitz lieber verkauft als bearbeitet. Großbesitz wird zum Theil brach liegen gelassen oder

durch Forstcultur und Jagdsport der Landwirthschaft entzogen. Am besten hat sich bisher der Mittelbesitz gehalten.

Das Touristen- und Sommerfrischwesen! Es kann dem Bauern Einnahmen bringen, doch wehe einem Stande, der mit Dingen rechnen muß, die außerhalb seines Bereiches liegen und vom Zufall abhängen. Die Stadtleute bringen ja manches Angenehme mit in den Bauernhof, aber auch städtische Sitte und Unsitte, städtischen Luxus, städtische Laster, städtische Unzufriedenheit. Die Sommerfrischler locken dem Bauern den Dienstboten ab. Der Verkehr mit dem Städter macht den Bauern locker und wackelnd. In einem Bauernhause, das der Städter bewohnt, wird der Bauer fremd.

Noch viele andere äußere, wirthschaftliche und gesellschaftliche Ursachen giebt es, die dem Landmanne Todtengräberdienste leisten. Die ganze gesellschaftliche Einrichtung der Gegenwart, welche ja der Revolution entstammt, steht dem rein auf conservativen Grundlagen ruhenden Bauernstande feindlich gegenüber — und in diesem Falle nicht mit Recht. —

Doch die tiefste Ursache aller menschlichen Wandlungen ist nicht so sehr materieller, als vielmehr moralischer Natur. Es giebt auch innere Ursachen, daß der Bauernstand niedergeht. Der Bauer selbst ist nicht ohne Schuld. Entweder er betreibt seine Wirthschaft nach Urväterart oder er will den Fortschrittsmann spielen, führt allerlei unerprobte Neuerungen ein und verrechnet sich. Den gesunden Mittelweg zwischen alter Sitte und neuen Anforderungen finden die wenigsten. Das ist eins. Ein Zweites ist, daß der Bauernschaft die Standesehre abhanden kommt. Man will nicht mehr Bauer sein, es ist eine Schande, mit dem Pfluge zu arbeiten, die Heerde zu züchten. Man will ohne körperliche Arbeit leben können und vorwärts kommen. Weil es für

einzelne Personen thatsächlich mit geistiger Arbeit leichter vorwärts, aufwärts geht, so wirft alles den Spaten, den Hammer, den Hirtenstab fort und will studiren. Man sieht, daß fast alle Stände der geistigen Arbeit überfüllt sind, daß zahllose junge Männer, welche mit Noth und großen Kosten ihre viele Jahre langen Studien absolvirt haben, beschäftigungslos umherlaufen, bettelhaft dahinleben, endlich nur froh sind, eine armselige Schreiberstelle irgendwo zu finden, um nicht dem Hunger oder Schlimmerem anheimzufallen. Es ist ja kein Bedarf da für so viele Juristen, Professoren, Techniker, Officiere und Literaten. Das Gewerbe, der Bauernstand hat Noth an Mann, aber nein, es ist eine Schande, körperlich zu arbeiten. Auch den Bauer erfaßt die höllische Großmannssucht, die so viele sonst gutartige Menschen blind, dumm und schlecht macht; er will höher hinauf, will studiren, will was probiren in der weiten Welt — also wird aus dem freien Manne gutenfalls ein untergeordneter Beamter oder gar ein Hausmeister, ein Lastträger, ein Fabriksgeselle, ein Dienstmann, ein Canalarbeiter. Es ist unbegreiflich. Der Bauernknecht in der freien Natur, in der Poesie althergebrachter Arbeit und lebenerleichternder Gepflogenheiten, als Mitglied eines patriarchalischen Hausstandes lebt, trotz manchem, was auch nicht gut ist, herrlich und stolz im Gegensatze zu einem dienenden Subjecte in der Stadt. Aber Eins fürchtet der Bauernknecht mit Recht — seine alten Tage, wo er, der ein langes Leben hindurch nichts als Brot gebaut hat, als „Einleger" betteln muß um die letzten kümmerlichen Bissen, oder warten wie ein hungeriger Hund, was vom Bauerntische für ihn abfällt. Da geht er doch lieber bei Zeiten zu den Fabriksarbeitern, die ja demnächst unter der rothen Fahne die Welt erobern wollen!

Jetzt steht der Bauer auf seinem Grunde einsam: die Söhne sind bei den Soldaten, die Knechte sind in die Fabriken gegangen; auch die Mägde haben gehört, daß man in der Stadt als Köchin oder Bedienerin zehnmal feiner lebt als in der Bäuerei, und daß man dort sogar sein Glück machen kann. Der Bauer steht hilflos da und ruft nach Arbeitern für Feld und Wiesen! Er ruft nach Gewerbsleuten. Er ruft vergebens. Und weil Niemand mehr zu ihm kommt, so will auch er davon. Der Bauersmensch hat eben einen Blick in die Welt gethan und gesehen, wie viel Reichthum ohne Arbeit es dort giebt, wie viel Genuß ohne Leistung, wie viel unbestrafte Lüderlichkeit, wie viel siegende Schlauheit, und daß nicht mehr die innere Tüchtigkeit den Ausschlag giebt, sondern die Keckheit, die Herzlosigkeit, die Verschlagenheit. Ja, wenn es so steht, da will er auch mitthun: an Klugheit, meint er, nehme er es mit Manchem auf, so dumm er auch ausschaue, und er springt in den Wettkampf.

Also stehen wir vor folgenden Thatsachen: Man fürchtet die Uebervölkerung und läßt urbaren Boden zur Wildniß werden. Man ist demokratisch gesinnt, von materieller Weltanschauung durchdrungen, und verachtet die körperliche Arbeit. Man will hinauf, und steigt hinab. Man will Machthaber sein, und wird Diener. Man sucht Freiheit, und begiebt sich in die Knechtschaft. Man studirt zwölf oder mehr Jahre, um ein Herr zu werden, und wird ein Bettler, weil man zwölf oder mehr Jahre studirt hat. — Wer soll bei solchen Widersprüchen klug werden? Wer soll sagen, auch nur ahnen können, wo das hinaus will?

Es ist wohl wahr, überall sonst ist leichtere Möglichkeit, es zu etwas zu bringen, als im Bauernstande, doch überall auch ist die Gefahr, leiblich und geistig zugrunde zu gehen

größer als im Bauernstande, der seine fleißigen Leute kümmerlich, aber sicher ernährt.

Die Volksschule hätte auf dem Dorfe die Mission gehabt, nicht bloß den Sinn der Jugend ins Weite und Breite zu lenken, sondern ihn auch für den bäuerlichen Beruf zu bilden, zu vertiefen und immer wieder die Liebe für den Bauernstand zu wecken und dessen hohe Ehrenhaftigkeit zu betonen. Die Geistlichkeit, die sich ja doch auch sonst so willig an weltlichen Angelegenheiten betheiligt, hätte dieselbe Aufgabe zu erfüllen. Allein dem katholischen Clerus, den man sonst für einen Freund des Bauernstandes halten muß, scheint es nicht gegeben zu sein, den Bauernstand für den modernen wirthschaftlichen Wettbewerb zu erziehen. Also sehen wir, daß unser Alpenbauer den moralischen Halt verliert, großentheils schon verloren hat, und daß der Bauer dorthin gedrängt wird, wo das Volk nicht mehr Volk heißt, sondern Pöbel, Proletariat.

Eine große Industrie ist ja etwas recht schönes, doch ihr die Agricultur zum Opfer bringen — das ist sie nicht werth. Die Agricultur hat ein älteres Anrecht auf unser deutsches Vaterland als die Industrie, und wird ihm wohl auch in Zukunft eine bessere Stütze sein. — Die nächste Zukunft des Bauern ist wahrscheinlich das Pachtverhältniß. Pächter des Großgrundbesitzers oder des — Staates. Mir gefällt weder das eine, noch das andere, mein Ideal ist ein freier Bauernstand.

In meinem Roman „Jakob der Letzte" habe ich den Niedergang des Bauernthums in den Alpen geschildert. Hierauf erhielt ich zahlreiche Zuschriften, daß es in vielen Gegenden Deutschlands nicht anders sei, und so nehme ich mit Schrecken wahr, daß die moderne Politik und Oekonomie mit dem

freien Bauernstande systematisch aufzuräumen gedenkt. Was soll das werden?

In den übervölkerten Städten wogen Rotten durch die Straßen, schreien nach Arbeit, greifen mit räuberischer Hand nach Brot. Man ist bestrebt, ihr Begehren zu erfüllen, schafft in der Stadt allerhand Arbeiten, die an und für sich nicht nöthig wären, die nur die Gemeinde- und Staatslasten vermehren und trotzdem ganz unzulänglich sind, um die Massen mit Brot zu versorgen. Was ist das für eine Wirthschaft? Sieht es denn um Gottes willen Niemand, wo Arbeit in Hülle und Fülle vorhanden ist, und zwar jene natürliche, segensvolle Arbeit, die unmittelbar Brot schafft? Mit den Massen arbeitsloser Menschen aufs Land hinaus! Zurück wieder auf die Dörfer, ins Gebirge, roden, ackern und ernten, Feldbau und Viehzucht treiben. Und nicht bloß die rohe Arbeitskraft hinaus; es giebt in den Städten auch so viele überschüssige Intelligenz, die ein besseres Los verdiente, als zwischen Mauern unnütz zu verkommen oder gar gemeinschädlich thätig zu sein. Hinaus mit ihr in die freie Gottesnatur! Auch das Bauernthum braucht gescheite Köpfe; ja ein Bauer, der gemischte Wirthschaft tüchtig betreiben will, muß in seiner Art mindestens so viel, aber freilich anderes, gelernt haben und verstehen, wie irgend ein „Studirter" in der Stadt.

Aber wie ist es zu machen? Was soll geschehen? Die landwirthschaftlichen Schulen machen nicht viel aus; für den Bauer ist die Schulbank, wenn er sie zu lange drückt, überhaupt mit einer gewissen Gefahr verbunden, besonders zu einer Zeit, wo es Jeder, der etwas gelernt zu haben glaubt, für eine Schande hält, körperlich zu arbeiten. Körperlich arbeiten muß aber der Bauer, und dagegen hilft keine Gelehrsamkeit und kein Hochmuth, es kommt nur darauf an, daß er es merkt und

empfindet, welch ein Segen und Genuß auch in der körperlichen Arbeit liegen kann. Vielfach ist sie mehr Genuß als Anstrengung. Wenn zwei Feiertage nebeneinander stehen, so wird sich der richtige Bauer oder Bauernknecht am zweiten Feiertage schon wieder sachte an eine Handarbeit machen, er fühlt sich dabei wohl.

Aber was ist zu machen, daß der Rückzug beginne von der Stadt aufs Land? Ihr Staatsleiter und Gesetzgeber, es ist die höchste Zeit, darüber nachzudenken!

Ich habe schon darüber nachgedacht und bin zu dem Schlusse gekommen, daß mit den Zeitungsartikeln und Bankettreden nichts gethan ist, daß die Menschen für diese wichtige Sache sich persönlich einsetzen müssen, so tapfer und opferfreudig, wie man sich gegen den Feind einsetzt fürs Vaterland. Das Opfer wäre ja endlich nicht so groß. Wenn ich ein kräftiger Stadtbürgerssohn wäre mit einem kleinen Vermögen, ich würde damit kein Geschäft anfangen weder im Gewerbe, noch im Handel, ich würde mir draußen in einer schönen Gegend des Landes ein Bauerngut kaufen. In gesunder Luft, bei köstlichem Wasser, bei nahrhafter, einfacher Kost würde ich abwechselnd fleißig arbeiten und behaglich ruhen, würde meiner Familie leben, meinen Kindern eine glückliche Jugend auf dem Lande und ein selbstständiges Daheim schaffen. Fernab von dem unheimlichen Treiben der modernen Welt würde ich im ländlichen Frieden ein echter und rechter Mensch sein können.

Freilich habe ich hier ein von vorneherein unverschuldetes Bauerngut im Auge, auf welchem es gesittete, fleißige, anspruchslose Menschen giebt, auf welchem die Familie des Besitzers von dem Dienstgesinde nicht nach moderner Weise getrennt sind, so daß die erstere dem Feudaladel, die letzteren

der Socialdemokratie zustrebt, sondern auf welchem Hausvater und Dienstboten an einem Tisch essen, wie sie zusammen auf einem Felde arbeiten. Auch der amerikanische Bauer, der Farmer, obzwar er gebildeter ist als unserer, schämt sich nicht, mit seinen Arbeitern an einem Tisch zu speisen. Klingt es denn gar so veraltet, wenn man an Zustände erinnert, wie sie im praktischen Amerika sind? Das Patriarchenthum und die Ideale der Socialdemokratie — nirgends kommen sie sich auf friedlichem Wege so nahe, als im altständigen Bauernhofe, auf welchem das Gesinde fast wie zur Familie gehört. Vierzehntagdienstboten könnte ich auf meinem Hofe nicht brauchen; der Dienstbote soll mir kein Fremder sein, sondern ein Hausgenosse, dem ich sehr gerne ein freundliches Leben schaffe, wenn es sein kann.

Aber ach, ich sehe ja immer nur die alten, längst vergangenen Bauernverhältnisse und dazu noch jene der allerbesten Art, die heute nicht mehr möglich sind. Man vergesse aber nicht, daß sich alles wiederholt, man kommt spiralförmig nicht genau auf denselben Punkt zurück, wohl aber ihm nahe. Ich bin ja kein praktischer Volkswirthschaftslehrer, ich bin nur ein Poet, doch den Poeten sagt man nach, daß sie Seher wären, und ich sehe in der That, daß künftige Geschlechter sich wieder mehr auf dem Lande einheimen werden. Friedlich und für eine Dauer gelöst kann die sociale Frage nur auf dem Lande werden, dort sind Herr und Diener unter einander viel verträglicher als in der Stadt und kommen sich menschlich näher.

Ei, höre ich einen Stadtherrn sagen, Sie sind ja selbst Bauer gewesen, warum sind Sie es denn nicht geblieben? Ich könnte ihm antworten: Weil ich für einen Bauer zu dumm war, darum bin ich ein Herr geworden. Doch so

unbescheiden soll man nicht sprechen, also sage ich, daß meine schwächliche Körperconstitution mich veranlaßt hat, vom Bauernstande abzugehen und ein Handwerk zu lernen; daß ich aber auch für einen Handwerker den richtigen Kopf nicht gehabt habe, worauf mir nichts übrig blieb, als die einzige Art und Kraft, die in mir sich regte, auszubilden, und Euch, Ihr armen lieben Weltleute immer wieder dorthin zu weisen, wo ich selbst die glücklichste Zeit meines Lebens zugebracht habe. Seit einem Vierteljahrhundert predige ich in allen Formen des Wortes die Rückkehr zur Natur, habe mein Häuschen ins Bauerndorf hineingebaut und stehe persönlich mitten unter Bauern. Auch meine Söhne suche ich für das Bauernthum zu gewinnen, freilich mit geringem Erfolge, denn sie sind eben auch Kinder ihrer Zeit und warten gleich diesen, bis der Engel mit dem flammenden Schwerte sie zurücktreibt in die Natur.

Vielleicht wollen sie doch nicht warten auf diesen Engel. Vielleicht versuchen es viele brave und gescheite Söhne des Stadtbürgerthums, ihr großes oder kleines Vermögen nicht in Papieren, sondern in Erde anzulegen; vielleicht fängt es allmählich wieder an, als etwas sehr Wackeres, Patriotisches, Aristokratisches zu gelten, wenn sich junge Leute dem altehrwürdigen Bauernthum widmen. Dann ist es ja gewonnen. Das dienende Volk wird schon selber folgen. Und so wie sonst das städtische Menschenmaterial durch Bauernblut aufgefrischt zu werden pflegt, so kann das alte zugrunde gegangene Bauernthum durch ein aus gebildeten Schichten stammendes junges, zeitgemäßes doch vielleicht zur Noth ersetzt werden. Der historische, in vieler Beziehung so ehrenwerthe und heimliche Bauernstand wäre freilich dahin, aber in dem jungen Bauernthum, welches unter sich zur besseren

Machtstellung einen Ring bilden könnte, würden sich vermöge der veredelnden Einwirkung von Arbeit und Natur allmählich wieder die Tugenden dieses Standes ausbilden. Einfachheit, patriarchalischer Sinn, Liebe und Treue zur angestammten Erde, zu der Väter Sitte, Ahnung und Verehrung Gottes, diese erhaltenden Mächte gehen aus der Scholle hervor und sind des Bauernstandes Hort.

Der menschliche Drang nach gesitteter Freiheit, nach einer festen Heimstätte für sich und die Nachkommen, nach dem natürlichen Adel, der sich in der erblichen Ständigkeit, in dem treuen Festhalten an dem Berufe seines Geschlechtes begründet, ist ja doch noch nicht ganz verloren, so daß uns wenigstens die seelische Eignung und Fähigkeit nicht abgeht, das älteste gottgeheiligte Erbe der Menschheit wieder anzutreten.

Das Uebrige müssen unsere Staatsmänner, Volksvertreter und Volksfreunde besorgen. Und wenn sie in der Großstadt geweckt werden von dem Lärm des Proletariats, das durch die Straßen stürmend mit drohenden Geberden nach Arbeit, nach Brot und nach Anderem schreit, mögen sie sich daran erinnern, daß der historisch-conservative Staat keinen mächtigeren, treueren Freund hat als einen starken Bauernstand. Einen solchen müssen sie schaffen um jeden Preis, denn von diesem angeblich so ungebildeten Stande hängt der Fortbestand unserer historischen Gesittung ab.





Eine Bitte an den Clerus.

In mir waltet eine fast elementare Nothwendigkeit, alles öffentlich auszusprechen, was in Sachen des Volksthums mein Denken ist und mich lebhaft bewegt. Das ist nicht zu ändern. Daß ich jedoch unter solche Aufsätze und Betrachtungen stets meinen vollen Namen schreibe, das ist unklug. Dadurch stelle ich mich persönlich gleichsam mit offener Stirn und unbedeckter Brust vor ein Heer von Gegnern, die, hinter der Parteiflagge verborgen, unter Anonymität verhüllt, mit hundert Pfeilen auf mich schießen können. Wenn die Pfeile stecken blieben, so müßte ich schon längst dem heiligen Sebastian ähnlich sehen, während ich mich so in meiner oberländischen Bärenhaut durchaus nicht als Märtyrer fühle. Das Bewußtsein meiner redlichen Absicht, durch solche Kundgebungen Gutes zu stiften, giebt mir den Muth, jedem Gegner, sei er eine mächtige Person, sei er eine unfaßbare Partei, offen vors Gesicht zu treten, giebt mir auch die gute Laune, leidenschaftliche Anwürfe und hochmüthige Abfertigungen zu belächeln.

Heute berühre ich wieder einen Punkt, an welchem manche Leute ganz besonders empfindlich sind: die Volksschule. Und hier habe ich es mit einer Partei zu thun, welche sich die clericale nennt, die aber doch zum Glücke sich nicht ganz mit den ehrwürdigen Traditionen der katholischen Kirche deckt. Unsere Volksschule hat wohl manche Fehler, die aber leicht verbessert werden können, weil sie keine Cardinalfehler sind. Was aber ist dem Clerus an unserer Volksschule recht? Nichts. Seine Hauptklagen sind, daß diese Schule zu kostspielig und nicht christlich genug wäre. Ist es ihm mit diesen Klagen wirklich ernst? Pflegt er sich immer so sehr zu bekümmern um das materielle Wohl des Volkes? Predigt er diesem doch selbst fortwährend, nicht nach irdischen Gütern zu trachten! — Und zu wenig Christenthum. Verbietet das Schulgesetz dem Clerus, in der Volksschule Religion zu lehren? Im Gegentheile, das Gesetz gebietet es ihm, es stellt ihm eine genügende, vom Katecheten oft nicht ausgenutzte Stundenzahl zur Verfügung, es stellt den Religionsunterricht vollkommen frei, es mischt sich in Religionssachen gar nicht ein, es verlangt vom Katecheten keine Rechenschaft, so daß der Religionsunterricht heute eigentlich unabhängiger ist als je. Er liegt ganz in den Händen der Kirche. Wenn die Schüler aber trotzdem in der christlichen Religion zu mangelhaft unterrichtet werden und der religiöse Sinn nicht genügend ausgebildet wird, wer kann dann schuld sein daran, als Jene, die den Religionsunterricht zu besorgen haben?

Wie wird in unseren Volksschulen Religion gelehrt? Ich konnte es lange nicht glauben, bis ich endlich vielfach davon überzeugt wurde. Von unzähligen Lehrern ließ ich es mir berichten, von Schulinspectoren, von Schulkindern und ihren Eltern, von meinen eigenen Kindern, welche die Volks-

schule besuchten, endlich von Katecheten selbst. Nach dem gegenwärtigen Lehrplane nimmt durch alle Classen der Katechismus die Hauptstelle ein. Der Katechismus zerfällt in drei Lehrbücher: „Der kleine Katechismus“, „Auszug aus dem großen Katechismus“ und der „Große Katechismus in Fragen und Antworten“. Diesen drei Büchern des Katechismus beigegeben ist ein Ceremonienbuch der katholischen Kirche und ein Auszug aus der biblischen Geschichte, „soweit sie zur Erklärung des Katechismus dient“. Nach dem Lehrplane soll zum Lesen des alten wie des neuen Testamentes beiläufig gleich viel Zeit verwendet werden. Thatsächlich aber wird in den meisten Schulen das alte Testament eingehender vorgenommen und dann wegen Mangels an Zeit über das neue flüchtiger hinweggegangen. Im Lehrplane ist auch die Rede vom „Evangeliumlesen“; doch giebt es in den ersten vier Volksschulclassen gar kein Evangeliumbuch; was man dort etwa Evangelium nennt, ist wohl nur eine auszugsweise Bearbeitung des neuen Bundes für die Kirche. Das Evangeliumbuch ist erst von der fünften Classe an vorgeschrieben, kommt aber sehr selten dran, weil das streng verlangte Auswendiglernen des großen Katechismus und das Studium des Ceremonienbuches dafür kaum eine Zeit übrig läßt. Das Haupt-Um und -Auf des Religionsunterrichtes ist der katholische Katechismus. Wenn noch Zeit bleibt, wird auch Bibel gelesen, zumeist nur aus dem alten Testamente. Ich habe als Katholik gewiß nichts gegen den katholischen Katechismus, es ist das nothwendige Buch der confessionellen Satzungen, es faßt in sich auch sozusagen das Gerippe der Religion und der Sittenlehre. Auch gegen das alte Testament ist im Allgemeinen nichts einzuwenden, obzwar ich nicht weiß, wie mit den unbestraften hebräischen Kniffen und Lastern eines Jakob,

eines David, eines Samson und Anderer das christliche Kind sich zurechtfinden soll. Und das neue Testament? Im besten Falle wird es gleichgestellt dem alten. Das alte Testament, heißt es, sei nöthig, um auf das neue vorzubereiten; ja, aber diese Vorbereitungen nehmen so viel Zeit in Anspruch, daß für die Hauptsache keine mehr übrig bleibt.

Wo bleibt in unseren Religionsstunden der eingehende Unterricht über das Leben und die Lehre Jesu, das Evangelium? Man darf von dem redlichen Streben des Clerus wohl überzeugt sein, doch kann man sich manchmal wahrlich schwer des gewiß ungerechten Gedankens erwehren, als geschehe die Vorenthaltung absichtlich, um dann behaupten zu können, die Neuschule erziehe religionslose Menschen. Gewiß, das war in der Altschule besser. In der Schule, welche ich besucht habe, wurde an jedem Samstage und Vorabende der Festtage von den Schülern, und zwar der Reihe nach durch die Bank, jener Theil des Evangeliums gelesen, der am darauffolgenden Tage auf der Kanzel vorkam. Hierauf wurde der Text besprochen, vom Katecheten erklärt, mit sinnigen Beispielen belegt, auf unser menschliches Leben angewendet, kurz, das Evangelium auf dem Wege des Gemüthes zur Sittenlehre gemacht. Die Religionsstunden waren für uns damals die schönsten Stunden, sie erwärmten, begeisterten uns für Ideales, sie waren wie Oasen mitten in der Wüste des Rechnens, der Sprachlehre, des Schreibunterrichtes. Damals hörte man auch noch von einer christkatholischen Religion, heute giebt es nur mehr eine katholische.

Warum ist es heute nicht mehr so? Ist etwa das Volksschulgesetz daran schuld? Wir wissen schon, daß dieses in den Religionsunterricht nichts dreinredet. Zwar nehme ich als gewiß an und lasse es mir nicht nehmen, daß es auch

jetzt noch einzelne Katecheten giebt, welche den Religionsunterricht in dem von uns gewünschten Sinne führen; ja ich wüßte sogar Einen oder Zweie zu nennen, die ihre Vorschrift dahin übertreten, daß sie etwas weniger Katechismus büffeln und etwas mehr Evangelium lesen lassen, und denen es gelingt, in den Schülern Interesse zu erwecken für unsern Heiland, für sein Leben und seine Lehren, und doch auch Interesse für die Verordnungen der Kirche. Im Ganzen ist das nicht, im Allgemeinen, in der Stadt wie auf dem Dorfe, herrscht in der Religionsstunde eine trostlose Oede.

Wie sieht also in unserer Volksschule der Religionsunterricht aus? Mechanisches Aufgeben von Abschnitten aus dem Katechismus, mechanisches Auswendiglernen desselben Abschnittes, mechanisches Prüfen desselben Schülers, mechanisches Hersagen des Memorirten, mechanisches Anmerken der Religionsclasse. So geht man zumeist ohne weitere Erklärung des Textes von Abschnitt zu Abschnitt; der Schüler quält sich ab, Seiten um Seiten ohne Verständniß und Interesse sich einzubüffeln. Und es ist wahrlich noch manchmal gut, daß Verständniß und Interesse fehlt! Wer sich an gewisse Vorführungen und Ausdrücke im Volkskatechismus erinnert, der wird wissen, wie ich's meine. Anfangs fragt das unschuldige Kind, was dies und das heiße, da jedoch selten eine Antwort ertheilt wird oder wenigstens keine befriedigende, dem Alter des Kindes angemessene, so gewöhnt das Kind sich endlich das Fragen ab, lernt gedankenlos die Sätze auswendig, plappert sie gedankenlos her und bekommt eine gute Religionsnote.

Mancher Katechet begnügt sich nicht mit dem Gedruckten, er dictirt den Schülern auch noch allerhand aus der Dogmatik und kommt mit einem Buche über Liturgik zum Auswendiglernen. Es werden die kirchlichen Einrichtungen,

Geräthe, die priesterlichen Kleider, die vorgeschriebenen Gebräuche zu verschiedenen Festen und bei kirchlichen Handlungen erörtert, und alles muß wörtlich auswendig gelernt werden. Bei der Behandlung der Sacramente wird das Hauptaugenmerk auf Formen und Formeln gewendet. Auswendig gelernt wird die Aufzählung der christlichen Tugenden, sowie die der Sünden. In dem Abschnitte über christliche Gerechtigkeit heißt es: Thue das Gute und meide das Böse! Sünde ist die Uebertretung des göttlichen Gesetzes u. s. w. Es ist ja alles da, es fehlt in der Theorie nichts zu einem christlichen und sittlichen Leben. Aber wie seelenlos, wie handwerksmäßig wird das kalte, dürre Wort abgehaspelt! Und jene Theile der Religionslehre, die den Geist beschäftigen, das Herz warm machen könnten, sie kommen nicht zur Geltung.

Es ist, als ob der gegenwärtige Katechesenunterricht dazu angelegt wäre, dem Menschen schon von früher Jugend an die religiöse Welt zu verleiden. Die meisten Thränen der kleinen Schüler werden des Katechismus wegen vergossen. Und die jahrelange, gedankenlose, freud- und willenlose Beschäftigung mit einem Gegenstande muß endlich gleichgiltig gegen denselben machen, eine Gleichgiltigkeit, die vom Katechismus auf Kirche und Gottesdienst übertragen wird und das Herz für alle religiösen Empfindungen nach und nach verledert. Aus vielfacher Erfahrung weiß ich und spreche ich, daß der vorwiegende und seelenlos betriebene Katechismusunterricht jenen religiösen Sinn nicht auszubilden vermag, der für ein sittliches Volksthum vonnöthen wäre.

Mir sind zehn-, zwölfjährige Kinder begegnet, die vorzügliche Classen in Religion hatten, von der Geschichte Jesu, von der Bergpredigt aber so viel wie nichts wußten. Wie

hingen ihre hellen Augen an meinem Munde, wenn ich ihnen erzählte von dem Christkinde zu Bethlehem, von der Flucht nach Aegypten, vom herodianischen Kindermorde, von der Taufe am Jordan, von den Wundern, dem Leiden und Kreuztode und von der Auferstehung endlich! Rascher ging uns der Puls, dem Erzähler wie dem Zuhörer, höher schlugen unsere Herzen dem Göttlichen entgegen, und mit Begeisterung wurden Vorsätze gefaßt, so zu leben, daß wir Lieblinge des Heilandes würden. — Ich trete entschieden jener clericalen Auffassung entgegen, als sei die Religion weniger Herzens-, als Verstandessache, als wolle das Böse vorwiegend aus Klugheit vermieden, das Gute vorwiegend aus Eigennutz gethan werden; ich verlange Verinnerlichung in der Religion und Verinnerlichung im Religionsunterrichte.

Ich frage: Warum wird bei dem Religionsunterrichte in unseren Volksschulen das Evangelium so sehr übergangen? Ich wundere mich, daß solches nicht auch Andere fragen, daß solche Frage nicht der Staat selbst mit Ernst stellt. Warum wird das Evangelium Christi vernachlässigt, warum aller Schwerpunkt auf den Katechismus gelegt? Der Kern und Inhalt des Christenthums liegt im Evangelium, in den heiligen Schriften des neuen Testamentes. Mit diesen vor Allem muß der Schüler vertraut werden, dann erst wird der Katechismus, die Liturgik, der Cultus verständlich sein.

Giebt es Ausflüchte? Giebt es Einwände? Vielleicht. Aber meine Ueberzeugung steht fest, daß es ein großer, unverantwortlicher Fehler unseres Religionsunterrichtes wäre, das Evangelium beiseite zu schieben. Und selbst wenn es „auch“ gelehrt würde, wäre es mir noch zu wenig, es muß vor Allem gelehrt werden! Dem Christen kann es nicht gleich-

giltig sein, wie seinen Kindern Christenthum gelehrt wird. Wenn es heute auch nicht mehr so schlimm ist wie zu jener Zeit, in der sich Luther beklagt, daß er „in seiner Jugend und sein Lebenlang die zehn Gebote und das Vaterunser nicht hören predigen", so steht es immerhin mit der directen Vorführung der Lehre Christi noch schlimm genug. Ich stelle mich vor die Katecheten, vor die Bischöfe, ich stelle mich dreist vor den Papst und frage: Warum wird in unseren Volksschulen das Buch der Kirche, der Katechismus vorgezogen dem Buche Jesu, dem Evangelium? Warum wird das neue Testament so wesentlich vernachlässigt?

Pädagogische Rücksichten können unmöglich die Ursache sein, denn das Evangelium ist für das Kind zehnmal passender und verständlicher als der Katechismus mit seinen oft verfänglichen Ausdrücken und Darstellungen, die man dem Kinde nie auslegen kann und darf. Oder sollte die Zeit dazu fehlen, mit dem Evangelium sich abzugeben? Dann weniger von dem andern und die Hauptsache voran. Oder sagt man, das Evangelium bekämen die Kinder ja von der Kanzel herab zu hören? Das ist zu wenig, gehört haben ist noch nicht in sich aufgenommen haben, sonst könnte man wohl auch die anderen Lehrgegenstände den Schülern bloß vorlesen, das wäre bequem. Oder meint man, das Amt des Katecheten sei nur der Katechismus, und die Vorführung des Evangeliums müsse er weltlichen Lehrern überlassen können? Das wäre ein unverantwortliches Preisgeben des Besten an profane Hände.

Man kann es aber nur schwer glauben, daß es ihr Ernst ist, wenn sie sagen: Den Vortrag des Evangeliums soll der Schullehrer besorgen. Sie begeben sich damit des Religionsunterrichtes in dem wichtigsten Punkte, und es

könnten Leute sein, welche da sagen: Wenn schon der weltliche Lehrer das Christenthum lehrt, so wird der Katechet in der Schule entbehrlich. In Deutschland, in der Schweiz besorgt in der That der Volksschullehrer den Religionsunterricht, die Kirche setzt erst im zwölften Lebensjahre des Schülers ein, um ihn zur Confirmation vorzubereiten. — Ich glaube, daß eine solche Einrichtung sich unsere Seelsorger nicht wünschen, ja daß sie den Religionsunterricht eines nicht dogmatisch gebildeten Lehrers mit Mißtrauen überwachen würden. Also warum nicht selbst auch in der Volksschule das Evangelium lehren, wie sie von Christus den Auftrag haben? — Sollte sich's herausstellen, daß der Clerus aus irgend einem Grunde seiner fürnehmsten Pflicht in der Volksschule nicht nachkommen will, dann allerdings müßten alle Bekenner des Christenthums und alle Freunde des Volkes darauf hinwirken, daß der weltliche Lehrer sich der Lehre Jesu annehme und sie den Kindern vermittle.

Es ergeht also, gewiß im Sinne des ganzen christlichen Volkes, auch an den Staat, an den Cultusminister, die Bitte, es möge dahin gewirkt werden, daß das Evangeliumbuch als Völker einigende Grundlage des Christenthums unter den religiösen Lehrmitteln nicht bloß als Hilfsbuch gelte, wie es gegenwärtig der Fall ist, sondern daß es im Texte der Evangelisten als Hauptbuch erklärt und benutzt werde.

Wenn unserer Volksschule schon so Manches fehlt, was allmählich verbessert werden muß, so fehlt ihr vor Allem ein rationeller, herzerwärmender Religionsunterricht. So lange dieser verweigert wird, ist die Klage wahrlich nicht unbegründet, daß unsere Volksschule zu wenig christlich-religiös sei. Ich bin wohl herb, aber nicht rechthaberisch, mir ist nicht um Streit und Gegenpart zu thun, sondern nur um die

Sache; ich wäre froh, wenn ich mit dem Vorwurfe unrecht hätte, wenn ich eines besseren belehrt und überzeugt werden könnte.

Bisher hat mir meine Bitte um das Evangelium von der clericalen Presse nur rohen Hohn und Spott eingetragen. Und es wäre doch besonders jetzt im Angesichte der drohenden socialistischen Gefahren ernstlich darüber nachzudenken, ob man mit dem Evangelienbuche nicht mehr wirken könnte, als mit dem Katechismus. Daß, wie behauptet wird, der Katechismus inhaltlich das Evangelium ersetze, ist eine grobe Unrichtigkeit; das sieht Jeder ein, der die beiden Bücher genau kennt. Und schon die erhabene, gemüthbewegende Form des Evangeliums ist an Wirkungskraft mit dem seelenlosen Frage- und Antwortspiel des Katechismus nicht zu vergleichen.

Ich glaube, daß das zugegeben werden muß. Der gute Wille zur strengen Befolgung des göttlichen Gebotes: „Gehet hin und lehret den Völkern das Evangelium!" fehlt ja nicht. Und so bitte ich als Christ, als Vater von Kindern, die christlich erzogen werden sollen, und als Einer, der gewiß im Namen Tausender von Eltern spricht: Ehrwürdige Lehrer der Religion, gebet unseren Kindern das Beste, was Ihr geben könnet — das Evangelium Jesu!





Der Katechet.

Seltsames Bild aus einer Gebirgsschule.

Beichte und Communion waren vorüber. Der tiefgebückte presthafte Greis, welcher in seinem entlegenen Berghause die Sacramente empfangen, saß nun am Tische, stützte seinen Ellbogen schwerfällig auf die Tischecke und schaute mit trüben Augen dem Priester zu, der sich labte an dem kleinen Mahle, welches die Leute ihm aufgetischt hatten.

Der Priester war ein junger, hübscher Mann mit frischem Gesichte und offenen, treuherzigen Augen, er ließ sich den Eierkuchen und das Glas Wein wohl munden und blickte manchmal auf den Greis, aber jetzt nicht wie ein Verzeihender auf den armen Sünder, sondern wie ein junger Mensch auf den alten, lebenserfahrenen, geprüften Mann.

Dieser wackelte ein wenig mit seinem kleinen, schneeweißen Haupt und sagte dann: „Rechtschaffen ist's mir zuwider, daß der geistliche Herr meinetwegen sich so oft und so weit heraufplagen muß auf den Berg, und jetzt gar im Winter. Aber ich kann halt nicht mehr hinab, und meine christliche Sach' möcht' ich doch gern haben."

„Aber, Steinbauer!“ entgegnete der Priester und legte dem Alten die weiße Hand auf den zitternden Arm, „ich thue es gerne, es ist ja mein Amt, und in meinen Jahren ist das Bergsteigen eher eine Annehmlichkeit, als eine Plage. Bin das gewohnt, stamm' ja auch von der Bauernschaft.“

„Werden halt noch andere Versehgänge sein, es ist kein gesunder Winter,“ fuhr der Alte fort. „Denk mir oft, der Geistliche hat wohl ein schweres Amt. Zu Blatternkranken gehen, zum Nervenfieber! Und nachher, wenn er müd' und matt von allerhand Gefahr zurückkommt in den Pfarrhof, findet er die frostige Stube — Niemand daheim!“

„Ich verstehe Euch schon,“ lächelte nun der Caplan von St. Johann, „es ist nicht so schlimm. Daheim ist freilich Niemand, so wie Ihr meint, aber meine Familie habe ich doch auch, und eine größere als der brave Steinbauer. Auf langes Leben, Vater!“

„Ja, ja, auf mein langes Leben!“ kicherte der Greis, „daß Ihr noch recht oft heraufmüßt! 's ist mir halt allemal so getröstet, wenn ich meine Sachen gemacht hab' und Ihr könnt Einem das Herz recht leicht machen mit dem christlichen Zuspruch. Nicht genug kann ich Euch danken.“

Also ward gesprochen, bis der Priester Ueberrock, Hut und Stock nahm und sich nach frohfrischem Händedruck auf den Heimweg machte. Dieser war im Schnee eigentlich doch beschwerlicher, als es sich der junge Priester selber gestehen wollte.

Nach stundenlanger Wanderung kam er im Pfarrhofe zu St. Johann an, hatte Zeit, sich ein Viertelstündchen auszurasten, dann schlug die Kirchenuhr Stunde zwei. Es war Zeit, in jene Familie zu gehen, von der er oben gesprochen hatte. Ein Buch nahm er zu sich und schritt wohlgemuth hinab zum Schulhause. Am Eingange begegnete ihm der

Lehrer, sie begrüßten sich freundlich und der Lehrer sagte: „Sie freuen sich schon wieder. Ich begreife es auch, das Rechnen und die Sprachlehre will unseren Bauernkindern nicht immer eingehen. Kann ihnen nicht helfen, muß auch sein, gönne ihnen aber die Religionsstunde, wie Sie sie halten, vom Herzen."

Als der Priester in die Schulstube trat, erscholl ein einstimmiges, helles „Gelobt sei Jesus Christus!" und die jungen Gesichter leuchteten ihm fröhlich entgegen.

„Nun, wie steht's, Kinder?" fragte der Caplan, indem er sich auf seinen Platz gesetzt, „habt Ihr das Hauptstück von der christlichen Gerechtigkeit gut auswendig gelernt?"

„Ja, alle!" riefen sie munter.

„Brav. So werde ich zu Lohn fortfahren, Euch das Leben Jesu zu erzählen!"

„Ich bitte, ich bitte!" hierauf viele Stimmen, und in der rückwärtigen Bank rieb sich ein ganz kleines Mädchen die Hände: „Der liebe, liebe Katechet!"

„Wo sind wir denn stehen geblieben, das letztemal?" fragte der Priester.

„Wie der Herr Jesus auf einem Esel in die Stadt Jerusalem einreitet!" gaben mehrere Stimmen an.

„Richtig," bestätigte der Geistliche, und fuhr fort: „jetzt aber, liebe Kinder, kommen wir zum allermerkwürdigsten Capitel, voll heiliger und tiefer Trauer. Wir haben gesehen, wie arm und verlassen das Kindlein Jesu gewesen ist, wie es vom König Herodes verfolgt wurde —"

„Der falsche Herodes!" flüsterte das Mädchen in der hintersten Bank.

„Wie seine Eltern mit ihm durch die heißen Wüsten ins ferne Aegyptenland haben fliehen müssen, wie er später

mit zwölf Jahren schon ein recht gescheites Büblein gewesen ist und gar die hochgelehrten Männer überwiesen hat im Tempel. Haben nachher gesehen, wie der Herr Jesus sich hat mit Wasser begießen lassen vom Johannes am Flusse Jordan, zum Zeichen, daß er reinen Herzens sei vor Gott; wie er in der Steinwüste das hungerige Volk hat gespeist mit wenigen Broten, wie er Kranke hat gesund gemacht und der trostlosen Mutter zu Naim den gestorbenen Sohn hat auferweckt von den Todten. Wir haben gehört seine heilige Lehr', wie wir leben und uns gegeneinander betragen müssen, wenn wir auf Erden zufrieden und nach dem Tode ewig selig werden wollen. Und sehet, meine Kinder, diesen lieben Jesus, der voller Demuth und Geduld war, voller Gerechtigkeit und Liebe zu allen Menschen, und der gesagt hat: Der Armen vergesset nicht, sie alle sind Euere Brüder und Schwestern — diesen Mann wollen sie jetzt peinigen und tödten."

Bei solchen Worten konnte man in einzelnen Bänken ein wenig schluchzen hören, und die allgemeine Aufmerksamkeit war hergestellt.

Der Priester fuhr ernst und ruhig fort, so zu sprechen: „Die Wunder, welche Jesus gewirkt hat, haben die meisten Leute für Betrug oder Zauberei gehalten, weil sie es nicht glauben wollten, daß er vom himmlischen Vater gesandt sei. Seine Lehre haben sie gehaßt, weil sie eine neue Lehre war und mit jener alten der Schriftgelehrten und Hohenpriester nicht stimmte. Und diese Feinde haben heimlich getrachtet, ihn zugrunde zu richten, haben es aber nicht recht anzufangen gewußt, weil der Landpfleger und Richter Pontius Pilatus nichts gegen die neue Lehre einzuwenden gehabt. Wie aber jetzt der Herr Jesus in die Stadt Jerusalem einreitet, un-

geben von seinen Jüngern, wie ihm alles Volk zujubelt: Gelobt und gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn! und sie Palmzweige wie Fahnen in den Lüften schwenken — da laufen die Feinde Jesu durcheinander und zum Pilatus: Siehst Du es jetzt, wie die Leute ihm folgen! Der wird gefährlich, der stürzt Dich und den Kaiser! Wehe Dir! Schlecht kann's Dir gehen, wenn Du den Aufrührer nicht allsogleich einfangen und tödten lassest. — Der Pilatus sagt: Es wird so schlimm nicht sein, aber ich will ihn vor Gericht rufen, daß er sich selber verantworten kann. Die Freunde Jesu haben gehört von diesem Anschlag und haben dem Meister gerathen: Fliehe! die Hohenpriester kennst Du schon, das sind schlimme Herren, die ruhen nicht, bis sie Dich aus dem Weg geräumt haben werden. — Jesus aber ist ganz ruhig gesessen beim Abendmahl mit seinen Jüngern und hat gesagt: Fliehen will ich nicht, wie es geschehen muß, so soll es geschehen. Die grimmen Feinde fürchte ich nicht, viel ärger können die Freunde sein! Ich sage Euch: Einer der Meinen wird mich verrathen! Da schauen sich die Jünger erschrocken an, das wäre nicht möglich, und einer unter ihnen, der Judas hieß, schüttelte gar heftig das Haupt: Was das für thörichte Reden wären, einer der Seinen ihn verrathen! möchte schon wissen, wer so schlecht sein könnte! — Der jetzt mit mir in die Schüssel fährt! sagt hierauf Jesus, da zuckt der Judas mit dem Arm zurück, denn just hat er mit der Gabel ein Stück vom Osterlamm aus der Schüssel stechen wollen. — Bachmeier! Laß jetzt das Kritzeln auf der Bank und paß auf, Du wirst mir alles wiedererzählen müssen!"

Also unterbrach sich der Katechet, und der Nachbar des Bachmeier gab diesem einen kleinen Ellbogenstoß, entrüstet

darüber, wie man nicht könne aufpassen bei einer so merkwürdigen Geschichte! Der Bachmeier bequemte sich dazu und der Priester fuhr fort:

„Ein anderer Jünger, Petrus geheißen, ist auch aufgebracht über das Wort, es wäre bei Tische ein Verräther. — Na Du, sagt Jesus zu diesem, sei nur demüthig! Du bist auch keiner von den Verläßlichsten! Ehe zur nächsten Morgenstunde der Hahn kräht, wirst Du mich verleugnet haben! Petrus hat hierauf nichts mehr gesagt, mag aber bei sich gedacht haben: Ich erkenne ihn nicht wieder, so herb ist er heute! — Jesus bricht das Brot und mit freundlichem Angesicht sagt er die Worte: Ich werde nun nicht mehr mit Euch essen und trinken, bis wir beisammen an der Seite des himmlischen Vaters sitzen. Wenn Ihr mich haben wollt und mir etwas Gutes thun, so thut es den Armen. In Eueren armen, geringen Mitbrüdern und Schwestern bin ich immer bei Euch. Und wenn Ihr zum Osterfeste Brot und Wein genießet, so denket an mich. Es ist mein Fleisch und mein Blut. — Das haben sie freilich nicht verstanden. Nach dem Abendmahle gehen sie hinaus auf den Oelberg. Es ist eine wunderschöne Sternennacht und alles voller Frieden ringsum. Die Blumenkelche des Frühlings duften, und vom Thale herauf rauscht der Bach Kedron. Den Jüngern ist ums Schlafen und Jesus sagt zu ihnen, sie möchten nur ruhen, wer weiß, was der nächste Tag bringen würde. So legen sie sich unter Oelbäumen hin und schlafen ein. Der liebe Jesus sitzt auf einem Stein und stützt sein Haupt auf die Hand, er kann nicht schlafen, es ist ihm bange. Schweißtropfen stehen ihm auf der Stirn. — Er hat ja kein böses Gewissen, hat alles vollbracht, was ihm sein himmlischer Vater aufgetragen. Alles? Das letzte bleibt noch übrig, das

Sterben. Und deswegen zittert sein schwaches Fleisch. Er kniet hin auf den Stein, hebt die Hände gegen Himmel und ruft: Vater, es ist hart! Ich hätte es nicht gedacht, daß dieser Menschenleib so heiß am Leben sollt' hangen! Wenn's möglich ist, so lass' mich noch leben. Schütze mich mit Deinen Engeln vor meinen Feinden, die schon aus sind nach mir. Wenn's aber sein muß, so ergebe ich mich in Deinen Willen. — Alles ist still gewesen nach diesem Gebet. Eine Sternschuppe fällt nieder vom Himmel. — Jesus steht auf, thut einen schweren Seufzer und sagt: Es muß gestorben sein für die Sünden der Welt. Meine Lehre muß ich auch mit dem Tode bekennen und mein unschuldiges Blut soll ihr Merkmal sein. — Dieweilen Jesus so ganz allein ist mit seiner Angst und mit seiner Ergebung, hat auch Judas nicht geschlafen. Er schleicht sich fort von den Jüngern, hin gegen die Stadt und denkt bei sich: Den Meister habe ich recht lieb, aber Geld hätte ich noch lieber. Mit dem Meister kann man Unglück haben, denn es steht schlecht mit seiner Sache; mit Geld aber kann man alles kaufen, was das Herz verlangt, auch gute Werke damit verrichten, so gleicht sich's wieder aus. Ich will klug sein. — Aus dem Stadtthore kommt eine Rotte von Kriegsknechten, sie suchen den Aufrührer Jesus. Judas huscht zum Hauptmann, der sie führt und zischelt ihm zu: Ich weiß, wo er ist. Was wollt ihr mir geben, wenn ich es sage? — Dreißig Silbermünzen! Ganz neu geprägt mit dem römischen Kaiserkopf. Der Hauptmann hält sie hin in der hohlen Hand, die Sterne der Nacht funkeln in den Münzen. Judas erhascht sie mit gierigen Fingern und sagt zu den Kriegsknechten: Kommt nur mit mir! Ganz leise! Auf den Oelberg! Es sind ihrer mehrere. Einen werde ich küssen, der ist es. — Bachmeier!" unter-

brach sich der Katechet, „ich sage es Dir zum letztenmal, wenn Du nicht aufmerkst, so wirst Du mir bis morgen aus dem Katechismus das zweite Hauptstück auswendig lernen!"

Diese Drohung wirkte und der Priester konnte in seiner Erzählung fortfahren.

„Der liebe Jesus steht noch da und schaut betrübt hinab auf die Stadt Jerusalem, da kommen im Dunkeln Leute herangeschlichen. Einer davon geht zu ihm, sagt: Spät bist noch wach, Meister! und küßt ihn auf die Wange. Jesus wendet sich von ihm ab, den Kriegsknechten zu, und ruft: Man hat Euch ausgeschickt, um mich zu suchen, da bin ich. Dann haben sie ihm die Hände gebunden. Im Lärm der Waffen wird Petrus wach und wie er merkt, was da vorgeht, springt er herbei, reißt einem Knecht das Schwert aus der Scheide und will ihm damit den Kopf spalten. Freilich hat er als Fischer das Dreinhauen nicht gelernt, haut dem Knechte nur das Ohr weg. Giebt ihm Jesus einen Verweis, was er sich dreinzumischen habe? Wollte der himmlische Vater ihn befreien, so hätte er schon selber Mittel dazu. — Da macht sich Petrus davon. Den lieben Jesus aber haben sie hinabgeführt in die Stadt zu den Hohenpriestern und Richtern, gar bei nachtschlafender Stund. Der falsche Judas schleicht ihnen nach und fragt Einen: Was wollen sie denn mit ihm machen? Ja, antwortet derselbe, der kommt ihnen gerade recht für das Osterfest, der wird gekreuzigt. Da ist der Judas freilich erschrocken, jetzt sieht er erst ein, was er angestellt hat, kann's aber nicht mehr ändern. Er schleudert die Silberstücke von sich: Ich brauch es nicht, das verfluchte Geld! geht hinaus in den Hain und thut sich ein Leid an."

Dem Mädchen in der hintersten Bank wird unheimlich, es schleicht, den Finger im Mund und mit erschrockenen

Augen, jetzt zum Katecheten heran und kauert sich vor demselben auf den Boden hin.

„Du kannst schon dableiben, kleine Agnes Rainegger, mußt mir aber den Finger aus dem Mund thun, weil er nicht hineingehört.“ Also der Katechet, das Dirndl willfahrte und schmiegte sich voll Aufmerksamkeit und Andacht an die Füße des Priesters.

„Und wie ist es mit dem lieben Jesus weiter gewesen?“ fragte einer der Knaben.

„Ja, meine Kinder,“ fuhr der Katechet fort, „den lieben Jesus haben jetzt seine Feinde herumgeschleppt von einem hohen Herrn zum anderen. Und dieweilen diese aus dem Bett steigen, haben allerhand zusammengelaufene Leut, auch solche, die ein paar Tage früher ihm zugejubelt mit Palmenzweigen, ihn verspottet und verhöhnt. Hei! sagt einer, Du bist ja der Judenkönig, wie man hört! Könige müssen doch eine Krone haben! Aus Dornhecken flechten sie eine Krone und pressen sie ihm aufs Haupt. Das königliche Scepter auch! schreit ein Anderer, und giebt ihm ein schlechtes Schilfrohr in die Hand. Und gesalbt muß er sein! johlt ein dritter, darauf speit er ihm ins Angesicht. Dann sind sie über ihn her, haben ihn gestoßen und geschlagen, bis der Richter Pilatus endlich Befehl giebt, sie sollten den Angeklagten vorführen. Jesus steht mit gebundenen Händen demüthig vor ihm und sagt alles, was er gelehrt und vollbracht. — Wie das geschehen ist, spricht Pilatus zu den Anklägern: Was wollt Ihr denn mit Diesem da? Was hat er den Schlechtes gethan? Seht doch, wie er voller Blut und Wunden ist! Habt Ihr ihn nicht schon mißhandelt genug? ist Euere Rachgier noch nicht befriedigt? — Ostern ist! rufen sie, wir wollen nach altem Brauch einen am Kreuze sehen! — Gut, sagt der

Pilatus, da hab ich einen Anderen im Kerker, einen Räuber und Mörder, der berüchtigte Barabbas, den könnt Ihr haben! — Nein, nein! lärmen alle, den Barabbas kannst freilassen, diesen Jesus wollen wir am Kreuze sehen! Einen solchen Haß kann nun Pilatus gar nicht begreifen. Jetzt schickt auch sein Weib zu ihm und läßt sagen: Lieber Mann, thu' diesem Menschen nichts zu Leid, es ist etwas Besonderes mit ihm, ich hab' heut' die ganze Nacht von ihm geträumt. In leuchtendem Gewand ist er durch die dunkle Vorhölle gegangen, hat die Voreltern erlöst und hinaufgeführt ins Paradies. — Spricht Pilatus wieder zum Volke: Ich finde nichts Böses an diesem Menschen. Aber die Leutmenge lärmt: Ans Kreuz mit ihm! Ans Kreuz mit ihm! Und weil sie schreckbar schreien und wild sind, und die Schriftgelehrten und Hohenpriester das Volk immer noch aufhetzen, meint der Pilatus, es könnte ein Aufruhr entstehen, sie könnten Feuer werfen in seinen Palast. So nimmt er den Stab, bricht ihn entzwei und wirft die Stücke dem armen Jesus vor die Füße. Und das bedeutet so viel: jetzt bist Du verurtheilt zum Tode! — Dann taucht der Pilatus seine Hände in eine Schale mit Wasser, als ob er die That abwaschen wollte, und ruft in das Volk hinab: Ich sage Euch, er ist unschuldig, aber macht mit ihm, was Ihr wollt! — Kinder, was sagt Ihr zu einem solchen Richter?"

Von den Kindern waren nach und nach mehrere aus ihren Bänken getreten und hatten sich rings um den Katecheten hingesetzt. Dort knirschte nun ein Knabe mit den Zähnen: „Dieser Pilatus ist noch schlechter wie der Judas!"

„Ganz richtig," sagte der Katechet, „die Anderen sind von der bösen Leidenschaft verblendet gewesen, Pilatus hat aus reiner Feigheit der Volksmenge zulieb ein ungerechtes Urtheil gesprochen. Wer mit kaltem Herzen so kann sündigen,

der ist gottverlassen ganz und gar. Aber schaut, liebe Kinder. Keiner, und wäre er noch so tugendhaft, soll sich übernehmen. Petrus war gewiß einer der frömmsten Jünger des Herrn, und was geschieht? Wie er am Oelberg nach der Geschichte mit dem Ohr, wegen der er sich arg geschämt haben wird, dem gefangenen Meister von weitem nachgeht, und jetzt im Hof des Richters heimlich so herumschleicht, ruft ihn auf einmal eine Magd an: Was machst denn Du da, fremder Mensch? Gehörst vielleicht auch zu diesem Verbrecher Jesus, den sie kreuzigen werden? Und Petrus antwortet in seiner Angst vor dem Weibsbild: Was fällt Euch ein? Ich zu diesem Menschen gehören! Ich kenne ihn gar nicht. Das Wort ist kaum gesprochen, so kräht ein Hahn. Da fällt dem Petrus das Wort des Meisters ein: Du wirst mich verleugnen, bevor am nächsten Morgen der Hahn kräht! — Den geliebtesten Menschen auf Erden hat er verleugnet! Das schmerzt den Mann so tief, daß er hinausgeht auf die Gasse und anhebt, bitterlich zu weinen. Voll tiefer Reue ist er gewesen, hat aber nicht den Muth gehabt, noch einmal hineinzugehen und sich zu bekennen. — Seht, meine Kinder, so schwach sind selbst die Jünger gewesen, bevor, als sie ihren Meister haben sterben sehen. Erst sein Tod hat sie aufgeweckt und erlöst von den sündigen Banden. Und wie solches zuging, das wollen wir das nächstemal hören."

Kaum der Katechet so gesprochen hatte, entstand ein Aufruhr unter den Kindern, und er mußte auch noch den Rest der Stunde der heiligen Geschichte weihen. Also fuhr er fort:

„Das Kreuz ist schon gezimmert gewesen, ein großes, hohes Kreuz. Und solches haben sie nun dem lieben Jesus auf die Achsel gehoben, daß er es selber sollte hinausschleppen

vor das Stadtthor auf den Felshügel, wo die Missethäter hingerichtet wurden. Geduldig hat er das Kreuz getragen, aber dreimal ist er unter der schweren Last zu Boden gefallen und in diesem Jammer ist ihm seine Mutter Maria begegnet. Ihren gefangenen Sohn wollt' sie suchen und so hat sie ihn wieder gefunden. Einen einzigen traurigen Blick wendet er nach ihr und sagt: Mußt nicht weinen, Mutter, der himmlische Vater will es so ....“

Weiter konnte der Priester nicht sprechen. Denn mehrere Kinder huben an zu schluchzen und ihm selber wollte die Stimme versagen. Nach einer Weile sprach er: „Man muß auch in Betrachtung seines Leidens und Sterbens tapfer sein, Kinder. Ich will ganz kurz erzählen bis dahin, wo die heilige Osterfreude anhebt, damit Ihr im süßen Frieden nach Hause gehen könnt. — Ein weltfremder Mensch hat ihm endlich das Kreuz müssen tragen helfen. Wie sie hinauskommen an den Ort, der die Schädelstätte heißt, weil immer Todtenschädel der Hingerichteten dort herumgelegen sind, da haben ihm die Henkersknechte gleich das Gewand vom Leibe gerissen. Das gehört nach altem Brauch den Henkersknechten, aber weil ihrer ja mehrere sind und sie den Rock nicht zerschneiden wollen, so spielen sie ihn aus. Dieweilen noch die Würfel kollern auf dem Gestein, hört man schon den Hammer klingen an den Nägeln. Der liebe Jesus liegt auf dem Kreuze ausgestreckt! die langen Nägel werden geschlagen durch seine Hände und seine Füße. Ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, eine Thräne im milden Aug' .... — Weint, Kinder, weint Euch nur aus. Dieses sein Gekreuzigtwerden erlebt Ihr heute, daß es Euch ein Gedächtniß bleibe in allen Gefahren und Leiden dieses Lebens.“

Denn die Kinder weinten alle.

Nach einer Zeit fuhr der Priester fort: „Mit Stangen und Stricken haben sie es hernach aufgerichtet, das hohe Kreuz, und in eine Steinkluft gestellt, daß es ist dagestanden wie ein Baum. Und daran hängt eine Menschengestalt, schön und noch so jung, und von den Nägelwunden der Hände und Füße rinnt das Blut herab. Die Seinigen haben die Furcht überwunden, sind herbeigekommen, stehen herum unter dem Kreuze, sind sprachlos vor Schreck und Schmerz und die Henkersknechte halten Wacht. Zur Zeit sind auch zwei Uebelthäter gekreuzigt worden auf der Schädelstätte, und so hängt der beste, der heiligste aller Menschensöhne zwischen Mördern, wovon ihn der eine zur Linken höhnt: Wenn Du von Gott bist, so hilf uns jetzt vom Marterholz! Der zur Rechten ist demüthiger und sagt: Wenn Du zu Gott kommst, so erbarme Dich meiner! Zu diesem wendet Jesus das mit Dornen gekrönte Haupt und, selber in Schmerzen vergehend, sagt er: Sei getröstet, reumüthiger Mensch, heute noch werden wir zusammen bei unserem Vater im Himmel sein! Die Volksmenge belustigt sich an seiner Pein und höhnt ihn laut; er sollt' nur herabsteigen vom Kreuz, schrien sie, er sei ja der Sohn Gottes. Jesus blickt empor und sagt: Hab' Erbarmen mit ihnen am Tage des Gerichtes; sie wissen nicht, wie schlecht es ist, was sie thun. Dann schaut er nieder zu seiner ohnmächtigen Mutter und ruft den Jünger Johannes: Führe sie weit vom Kreuze hintan, tröste, stütze sie wie ein Sohn die Mutter! Sein Leib bebt, im heißen Todeskampf ist sein Gaumen trocken. Durstig! Durstig! stöhnt er. Ein Kriegsknecht will ihn laben, taucht einen Schwamm in Essig und langt ihn durch eine Stange hinauf. Jesus wendet sein todtenblasses Angesicht, sein brechendes Auge zum Himmel, und im Uebermaße der Pein ruft er mit lauter Stimme:

O mein Gott, warum hast Du mich verlassen? — Wie er diese herzzerreißende Klage hat ausgestoßen, geht ein Zucken durch seinen Leib, mit schwerem Seufzer stöhnt er noch: Es ist vollbracht! — sein Haupt sinkt auf die Brust" .... Nach einer Weile setzte der Katechet leise bei: „Und so ist unser Heiland Jesus Christus gestorben."

Die Kinder waren so athemlos still, daß man meinte, man müsse die Fittiche des Engels hören, der durch das Zimmer schwebte.

„Liebe Kinder," sagte der Geistliche, „wenn für Euch einmal die Stunde des Sterbens kommt, dann klammert Euer angstvolles Herz an den Gekreuzigten. Wenn Ihr in treuer Pflichterfüllung, in Geduld und Opferwilligkeit, in Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit seine Lehre befolgt habt, dann braucht Ihr das Sterben nicht zu fürchten. Denn voller Glückseligkeit kann ich Euch verkünden: Es giebt keinen Tod. Alle Entschlafenen stehen wieder auf zum ewigen Leben. — Dafür bürgt uns das, was ich noch zu erzählen habe."

Die Kinder schauten mit gerötheten Wangen, mit leuchtenden Augen voller Spannung auf zum Priester. Dieser fuhr fort:

„Als Jesus am Kreuze verschieden war, da ist es auf einmal dunkel geworden über dem Erdkreis. Alle Zweige am Oelberge haben gezittert, alle Blumen im Garten Gethsemani haben ihr Haupt gesenkt; der Bach Kedron hat nicht mehr gerauscht, ist stehen geblieben wie ein Tümpel. Kein Vogel hat gesungen und am Himmel sind trübe Sterne gestanden mitten im Tage. — Da sind die Leute blaß geworden und Einer hat zum Anderen gesagt: Was bedeutet das? Am Ende ist er, den sie gekreuzigt haben, wirklich der Gottessohn gewesen! — Jetzt hebt es an zu rollen, zu donnern unter

der Erde, krachend spalten sich auf der Schädelstätte die Felsen und aus den Klüften steigen langsam und in weißen Gewändern die Leiber längst begrabener Menschen. — Rasend vor Schreck laufen die Leute durcheinander und stöhnen: Die Todten stehen auf. Er ist es gewesen! — Gegen Abend, als es wieder geworden war auf Erden, wie es jeden Tag gewesen, ist es den Jüngern Jesu erlaubt worden, den Leichnam vom Kreuze herabzunehmen und ihn zu begraben. Sie legten ihn in ein Felsengrab, wo bisher noch kein Leichnam gelegen war, wälzten einen schweren Stein davor und als die Kriegsknechte kamen, um das Grab zu bewachen, gingen die Jünger in ihre Häuser heim und waren unaussprechlich betrübt. — Und jetzt höret weiter, Kinder. Als nach diesem Ereignisse die Sonne zweimal unter- und aufgegangen war, brachten zwei Jünger die Botschaft, sie hätten den Herrn Jesus gesehen. Schön und in der Jugendblüthe, aber die Wundmale an Händen und Füßen, so sei er ernstfreundlich unter den Palmen gewandelt. — Obzwar alle Weissagungen verkündet, er werde wieder auferstehen, wollten sie es doch nicht glauben. Da, eines Abends, als sie beisammen sind und in Trauer und Sehnsucht von ihm sprachen, steht er ganz plötzlich unter ihnen und sagt voller Liebe: Erschrecket nicht. Ich bin es. Ich bringe Euch den Frieden, den die Welt nicht hat. Geht hinaus in die Länder der Erde und verkündet allen Völkern meine Lehre und meine Verheißung. — Mein Leib geht nun zum himmlischen Vater, mein Geist bleibt bei Euch bis ans Ende der Welt.

Also ist es geschehen. Und die Jünger des Herrn haben aller Orten seine Lehre verkündet. Und Denen, die sie in Demuth und mit Fleiß befolgen, ist die Auferstehung von den Todten und im Himmel das ewige Leben verheißen." —

— Auf dem Thurme zu St. Johann schlug die dritte Stunde. Der Katechet erhob sich, betete mit den Kindern langsam und feierlich das Vaterunser und dann sagte er: „Nun nehmet Euer Uebergewand und geht ruhig nach Hause. In der nächsten Stunde werden wir das Hauptstück von der christlichen Gerechtigkeit vornehmen aus dem Katechismus.“

Die Schulkinder gingen in Gruppen davon, theils besprachen sie noch das Gehörte und im Evangeliumbuch, das sie in der Schultasche hatten, wollten sie noch einmal nachlesen darüber, was ihnen erzählt worden war. Etliche Jungen huben freilich an lustig zu hüpfen — wozu denn ernsthaft sein, da doch alles so gut ausgegangen ist!

Nur das kleine Mädchen aus der Hinterbank, die Agnes Rainegger, ging, sorgfältig in ihr großes Umhängtuch gewickelt, ganz allein und in sich versunken, hinterher. Am Wege kauerte im Schnee ein armes Weib mit einem in Lumpen gewickelten Kinde.

Das Mädchen löste rasch sein wollenes Umhängtuch vom Leibe, lief hin, warf es dem armen Weibe zu und eilte stillvergnügt nach Hause.

„Agnes! Wo hast Du denn heute Dein Tuch gelassen?“ ruft ihr die Mutter entgegen.

„Das habe ich dem lieben Jesus geschenkt,“ antwortet die Kleine nicht ohne Befangenheit.

„Was sind das für Geschichten?“

„Ja,“ sagte das Mädchen leise, „der Fetzen-Thresel habe ich's gegeben. Weil halt der liebe Jesus gesagt hat: Was Ihr den Armen gebt, das gebt Ihr mir.“ Die Mutter nahm ihr Töchterlein und küßte es vor Freuden. — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Als zu Ende des Schuljahres die Religionsprüfung war, fragte der Dechant unseren Katecheten, wie er den Unterricht vertheile?

„Je eine Stunde in der Woche Katechismus und je eine Evangelium."

Der Dechant schüttelte ein wenig das Haupt, sagte aber nichts weiter.



Sonntag.

Ist es denn wahr, daß an Sonntagen die Sonne einen schöneren Glanz hat als zu anderen Zeiten? Es muß wohl wahr sein, denn ich weiß es seit der Kindheit. Zudem können wir es ja immer wieder von Neuem erfahren. Wir sehen und empfinden nicht von außen hinein, sondern von innen heraus. Wenn in uns Sonntag ist, dann sehen wir Sonntag in der ganzen Welt. Also entzündet sich an unserem Sonntagsherzen auch die Sonne und darum hat sie an Sonntagen einen schöneren Glanz, als zu anderen Zeiten.

Alle Welt will nur Gold glänzen sehen, Silber klingen hören; ist es denn da erlaubt, auch von anderem Glanze, von anderem Klange zu sprechen? Ich rathe Euch einen Spaziergang am Sonntagsmorgen, da brennen die zitternden Lichtlein des Thaues hervor aus den Grashalmen, da klingt von den Wipfeln der freudenreiche Weltchoral Derer, die nicht säen und nicht ernten. Und ist nicht auch der Glockenklang ein anderer am Sonntagsmorgen! In ihm klingt unsere Sehnsucht, unser Hoffen, der Schrei, das Gebet unseres Gott und Himmel suchenden Herzens.

Schön ist es, daß die Gesetzgeber sich endlich wieder auf den Sonntag besonnen haben. In dem Rosenkranze unseres Lebens geziemt es sich wohl, daß nach sechs Eisenperlen eine goldene, daß nach sechs Dornen eine Rose komme. Man hat dieses Goldkörnlein ja schon hämmern wollen zu plattem Blech, man hat diese Rose verkümmern lassen wollen unter den Insecten gewinngieriger Gesellen. Die Wochentage kommen mir vor wie eine rauchgeschwärzte Kammer, der Sonntag ist das helle Fensterlein, durch das man hinausgucken kann in die weite Welt, ja sogar ein wenig in die Ewigkeit hinein. Früher verlangten wir: Gebt der Seele einen Sonntag! Heute rufen wir: Gebt dem Sonntag eine Seele! Er ist nicht allein der Ruhetag, er muß mehr sein. Die Woche ist dunkler Wüstengrund, der Sonntag ist die Jakobsleiter, auf welcher manches Menschenherz sachte gegen Himmel steigt. Wer auch nur etliche Stufen hoch steht und zurückschaut auf die Erde, der erschrickt vor den Nebeln der Niederung. Er gedenkt der Menschen im Staube, ihrer Rath- und Ruhelosigkeit, und wie ihnen zu helfen wäre. Er sinnt über die Ursachen der trüben Erscheinungen und was daraus noch werden wird. Er weiß nun wohl, daß sein Denken und Mahnen nichts ändern kann, der Menschen Führer ist das Gold und das Eisen. Und doch sinnt er über das Gute, das sie wollen, und das Böse, das sie üben, über das Recht, das sie suchen, und über das Unrecht, das sie begehen. Er blickt zurück in die dämmernden Jahrtausende der Vorzeit bis zum „Urschleim“, er schaut in das Dunkel der Zukunft bis dorthin, wo der letzte Mensch am Aequator von einem Eisbären gefressen werden wird. Wie kurz die Zeit, die er überblicken kann, und wie voll von Unbegreiflichkeiten! Da ist ihm, er sollte

nicht auf die Jakobsleiter der Träume steigen, sondern auf den Baum der Erkenntniß.

Das Denken ist der Stolz unserer Zeit. Ich aber sage, zu viel denken ist ungesund und grüblerisch denken ist unsittlich. Absolute Wahrheit erforschen wollen! Immer etwas zu suchen, von dem ich gewiß weiß, daß ich es nie finden kann, ist nicht bloß unsittlich, sondern auch lächerlich. Das Gehirn ist ein Organ unseres Körpers wie die Hand, wie der Magen u. s. w. Das Organ ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck; die Hand, der Magen haben dem ganzen Körper, dem gesammten Menschen zu dienen, so wird auch das Gehirn keine andere Aufgabe haben, als das zu sinnen, auszudenken, was dem Menschen gedeihlich ist. Wenn nun aber das Gehirn ausklügelt, daß der Mensch ein unseliges Wesen ist, welches keinen anderen Zweck hat, als einen Weg des Elendes zu wandeln bis zur Erstarrung des Planeten, so thut es nichts Anderes als die Hand, welche ihrem Eigner den Strick um den Hals legt. Das zu viele einseitige Denken ist eine Krankheit, eine Entartung, es geht vor sich auf Kosten des Empfindens und des Handelns. Es macht kalt, es macht träge, es macht muthlos. Naturgemäß handeln ist besser, als naturwissenschaftlich denken. Historisch denken ist gut, historisch empfinden ist besser. Soll etwas Neues geschaffen werden, so wird jetzt nicht etwa gefragt: Entspricht es unseren gegenwärtigen Bedürfnissen? sondern immer nur: Ist es historisch berechtigt? Vor lauter historischem Scrupel bleiben wir eingerostet im Althergebrachten und kommen zu nichts Besserem. Naturvölker fragen nicht: Wie wurden wir? sondern: Was wollen wir? Fruchtbar ist nur das Wollen ohne historische Beschränkung. Wenn dieser historische Scrupel noch Pietät wäre für das Leben und Wirken unserer Vor-

fahren! Nein doch, es ist theils wissenschaftlicher Pflanz, theils ängstliches Anklammern an sterilen Strand, es ist Muthlosigkeit, eine frische Seefahrt zu machen auf unbekannten Wassern. Erst wägen, dann wagen, das ist richtig; erst denken, dann nicht wagen, das ist unrichtig.

Als unsere ersten Eltern vom Baume der Erkenntniß aßen, wußten sie nicht, von welchem Urwesen der Mensch abstammt, aus wie vielen Stoffen er zusammengesetzt ist, sondern sie wußten, was gut und was böse ist. Denn allein nur von dieser Erkenntniß hängt das Wohl und Weh' der Menschen ab. Man behauptet, gut und böse ändere sich; Manches, was einst Laster war, sei heute Tugend; Manches, was dort geboten, sei hier verpönt. Es änderte sich das Recht, es änderten sich die Gesetze.

Das letztere ist wahr. Gesetze macht die Zeit nach ihren jeweiligen Sonderbedürfnissen; ändern sich diese, so ändern sich auch jene. Aber das Recht im Großen und Ganzen ändert sich nicht, es steht so fest wie das, was wir das Gute nennen. Denn recht und gut war, ist und wird sein alles das, was zum Bestehen und zum Gedeihen der menschlichen Gesellschaft nöthig ist. Es mag also sein, daß das „juridische Recht“ sich ändert, weil es nur das Recht des jeweiligen Gesetzes ist. Das Rechte und Gute im Großen muß sich gleich bleiben, so lange die Beschaffenheit der menschlichen Natur dieselbe bleibt. Freilich ist es heute Unrecht, schwächliche Kinder zu ertränken, wie das die Spartaner gemacht haben sollen; in Sparta war es Gesetz, Pflicht, weil man durch solche Aussonderung das Geschlecht vor Verweichlichung und Verschwächung bewahren wollte. Freilich ist es bei uns Unrecht, die alten, gebrechlichen Leute zu tödten, und doch soll es Völker geben, bei denen das geboten, zum

mindesten erlaubt ist, um sich die Lasten der Versorgung, der Mitschleppung auf Nomadenzügen abzuwälzen und die Kräfte fruchtbareren Aufgaben zuzuwenden, sich vor Feinden zu schützen u. s. w.

Aber zu keiner Zeit und bei keinem Culturvolke ist es erlaubt gewesen, aus persönlichem Eigennutz oder aus Bosheit seine Mitmenschen zu schädigen oder sich selber mit Absicht so zu verderben, daß die Allgemeinheit darunter Schaden leiden könnte. Thatsächlich sind diese ewigen Gesetze freilich oft genug mißbraucht und der Mißbrauch ist mit Trugschlüssen aller Art frech genug entschuldigt worden; das ändert an der Sache nichts. Das ewig giltige, weil erhaltende Princip ist folgendes: Alles, was dem Gedeihen der Menschheit nützt, ist gut und gerecht; Alles, was dem Gedeihen der Menscheit schadet, ist schlecht und ungerecht.

Bist Du ein Freund vom Fasten? I bewahre, ich setze nur den Fall. Wenn Du heute fastest, um morgen das also Ersparte zu verschlemmen, so ist das unrecht, weil Du dadurch Deine Gesundheit schädigest, anstatt Deinen Pflichten nachzukommen, etwa Anderen zur Last fällst, und weil Du in Deiner Person beiträgst, die Gattung zu verderben. Wenn Du fastest, um das dadurch ersparte Brot einem Hungernden zu geben, so ist das gerecht, weil Du damit beiträgst, das Gleichgewicht herzustellen und die Entwickelung der Menschheit zu fördern.

Wenn Du einen Krieg entzündest, um das Nachbarvolk zu vernichten, bloß aus dem Grunde, um Dein eigenes Volk zu erheben, so ist das unrecht, schon darum, weil Du einem stärkeren Nachbarvolke hiermit das Recht einräumst, mit Dir ebenso zu verfahren. Die Menschheit besteht nicht aus Deinem Volke allein und nie kann es erlaubt sein, aus dem Blute

Anderer Vortheil zu ziehen, weil dadurch das Ganze Schaden leidet. Wenn Du einen Krieg entzündest gegen Raubhorden, Volksverhetzer und Schurken, so ist das gerecht, denn Du reinigst das Menschengeschlecht.

Und so fort. Was dem Einzelnen allzu wohl thut, das thut gewöhnlich dem Ganzen schlecht. Weil die Menschheit sich im Gleichgewicht erhalten muß, so wird sie im Principie nie zugeben, daß der Eine prassen und der Andere darben soll, daß harmlose Völker mit Krieg überzogen werden und die Räuber frei ausgehen. Sie wird auch nie zugeben, daß Jemand anders redet, als was wahr ist, anders handelt, als was Gesetz ist. Es hat zwar Zeiten gegeben, in welchen die Richtschnur für gut oder böse verloren ward; in solchen Zeiten offenbarte das Gebot sich negativ dadurch, daß die Menschen sanken und entarteten.

„Also die Sittlichkeit nur ein Utilitätsprincip!“ ruft Ihr kopfschüttelnd aus. Ich antworte: Die Gesellschaft kennt nur den Nützlichkeitsstandpunkt. Der Mensch als solcher kennt noch einen anderen. Ich habe bisher etwas wie Staatslehre gesprochen. Wenn ich nun sage, das Gute und das Recht im höheren Sinne sei nicht bloß da, daß es uns praktisch diene, wie etwa das Hausthier, oder das Feuer, oder der Blitzableiter, sondern es sei werthvoll für sich, es sei göttlichen Ursprunges, es sei etwas, das den Menschen nicht bloß anständig durch dieses Leben führen, vielmehr für ein besseres Leben vorbereiten und adeln soll — so habe ich Religion gesprochen.

Man ist vielfach der Ansicht, daß die Ausübung des Guten und Rechten aus praktischen Zwecken schon Religion sei. Das ist nicht richtig. Bravheit, Gewissenhaftigkeit, Gesetzestreue, Tüchtigkeit ist noch lange nicht Religion.

Religion ist nicht Tugend, sie fördert nur die Tugend; sie ist kein Verdienst, sondern eine Eigenschaft, ein Talent, ein Glück. In Bezug auf Bravheit, Redlichkeit, Tüchtigkeit sehen wir keinen großen Unterschied zwischen Menschen, die eine positive Religion haben, und solchen, die keine haben. Der hohe Werth der Religon liegt anderswo. Der religiöse Mensch lebt ein zweifaches Leben, ein irdisches und ein überirdisches, welch letzteres den ehernen, herzlosen sogenannten Naturgesetzen nicht unterworfen ist. Sein überirdisches Leben ist so reich an Seligkeit, daß er auch Theile des irdischen damit ausstatten kann. Die Wesen der Erde sind ihm Geschöpfe Gottes, das Himmelszelt ist ihm gleichsam ein Transparent jenes Gottes, der ihn durch irdische Drangsal nur läutern will, ihn erretten wird und einführen zum ewigen Leben, wo all sein Sehnen Erfüllung findet. Ja, so wunderbar mächtig ist die Religion, daß sie den sonst nach normalen Vernunftschlüssen denkenden und lebenden Menschen überzeugen kann von der persönlichen Anwesenheit Gottes im Brote. Die Naturgesetze sind ohnmächtig vor der Religion.

Giebt es ein größeres Talent, als solch ein überweltliches Leben zu führen mitten in den Banden der Natur? eine solche von allen irdischen Zufälligkeiten unbeirrte Hoffnung zu hegen? Giebt es ein anderes Mittel als Religion, um in allen Stürmen selig am Busen der von Allen so heiß ersehnten erlösenden Gottheit ruhen zu können? Giebt es ein größeres Talent, als religiös zu sein?

Die Leute sind sonst nichts weniger als bescheiden in ihren Ansprüchen, es ist daher zu wundern, daß die meisten sich mit diesem Leben zufrieden geben und kein besseres wünschen. Schon der Wunsch würde die Hoffnung gebären — und Hoffnung ist die Mutter der Religion. „Ich weine-

weil ich nicht glauben kann," sagte Jener, und diese Gottessehnsucht selbst war schon ein Bißchen Religion.

Schade nur, daß in dem Begriffe Religion eine so große Verwirrung herrscht. Mancher ist religiös, ohne daß er es selber weiß, Mancher ist bigott und Atheist zugleich. Der Eine schließt sich aus verschiedenen weltlichen Gründen einer Confession an und bekennt etwas, das ihm über die Maßen gleichgiltig ist. Der Andere bekennt mit dem Dichter keine Religion, und zwar aus Religion. Der Eine ist ein sehr strenger Bekenner und ein sehr schlechter Mensch zugleich, er trägt die Religion wie einen Mantel, den man sich verschaffen kann, um ein häßliches Herz damit zu verdecken. Ein Weiterer glaubt nur an Gott und hat religiöse Stimmungen, wenn es ihm gut geht; im Unglück verflucht er Gott und verleugnet ihn. Bei Anderen ist's gerade umgekehrt. Mancher verwirft alle vorhandenen Religionen und macht sich für seinen Gebrauch eine neue, die er glaubt und die ihn ebenfalls zur Tugend führt. Denn das kann nicht geleugnet werden, dem Gläubigen kommt es leichter an, gut, aufopfernd und ergeben zu sein, als dem Ungläubigen; die Tugend des letzteren kann aber unter Umständen höher an Werth stehen, weil sie uneigennütziger ist.

Wer positive Religionen verachtet, verspottet, verfolgt, der hat ein armes, rohes Herz und einen Kopf, der die Menschen nicht versteht. Wer andere Confessionen, als die seine, verachtet, verspottet, verfolgt, der beweist, daß er in das Wesen der Religion noch nicht eingegangen ist. Für ihn kann die Religion keine Beseligung sein, erstens, weil er sich zu sehr bekümmern muß um Andere, die nach seiner Meinung falsche Wege wandeln; zweitens, weil er vor lauter Hinblick auf Aeußerlichkeiten nicht Zeit hat, still und fromm mit Gott

umzugehen; und endlich, weil er sein Herz auf den irdischen Streit, Glanz und Erfolg seiner Confession setzt, der — eben weil er irdisch ist — immer unvollkommen und ungöttlich sein wird.

Der göttliche Zweck der Religion ist, daß sie selig mache. Sie würde diesen Zweck nie erreichen, wollte sie den Gläubigen mit Furcht vor dem Sterben, vor der Hölle, mit Angst um das ewige Zugrundegehen nahestehender, aber anders gesinnter Menschen, mit Hadern und Eifern gegen Andersgläubige erfüllen! Jene Religion ist die wahre, welche ins Menschengemüth Frieden, Ergebung und Zuversicht legt und den Teufel verscheucht in all seinen Gestalten.

Im religiösen Herzen vollzieht sich ein Leben, von welchem Mancher, der sonst allerhand weiß, keine Ahnung hat. Das sind große Thoren, welche den Werth der Religion leugnen oder ihn durch andere geistige Werthe ersetzen wollen. Wenn im Menschengemüth das Ideal einmal ausgeblasen ist, dann giebt es für dasselbe überhaupt keine geistigen Werthe mehr, die Skepsis nagt Alles an. Und merkwürdig ist's, daß die Wissenschaft uns bisher nur skeptisch gemacht hat, so infallibel sie sich auch stellt. Selbstzweck! Man soll mir damit vom Leibe bleiben! alles, was der Mensch lehrt, schafft, erfindet, hegt und pflegt, kann nur den einen und sonst keinen Zweck haben: die Menschen glücklicher und besser zu machen. Alle anderen Ziele sind Blümel Blamel. Was nutzt es, daß wir klüger, schlauer werden, wenn wir einander um den Löffel barbieren! Was nutzt es, daß wir immer neue Explosionsstoffe erfinden, wenn wir einander in die Luft sprengen! Was nutzt es, wenn wir spectralanalytisch die Bestandtheile der leuchtenden Sterne erforschen, wenn es finster geworden ist in unserem Herzen! Ich bin mit den führenden

Geistern unserer Zeit ganz unzufrieden. Sie lehren nicht leben, sie lehren nur denken; Eins müssen wir noch lernen: das von ihnen Gelernte wieder zu vergessen. Unsere treue Mutter ist die Erdscholle, aus ihr sprießt das Brot und der Idealismus.





Ein Gespräch über Religion.

I.

Doctor. Ich muß es offen sagen, Peter, Sie gefallen mir nicht. Sie passen nicht mehr in unsere Zeit.

Peter. Ob ich in die Zeit passe oder nicht, ist mir gleichgiltig, aber zu den Menschen will ich passen.

Doctor. Sie passen auch zu den modernen Menschen nicht. Sie predigen z. B. der neuen Zeit, die nur den Kampf ums Dasein kennt, das Christenthum mit einer Einfältigkeit, als stünden Sie in den ersten Jahrhunderten.

Peter. Viele Menschen haben wieder Heimweh bekommen nach dem Christenthume, und um so tieferes Heimweh, je weiter sie sich von demselben entfernt hatten.

Doctor. Ja, lieber Freund, glauben denn Sie, es ist den Leuten ernst, wenn sie heute von Religion sprechen, sich religiös stellen, wenn sie etliche confessionelle Gebräuche, die ihnen gerade am Wege aufstoßen, mitmachen, oder wenn sie sich zusammenthun zu einer Partei der vereinigten Christen! All diese Bestrebungen sind vom wirklichen Christenthum mindestens so weit entfernt, als ich mit meinem Atheismus es bin. Versuchen Sie doch einmal einen von solchen,

wie es mit seinem inneren Christenthume steht: es ist nichts da. Oder wird so ein gewöhnlicher Philister, der sich im Gegensatze zum Juden oder Katholiken oder Türken „Christ“ nennt, sich bemühen, seinen Feinden zu verzeihen, ihnen Gutes, oder wenigstens nicht Böses zu thun, für den Nächsten beständig freiwillige Opfer zu bringen, seine eigenen sinnlichen Neigungen abzutödten, den Gütern und Freuden der Welt zu entsagen, oder ihnen wenigstens das Gewissen nicht zu opfern? — Im Gegentheile, unsere modernen Christen stellen sich diesen Ideen principiell feindlich entgegen; sie haben sich selber ein Christenthum an den Leib geschnitten, das für ihre weltlichen Begierden, eigennützigen Bestrebungen und gelegentlichen Gefühlsschwärmereien ganz gut paßt, mit der Strenge und Heldenhaftigkeit der Lehre des Nazareners aber nichts gemein hat. Aus verschiedenen Gründen der Klugheit nennen sie sich Christen, und der Name genügt.

Peter. Sie sind schrecklich, Doctor, denn Sie haben recht.

Doctor. Freut mich, daß Sie es zugeben.

Peter. Bedauere, daß ich es zugeben muß. Denn daß es so ist, davon gewinnen weder Sie noch ich.

Doctor. Oh, diese modernen Christen! Manchmal glauben sie, daß sie etwas glaubten; wenn sie sich aber gründlich prüfen oder in bestimmte Lebenslagen kommen, so stellt sich heraus, daß sie eigentlich gar nichts glauben.

Peter. Das läßt sich umkehren. Es giebt Leute, die bei Gott schwören, daß es keinen Gott giebt! Leute, welche im gewöhnlichen Leben glauben, daß sie nichts glauben und in den Stunden der Noth den Allmächtigen anrufen. Auch im Weltkinde lebt tief verborgen ein Verlangen und Sehnen nach Gott. Und dieses Verlangen und Sehnen selbst schon

ist eine Art von Glaubensbekenntniß. Der Flachling, der in Geist und Gemüth verkommene Glücksjäger und sinnliche Genußmensch mag sich zeitweilig begnügen mit dem, was diese Erde ihm bietet; der ganze herztiefe Mensch begnügt sich nicht mit diesem irdischen Jahrmarkte, nicht mit den zweifelhaften Errungenschaften des weltlichen Geistes, nicht mit jenen Vorstellungen und Redensarten, daß alles unsterblich sei im Kosmos, daß kein Atom verloren gehe, daß alles in irgend einer Form, wenn auch sich seiner selbst nicht bewußt, immer vorhanden sei u. s. w. — Nein, diese Kaleidoskopen-Philosophie ist dem ganzen Menschen nicht genug, ja ihm gerade zuwider, zu erbärmlich. Er will als ein bestimmtes, sich selbst denkendes Wesen bestehen, sich als solches immer reiner entwickeln, allmählich alle Unlauterkeiten von sich abstreifen, und endlich frei von allen peinigenden Leidenschaften im heiteren Frieden fortleben, vereint mit dem Ideale aller Vollkommenheit, das er Gott nennt. Der Mensch ist etwas Großes, alles erdenkliche Erdenglück ist ihm nichtig und alles Erdenunglück, das er ertragen muß, erträgt er nur, weil er weiß, es reinigt, stärkt, adelt ihn auf seinem Wege zur Vollkommenheit. Er will höher hinaus, als alle Weltmacht und aller Menschenwitz ihn heben können, er will eine Größe und Unendlichkeit erlangen, die er sich mit seinem endlichen Verstandesorgan noch gar nicht vorstellen kann.

Doctor. Das stimmt ja mit der Philosophie der Darwinisten. Keine Wissenschaft hat das Fortbestehen und Sichveredeln des Menschengeschlechtes so klar und begreiflich dargestellt, als der Darwinismus; keine Einsicht ist so trostreich für uns und so erhebend, als die, wie weit wir es seit dem Urschleime her schon gebracht haben, denn eben

darin liegt für uns, die wir immer in der Fortentwickelung begriffen sind, die Gewißheit, daß wir es noch weit bringen werden.

Peter. Lieber Doctor, das ist, von meinem Standpunkte aus betrachtet, eine traurige Geschichte mit der Naturwissenschaft. Einerseits stellt sie uns in Aussicht, daß die Menschheit es auf Erden zur größtmöglichen Vollkommenheit bringen kann, andererseits stellt sie fest, daß nach dem Verlaufe einer gewissen Zeit der Erdball erstarren und kein Lebewesen ähnlich dem Menschen mehr beherbergen wird. Ist letzteres richtig, so wird der Mensch nach dem Darwinschen Grundsatze sich nicht immer vervollkommnen können, denn die allmählich kümmerlicher werdenden Existenzbedingungen müssen ihn vielmehr degeneriren und zum Raubthiere erniedrigen, das die nothwendigsten momentanen Bedürfnisse decken muß, so lange es irgend noch möglich ist. Oder soll der Mensch gerade durch die wachsende Ungunst seiner Existenzbedingungen sich vergeistigen und vergöttlichen, dann könnte es vielleicht gerade zusammentreffen, daß an dem Tage, da der vollkommene Mensch fertig ist, die Welt zugrunde geht.

Doctor. Kann ich dafür, daß es so sein wird?

Peter. Vielleicht haben Sie einen Theil der Schuld daran. Sie haben durch die Verbreitung Ihrer Philosophie mit dazu beigetragen, daß viele Menschen in dieses Gedankensystem hineingedrillt worden sind, bis sie sich hineingelebt haben, so daß sie meinen, es *müsse* so sein, wie sie sich's vorstellen. Das ist aber nicht ausgemacht. Für den Menschen ist alles freilich genau so, wie er sich's vorstellt, aber an und für sich kann es ganz anders sein. Die Geschichte der Philosophie hat uns bewiesen, daß die menschliche Art zu

denken und die Dogmen der Systeme überaus unverläßlich sind. O ja, es kann recht gut anders sein, als der Mensch es durch seine Sinne zu erfassen glaubt, das Menschengehirn es sich einbildet. Und gerade dadurch, daß Ihr Materialisten den menschlichen Geist nur zu einem Ausfluß der Materie erniedrigt habt, habt ihr ihn gleichsam unmündig erklärt und unfähig, der absoluten Wahrheit nachzugehen und sie zu erkennen. Und doch wollt ihr mit diesem von Euch so armselig gemachten Geist die absolute Wahrheit ergründen. Welch ein Widerspruch! Jedenfalls stellt es sich schon heraus, daß die Art der Naturalisten zu philosophiren eine unglückliche ist, denn sie führt uns schließlich in eine Wüste, wo kein Trost und keine Rettung sein kann.

Doctor. Aber läßt sich logischerweise denn anders denken, als die Erfahrungen es erlauben?

Peter. Viele Millionen Menschen, die auch dieselben Erfahrungen machen und auch geistig gesund sind, denken doch anders, als etwa Sie. Und denselben kommt ihr Denken und Wissen nicht minder richtig und der Wahrheit entsprechend vor, als Ihnen das Ihrige. Viele von solchen haben noch dazu den Vortheil, daß ihr Denken und ihre Vorstellungen sie beseligen, stark, treu und edler machen und auf eine Höhe erheben, auf der sie dem unermeßlichen Elende dieses Lebens fast entrückt sind.

Doctor. Welch eine Höhe ist denn das? Nennen Sie mir sie.

Peter. Die Religion.

Doctor. Die Religion. Aber sagen Sie mir doch, sind Leute, die eine sogenannte Religion haben, denn auch um so viel besser, als die sogenannten Atheisten?

Peter. Besser? Schon aus Religion dürfte man das nicht so hochmüthig bejahen. Jedenfalls aber glücklicher.

Doctor. Ist Ihnen das Glücklichsein denn gar so wichtig? Ist es nicht edler, der Wahrheit willen auf alles Glück zu verzichten?

Peter. Das Wahre ist für uns das, was uns glücklich macht. Gehen denn doch alle menschlichen Bestrebungen, ja angeblich auch die der Naturforscher, darauf aus, den Menschen recht viele Vortheile zu verschaffen, daß sie sich möglichst behaglich und glücklich fühlen. Warum soll gerade jene Gedanken- und Vorstellungsart nicht Geltung haben, durch welche wir uns am besten mit diesem Leben und seinen Widerwärtigkeiten abfinden können? Es handelt sich nur um das.

Doctor. Der Mensch ist auf Erden, um die Wahrheit als solche zu suchen.

Peter. Wer hat ihm das aufgetragen? Sein Schöpfer? Er hat ja keinen, wie Sie sagen. Also er sich selbst? Und wann? Als Urzelle? Als Affe?

Doctor. Als Mensch.

Peter. Nur als Gelehrter kann er sich diesen Luxus erlauben. Der Mensch als solcher hat andere Strömungen, und die längsten derselben münden allemal und überall nur ins Meer der Ewigkeit und des Gottgedankens.

Doctor. Freund, also glauben Sie wirklich an einen Gott und an die Unsterblichkeit Ihrer Seele?

Peter. Ich glaube das nicht, denn ich weiß es.

Doctor. Hätten Sie Ihre Unsterblichkeit geglaubt, so würde ich geschwiegen haben. Weil Sie die Sache aber wissen, so wollen Sie die Güte haben, sie mir zu beweisen.

Peter. Ich bin, ich war, ich werde sein. Denn daß ich bin, empfinde ich. Daß ich war und sein werde, gründe ich auf Erfahrung, denn in aller Zeit, die ich weiß, war

ich und ich habe keine Zeit erfahren, in der ich nicht war und nicht sein werde.

Doctor. Sie sind witzig vielleicht zu unrechter Zeit.

Peter. Menschenwitz. Aehnlich beweisen ja auch Ihre Philosophen. Doch es soll nicht gelten, auch bei mir nicht. Unendliches läßt sich mit endlichen Mitteln ja nicht beweisen. Man muß es fühlen, wie man sein eigenes Wesen fühlt. Ich weiß den Herrn an meiner Seite und das macht mich muthig und fröhlich. Wie hätte ich armer irrender Mensch durch die unzähligen Fährlichkeiten der Welt, durch all die Versuchung, das Leid, das Unglück, durch all die heuchlerischen Widersacher und grimmen Feinde den Weg finden können bis hierher? Er war mit mir. Im Taumel der Lust, des Erfolges, des Beifalles, ja selbst in den süßen Wonnen des häuslichen Glückes hätte ich müssen übermüthig werden; von Feinden gehetzt, kauernd an Gräbern zerstörten Glückes, im Banne der Laster, im Bewußtsein persönlicher Schuld und Armseligkeit hätte ich verzweifeln müssen. Doch er war mit mir. Immer überlegener fühle ich mich den Dingen, die mich einst unterjocht hatten; immer kräftiger in Bekämpfung des thierischen Theiles an mir; unbedenklich wage ich heute Unternehmungen, zu denen mich meine gebrechliche Natur, meine geringen Fähigkeiten nicht berechtigen — denn an meiner Seite steht der Herr. — Ihr bestreitet die Wunder, die er einst gewirkt hat, ich sehe die Wunder, die er heute noch wirkt. Er läßt den guten Willen siegen und den bösen zu Schanden werden, wenn schon nicht immer heute, so doch morgen. Er hat seine Schöpfung so eingerichtet, daß alles Unzweckmäßige sachte ausgerottet, das Zweckmäßige endlich herrschend werden kann. In ewiger Planmäßigkeit geht dieser Proceß vor sich.

Doctor. Und das viele Unrecht, welches geschieht?

Peter. Empfinden wir als solches und sind sofort bestrebt, es zu corrigiren, weil wir wissen, daß durch die Ueberhandnahme desselben der Einzelne und das ganze Geschlecht gefährdet wären. Sind das nicht Spuren Gottes? Sind das nicht Wunder, die täglich gewirkt werden? Daß in dem Wirrsale der Stoffe und der geistlosen Kräfte, wie Ihr sagt, ein Mensch leben und Ideale hegen kann, die mit den Stoffen und Kräften gar nichts zu thun haben, daß er trotz dieser Opposition gegen die herrschenden Mächte doch nicht zugrunde geht, sondern gerade in den Idealen Friede und Stärke findet, ist das nicht ein Wunder?

Doctor. Und warum diese Umständlichkeiten einer kümmerlichen Entwickelung unter Elend und Unrecht? Warum hat Ihr weiser Gott die Welt nicht gleich anfangs vollkommen erschaffen?

Peter. Das weiß ich nicht. Wenn ich das wüßte, brauchte ich keinen allweisen Gott, dann wäre ich's selber.

Doctor. Sagen Sie mir doch, wie stellen Sie sich die Wesenheit Gottes vor?

Peter. Wie ich kann. Als eine Persönlichkeit. — Sie erschrecken über meine Einfalt. Schuld daran ist die Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes. Mögen wir uns etwas noch so abstract denken, brauchbar wird es erst, wenn es sich concentrirt zu einer sinnlichen Vorstellung. Der Mathematiker z. B. versinnlicht den mathematischen Punkt durch einen Tintentupfer auf dem Papier. Er weiß recht gut, daß das mathematisch unrichtig ist, kann sich aber nicht anders helfen. Mit der Gottvorstellung geht es uns ebenso. Er ist der Unendliche, Unfaßbare, aber wir müssen ihn so nehmen, wie wir ihn tragen können. Glücklich der, welcher in naiver

Unmittelbarkeit den unendlichen Gott in Menschengestalt sehen kann.

II.

Doctor. Nach dem früher Gesagten zu schließen, ist Ihnen die Verehrung Gottes eine Pflicht.

Peter. Nein, ein Bedürfniß. Gott steht auf meine Dankbarkeit und Verehrung nicht an. Und eine pflichtschuldige Verehrung, ein halb erzwungenes Lob ist überhaupt etwas Zweifelhaftes. Das Bedürfniß, dem Wohlthäter zu danken, ihn zu ehren, entsteht in uns selbst, und die Bethätigung desselben empfinden wir wie einen Genuß. Darum gereicht frommen Menschen der Gottesdienst zur wahren Beseligung.

Doctor. Wenn aber der Gottesdienst reine Formsache wird? Wenn man in die Kirche geht, bloß weil es Sitte ist und weil es vom Cultus verlangt wird?

Peter. Dann ist die Wirkung auf unser Gemüth oft gleich Null. Der Mensch muß zuerst zu sich selber kommen, dann erst zu Gott. Wer in sein Herz nicht einkehrt, der kehrt in die Kirche vergebens ein.

Doctor. Sie meinen wohl, daß man Gott auch im grünen Walde verehren kann?

Peter. Das meine ich freilich, bin aber kein Freund dieser Phrase. Mit einem Gottesdienste in Einsamkeit ist den allerwenigsten gedient. Die Religion führt uns nicht allein zu Gott, sie will uns auch zu den Menschen führen. Die Gemeinsamkeit der Gottesverehrung in der Kirche erweckt in uns immer wieder das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Brüder und Schwestern sind es, die vor den Füßen des himmlischen Vaters knien. Nichts Rührenderes weiß ich, als

eine andächtige Gemeinde, wie sie sich bei großen erschütternden Ereignissen, im Elementarunglücke zu zeigen pflegt. In solchen Zeiten fällt es auch selten Einem ein, seinen Gott separat im grünen Walde oder im einsamen Kämmerlein zu verehren, den Menschen zieht's in schweren Tagen zu Menschen und alle zusammen zu Gott. Doch giebt es Gemüther, und ich verstehe sie gar wohl, denen die Andacht, die fromme Vertraulichkeit mit Gott, die Erhebung des Herzens zum Urquell alles Guten und Schönen in der Einsamkeit besser gedeiht, als inmitten der Leute und des Gepränges.

Doctor. Sie sind also wohl kein Freund des prunkhaften katholischen Cultus, der Ceremonien, welche mit dem kirchlichen Gottesdienste verbunden sind?

Peter. In Hinblick auf die Millionen, die ohne unseren kirchlichen Cultus leben und doch auch Kinder des himmlischen Vaters sind, steht es mir nicht an, zu sagen, daß Ceremonien zur Seligkeit unerläßlich sind, man kann auch ohne sie tief religiös und fromm sein. Die ersten Christen haben weniger Ceremonien geübt, als die katholische Kirche in späterer Zeit, aber in der christlichen Religiosität werden sie es wohl mit den Christen aller Zeiten und Kirchen aufnehmen können. — Und dennoch bin ich ein Verehrer des katholischen Cultus. In demselben vereinigen sich alle Künste, um den Herrn zu preisen. Wenn die Künste schon als solche, weltlich geübt, veredelnd wirken, um in wie höherem Grade erst bei dem Zwecke der Verherrlichung Gottes? Wie arm an Kunst wäre das Volk der Dörfer und Wälder, wenn die Kirche ihm nicht Bildnerei und Schaustellung, Lied und Musik gebracht hätte!

Doctor. Als wahrer Christ verhalten Sie sich vielleicht ablehnend gegen die fünf Gebote der katholischen Kirche?

Peter. Wieso? Dieselben, tiefer erfaßt, sind für die Gläubigen ein außerordentlicher Behelf. Ich habe Ihnen schon angedeutet, daß auf den sinnlichen Menschen die Religion in sinnlicher Gestalt am besten wirkt; alles Geistige, Unfaßbare muß versinnbildlicht werden, wenn es in uns praktisch fruchten soll. Dinge, die uns verborgen sind, nennen wir Geheimnisse, und solche dem Menschengemüthe, wenn schon nicht der Wesenheit, so doch der Auffassung gemäß zu versinnbildlichen, ist Aufgabe der kirchlichen Formen und Handlungen.

Doctor. Sie neigen bedenklich der Mystik zu!

Peter. Ich gestehe es, ich liebe die Mystik. Warum man vor diesem Worte eine solche Abschen hat, weiß ich nicht. Sind wir doch alle in lauter Geheimnisse eingesponnen. Die ganze Welt ist uns ein Geheimniß, die Vergangenheit, die Zukunft, die Ursachen unserer Neigungen und Thaten sind uns ein Geheimniß, und ihre letzten Wirkungen sind es auch. Wir selbst sind uns ein Geheimniß, das wir so wenig durchdringen und lösen können, als jenes hinter den Pforten der Ewigkeit. Alles um uns, vor uns, hinter uns, über uns, unter uns, in uns ist dunkel. Grelle Lichter, die zeitweilig aufflackern, blenden uns mehr, als sie uns erleuchten. Wenn wir nun das Geheimniß zum Symbol machen, sinnbildlich es unserem Herzen näher bringen, es mit unserer Phantasie vermenschlichen, verklären, so ist das noch das Beste, was wir thun können. Wir beten im Sacramente nicht Brot und Wein an, sondern das heilige Geheimniß, in dessen Schoß unsere ewigen Geschicke ruhen. — Uebrigens sind die Gebote der Kirche nicht so sehr mystisch, als vielmehr praktisch und unserem Leben angemessen. Das Gebot des Fastens entspricht unserer Gesundheitspflege; zeitweilige

Einschränkung im Genusse, in den Lustbarkeiten, zeitweilige Unterbrechung der Fleischspeisen: man brauchte durchaus kein Katholik zu sein, um die Bedeutung dieses Gebotes zu würdigen. Die heutigen Naturärzte, und es giebt Heiden darunter! legen ihren Jüngern ein weitaus strengeres Fasten auf, als die Kirche mit ihrem einmaligen mehr auf Abwechslung zielenden Fasttage in der Woche. Doch man sieht, daß auch die Kirche an das Praktische gedacht hat. Das Gebot der Ohrenbeichte hat ein Menschenkenner und Menschenfreund aufgestellt. Der Arme, Verlassene, Verfolgte, der keinen Freund hat, dem er seine Seelenlast, seinen Kummer mittheilen könnte, er findet Trost am Busen dessen, in dem er den Stellvertreter Gottes sieht und durch welchen Gott ihm Rath und Muth ertheilt. Daß diese kirchlichen Angelegenheiten so seelenlos und nur wie eine Formsache ausgeübt zu werden pflegen, ist schuld der Leute; wer die Bedeutung erfaßt, mit ganzem Herzen ihnen anhängt, dem werden sie eine Quelle des Segens. Das Gebot der Sonntagsruhe. Dieses hat sogar der Staat durch ein Gesetz unterstützt, die Kirche verlangt noch obendrein, daß am Feiertage der Mensch den Staub der Erde von sich schüttle und einen Blick nach dem Ewigen und Göttlichen richte. Wie das gesund ist! Beständig auf der feuchten Erde kriechend wird man ganz schimmelig. Jedes Erdenwesen braucht von unten und von oben etwas, um leben zu können. Was ist schon ein Sonntag mit seiner friedlichen Rast! Und was sind erst der Christenheit besondere Feste: Weihnacht, das Fest der ewigen Liebe. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eigenen Sohn hingab!“ Ostern, das Fest des ewigen Lebens. „Ich bin die Auferstehung und das Leben!“ Pfingsten, das Fest der ewigen Weisheit. „Ich sende Euch den Tröster, den heiligen Geist!“

— Welche Offenbarungen! Keine Religion sonst hat solche Botschaft je verkündet, keiner der Propheten, Poeten und Philosophen der Erde hat solche Verheißung gelehrt. Ewige Liebe und Weisheit! Ewiges Leben! — Jeder, der das erfaßt, muß jubeln und jauchzen, und bei solchem Ausblicke in eine göttliche Ewigkeit kann es ihm leicht werden, über alle Blasen dieser vergänglichen Welt hinwegzuschreiten.

Doctor. Mensch, ich beneide Sie! Warum haben Sie es vor Vielen voraus, so denken und empfinden zu können! Das ist nicht allein eine zu erwartende Seligkeit im anderen Leben, das ist ja schon Seligkeit auf dieser Welt. Aber ich verstehe Sie nicht, ich muß meinen ganzen Aufwand von Einbildungskraft zu Hilfe nehmen, um auch nur annähernd zuzugeben, daß Sie wirklich so glauben und empfinden, wie Sie sagen.

Peter. O Freund, wie möchte ich Ihnen jetzt um den Hals fallen und bekennen, wie oft und wie bange ich um diesen Glauben beten muß! Denn man kann ihn nicht erwerben, nicht anlernen, nicht anempfinden. Man muß ihn geschenkt erhalten als eine Gnade des Himmels. Manchmal, wenn man schier stolz auf diesen Glauben pochen will, ist er plötzlich nicht da, ist es öde im Herzen, und statt den lieben heiligen Gestalten, erfüllen es die Dämonen des Zweifels und der Trostlosigkeit. Und ein anderesmal, wenn ein irdisches Verhängniß uns zu Boden wirft, daß man meint, jetzt giebt es kein Erheben mehr, jetzt ist alles aus — siehe, da ist auf einmal der Glaube vorhanden, der Glaube, die Hoffnung, die Liebe, und das Unheil löst sich wie Nebel in der Frühlingssonne.

Doctor. Nach Ihren Auseinandersetzungen erscheint die Religion als eine Art von Genußmittel zur Labung, zum Troste und zur inneren Beseligung.

Peter. Ich weiß, wo Sie hinaus wollen. Sie verlangen von der Religion vor Allem eine erziehliche Wirkung. Sie verlangen, daß der Religiöse nicht bloß für sich glücklich, sondern auch, daß er für Andere gut sei. Ich verlange von ihr dasselbe und sie leistet es. Letzteres durch das erstere. Gut ist nur der Glückliche, daher will sie den Menschen vor Allem mit sich selbst ins Reine bringen, ihm den Frieden geben, den die Welt nicht geben kann. Daß der Mensch rechtschaffen sei, muß wohl unter allen Umständen und bei allen Glaubensbekenntnissen vorausgesetzt werden; aber standhaft zu bleiben und immer vollkommener zu werden, das kann er am besten durch den Geist des Christenthums.

Doctor. Nun müssen Sie mir aber eine persönliche Bemerkung erlauben. Ich fand allerdings in Ihren Schriften mit einer gewissen Vorliebe religiöse Gegenstände behandelt, Menschen geschildert, die der christlichen Ergebung und Liebe sich befleißen; andererseits aber haben Sie wiederholt eine scharfe Satire spielen lassen gegen kirchliche Gepflogenheiten. Wie erklärt sich das?

Peter. Das erklärt sich einfach. Die Religion ist mir niemals gleichgiltig gewesen. Wäre sie das, dann würde ich stets an ihr vorübergegangen sein, wie Tausende an ihr vorübergehen, ohne ein Wort der Begeisterung für ihre Erhabenheit, ohne ein Wort des Tadels für Entartungen ihres Cultus. Nichts sehnlicher wünschte ich, als die Kirchen möchten ihre Forderungen stets so einrichten, daß auch der gebildete, der vergeistigte Mensch an ihrem Leben und Walten sich erbauen könnte, daß sie weniger unduldsam seien in kirchlichen Vorschriften, hingegen um so strenger und eifriger in der Verkündung des Evangeliums Jesu Christi. Nur so können die Völker und ihre weltlichen Führer vielleicht wieder

für das Christenthum und die Kirche gewonnen werden. — Manchmal aber vermißt man die geistliche Klugheit, und das gottsuchende Gemüth muß sich nach anderen Quellen umsehen. Lange Zeit habe ich alle Zustände, die mit unserer Kirche zusammenhängen oder mittelbar von ihr herstammen, vertheidigt; als ich aber genauer zusah, hat mir Einiges nicht gefallen können, weil ich in Manchem eine Schädigung des christlichen Gefühles erblickte. Ich habe gesehen, wie die Formen (die bei richtigem Verhältnisse zum Inhalt ja auch löblich sind) das Uebergewicht bekamen und den Geist zu erdrücken drohten. Ich habe erfahren, daß mit der Religion mancherlei Mißbräuche getrieben wurden und der Glauben zum Aberglauben gemacht. Solche Erscheinungen geißelte ich mit Spott und Zorn und werde das thun, so lange ich lebe und mir die christliche Religion als das Heiligste gilt, was der Mensch auf Erden hat.

Doctor. Das ist aber unklug von Ihnen. Abgesehen davon, daß die einflußreichen Gegner, die Sie sich damit schaffen, Ihre persönliche Existenz verbittern, wird man Sie vor dem Volke auch als einen Irrlehrer erklären und die Wirkung Ihrer Schriften untergraben, mit denen Sie doch den christlichen Geist fördern wollen.

Peter (zuckt die Achseln und schweigt).

Doctor. Ihre Ausführungen waren mir ganz interessant, bekehrt haben sie mich aber nicht.

Peter. Wollte ich denn das? Ich will nur, daß Sie meinen Standpunkt verstehen und achten sollen.

Doctor. Das haben Sie erreicht.



Krieg oder Frieden.

I.

Als im vorigen Jahre die schönen, stillen Herbsttage waren, saß ich in einem Walde bei Krieglach und las ein Buch. Ich las zwei Tage daran und diese zwei Tage sind wie ein Ereigniß in meinem Leben. Als die Lectüre zu Ende war, hatte ich den einen lebhaften Wunsch, dieses Buch möchte in alle Cultursprachen übersetzt, in alle Büchereien aufgenommen, in alle Schulen eingeführt werden. Es giebt Gesellschaften zur Verbreitung der Bibel; möge sich auch eine Gesellschaft bilden zur Verbreitung dieses merkwürdigen Buches, welches ich geneigt bin, ein epochemachendes zu nennen.

Das Buch ist von einer Frau aus der österreichischen Aristokratie verfaßt; um so merkwürdiger, daß es ein Volksbuch im schönsten Sinne des Wortes ist. Die Verfasserin weiß nichts vom Edelmann, nur vom Edelmenschen, nichts von Helden des Krieges, nur von Helden des Lebensmuthes, des Mitleids. Ein geradezu verblüffender Freimuth begegnet uns in dem Werke, ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß es in unseren Landen passiren darf. Das Buch gehört scheinbar

zur Unterhaltungsliteratur, es ist eine Art Roman, aber mit liebenswürdiger Ungenirtheit übertritt es manche Gesetze eines Kunstwerkes. Schön zu sein, amüsant zu sein? Nein, es hat ein anderes Bestreben, ein tiefsittliches, culturbauendes, welterlösendes, und ich sage damit kaum zu viel. Das Buch ist ein Entrüstungsschrei gegen den Krieg, ein Schrei, wie er so leidenschaftlich heiß und herzdurchdringend wohl oft auf dem Schlachtfelde, aber nie in der Literatur ausgestoßen worden sein wird.

Ein Protest gegen den Krieg, oh diese Schwärmer! so höre ich ausrufen. Wie sagt doch ein vaterländischer Dichter? „Was Großes auf Erden geschehen, vollbrachten die Schwärmer!“ — Also wären die Schwärmer praktische Idealisten, die schließlich recht behalten.

Hier einmal hat eine deutsche Frau ein Buch geschrieben, wie es männlicher und kerniger, idealer und praktischer nicht sein könnte.

„Die Waffen nieder!“ Eine Lebensgeschichte von Bertha von Suttner, erschienen bei E. Pierson in Dresden. Erzählt wird die Geschichte einer aristokratischen Familie, welche die Kriegsjahre 1859, 1864, 1866 und 1870—71 mitgemacht hat. Schon die Schicksale für sich sind interessant, dazu kommt die Schilderung hoher und höchster Kreise, von Charakteren, die überaus treffend gezeichnet sind. Hauptsache aber ist die schrecklich naturwahre Beschreibung des Krieges und seines grenzenlosen Jammers. Selten wird sonst das grausige Bild aufgedeckt, die Aufrufe, die Leitartikel, die Kriegsberichte, selbst die Schilderung der heimgekehrten Soldaten, sie ergehen sich in allem Möglichen, nur nicht in der einfachen gräßlichen Wahrheit, wie sie das vorurtheilslose Auge eines Menschen — eines „Edelmenschen“ — sehen

kann. Hoher Idealismus paart sich in dem Buche mit einem so markigen Naturalismus, daß selbst unser „grünes Deutschland“ daran eine Freude haben könnte. Hauptzweck des genialen Werkes ist Abscheu zu erwecken vor dem Kriege, von welchem manche Leute noch immer zu sagen lieben, er sei eine Naturnothwendigkeit, er sei der Ursprung von allerlei Tugenden und zur sittlichen Entwickelung der Menschheit unerläßlich. Der Leser des Buches wird erfüllt von dem gewaltigsten Abscheu gegen den Krieg, von dem heißesten Mitleide zu den unzähligen Opfern, welche dieser ungeheuerliche Blutcultus einer alten Barbarei verschlingt. Ferner wird der Leser belehrt darüber, wie die Kriege gemacht zu werden pflegen. Kriege werden bekanntlich von den Herren, Revolutionen von den Völkern gemacht. Kriege wünscht das Volk nicht, außer es ist künstlich dazu fanatisirt worden. Naturgemäß drängt nur der Soldatenstand zum Kriege und die Diplomaten spinnen ihn kühl berechnend aus; dabei die unglaubliche Frivolität, die bodenlose Heuchelei, mit der das Unerhörte überdeckt wird. Das ist kein in natürlicher Leidenschaft verübtes Verbrechen, sondern ein vorsätzlich berechneter Massenmord. Lieber tausend Menschenleben opfern, als eine handbreit Erde oder ein paar Buchstaben in einem Vertrage. Was weiß das Volk davon, das kümmert sich nur um seine Friedensarbeit. Wir sind nicht mehr Helden im Sinne der Alten, welche in Kampf und Todesverachtung Tugenden an und für sich gesehen haben. So dürfen, so können wir nicht mehr sein, wir suchen unsere Tugenden und die Ziele unserer Kräfte anderswo. Die Begeisterung für den Krieg wird heute nur mehr künstlich erzeugt, und durch welche Mittel? Wer so glücklich war, es im Leben noch nicht erfahren zu haben, der lese es in diesem Buche. Es ist alles buchstäblich wahr, es ist schrecklich wahr.

Humanitätsduselei! höre ich spotten. Die so rufen, die haben wohl noch keinen Bruder, keinen Gatten, keinen Sohn auf dem Schlachtfelde gehabt und sie selber sind vielleicht auch noch auf keinem gestanden. Und sind sie einmal auf dem Schlachtfelde, so mag es ja sein, daß sie, berauscht von allerlei, bereit sind, „heldenhaft" in den Tod zu springen. Aber liegen sie nur erst tagelang schwerverwundet unter Sterbenden und Leichen, hilflos, labelos, dann wird es mit der hochklingenden „Sterbensfreudigkeit" ein Bewenden haben. „Wer einmal ein Schlachtfeld gesehen hat, der wird es als seine erste Pflicht betrachten, zur Vermeidung der Kriege mitzuwirken!" Ein Soldat sprach das, ein tapferer Soldat, der edle Kaiser Friedrich III. Und fragt nur erst das Volk, den Bauer, den Bürger, den Arbeiter, den wahrhaften Edelmann, fragt sie, ob es ihnen nach einem Kriege verlangt! „Um Gotteswillen, nein!" werden sie ausrufen. Erst wenn sie künstlich durch Parlamentsreden, Zeitungsartikel, Maueranschläge, kirchliche Demonstrationen u. s. w. angestachelt werden, dann entwickelt sich eine spontane Begeisterung, die ansteckend wirkt und im Taumel hinreißt. Sie wird erstickt in einem Meere von Thränen. O sage nur Niemand, daß das Volk den Krieg wolle, daß der Krieg eine unabwendbare Nothwendigkeit sei!

Kriege waren, so lange die Menschen denken, heißt es. Im Gegentheile: Kriege waren, so lange die Menschen nicht dachten. Unsere Verfasserin sagt: „So lange wir uns an die Vergangenheit klammern, werden wir Wilde bleiben." Der Angriffskrieg muß mit aller Schande und Schmach gebrandmarkt werden. Solchem Kriege muß die Gloriole genommen werden, er muß als das bezeichnet werden, was er ist.

Die Vertheidigung seines Volkes, wo es angegriffen wird, halte ich für die höchste Mannesthat. Darum Ehre dem Soldaten als Beschützer des Vaterlandes! Aber hinauszudringen über die Grenze, um „für sein Volk zu sterben“, das ist — Verbrechen. In diesem Sinne habe ich es nie begreifen können, wie so sich jeder Einzelne dem Volke opfern müsse. Denn diese Einzelnen machen ja das Volk aus, und wenn jeder Deutsche für sein Volk stirbt, dann ist das ganze deutsche Volk gestorben. Alle Begründung des Krieges ist unglaublich widersinnig.

Ich sehe schon, wie sie jetzt über mich herfallen, über den „Volksbethörer“, über den „Feigling“. Nun, feige ist es wahrlich nicht, heute der waffenstrotzenden, streitwüthigen Welt zornig ins Angesicht zu rufen: Die Waffen nieder! Es gehört einiger Muth dazu, einer gewaltigen und gewaltthätigen Wirklichkeit gegenüber freimüthig seinen Glauben zu bekennen. — Die Friedensbestrebung muß eine internationale sein. Wer heute in unserem Vaterlande allein die Abrüstung predigen wollte, der wäre ein Hochverräther vom Hut bis zum Stiefel.

Nochmals: Nur Vertheidigungskriege im wahren und redlichsten Sinne, nur solche sind erlaubt und heldenhaft. Auf das stützen sie sich scheinbar auch; jeder Kriegsurheber macht es seinem Volke weis: Wir sind die Angegriffenen, wir kämpfen für eine heilige Sache, mit uns ist Gott der allmächtige Herr der Heerscharen! — Hüben und drüben dieselben Phrasen. Und die Massen unschuldiger, gesitteter, meist sanfter, rechtliebender Menschen, die sich nie etwas zu Leide gethan, fahren ineinander und morden sich zu Tausenden und Tausenden. Es ist unbegreiflich.

Die Waffen nieder! Ein internationales Schiedsgericht für Völkerstreitigkeiten in civilisirten Staaten! Darin allein

liegt unsere Rettung. Es ist möglich. Es ist ganz gewiß möglich. Wer an Gott glaubt, hat nur die halbe Religion, man muß auch an die Menschen glauben.

II.

In der ganzen furchtbaren Geschichte des menschlichen Wahnes giebt es keinen so verhängnißvollen Irrglauben, als der ist, daß die Kriege nothwendig und unausrottbar sind. Dieser Aberglaube muß gebrochen werden, und dazu beizutragen ist in erster Linie Pflicht der Lehrer und Erzieher, der Priester und Schriftsteller, kurz aller, die auf das Wohl der Menschheit hinarbeiten wollen. Die Menschen haben den Krieg, so lange sie ihn für nothwendig halten, und sie haben den Frieden, wenn sie an ihn glauben. Ich bin fest überzeugt von der Möglichkeit, unter den Culturvölkern Streitigkeiten auf unblutigem Wege zu schlichten. Aber dazu muß vorher freilich sehr vieles anders werden. Wenn sie an den Frieden glauben, dann werden sie ihn suchen nicht mit blinkenden Waffen, sondern mit der Ampel der Vernunft, und dann werden sie ihn finden. Die Zuversicht thut alles. Und wer wird stärker sein als der Krieg? Der Glaube an den Frieden.

Ich halte die Liebe zum eigenen Volke für eine große Tugend, allein der Nationalismus in seiner heutigen, fast thierisch-rohen Gestalt führt zu nichts Gutem. Er führt zu dem furchtbarsten Kriege, den die Welt je gesehen. Und nach diesem Kriege? Werden nach diesem Nationalkriege die Völker gerettet sein? Wird auch nur Eines gerettet sein, z. B. unsere deutsche Nation? Was wird dann sein nach dem ungeheuren Blutbade, nach der Verwüstung und Vernichtung von Allem, was dieses Leben noch leidlich gemacht?

Was wird dann sein, wenn die Eisenbahnen zerstört, die Pferde geschlachtet, die Werkstätten vernichtet, die Culturen zerstampft, die Ländereien entwerthet, die Städte verbrannt, die Kirchen entehrt, die Schulen zerrissen, die Kunstanstalten entgründet, die Männer erschlagen, die Frauen geschändet, die Kinder entheimt sind? Wird die Nation dann gerettet sein? Ein Meer von Thränen, eine Hölle von Trostlosigkeit, eine grenzenlose Entmuthigung und Ohnmacht, eine Gleichgiltigkeit gegen alles, besonders gegen das Vaterland, gegen das eigene Volk, weil es ein erbärmliches Volk von Bettlern ist. Das wird sein. Und im Herzen der wahnsinnige Haß gegen die siegreichen Nachbarn! — Und diese siegreichen Nachbarn, werden sie nicht selber bluten aus unzähligen Wunden, werden nicht die Frauen ihre Männer, die Kinder ihre Väter, die Eltern ihre Söhne verloren haben? Werden die Uebrigbleibenden nicht roh und verthiert geworden sein auf dem Schlachtfelde, stumpfsinnig gegen Ideales, Sklaven des Materialismus? Werden sie nicht ruhelos sein wie Kain und beständig ängstlich lauern müssen, ob das niedergeworfene Nachbarvolk nicht etwa Miene macht, sich aufzuraffen und sich zu rächen? Werden sie nicht alle Früchte ihrer Arbeit daran wenden müssen, um nur gerüstet zu sein, und dabei innerlich, sittlich verkommen? Ist ein solcher Sieg nicht eine Niederlage anderer Art? Und wenn das so fortgeht, verlohnt sich dann eine Nation und ein Nationalismus, ein Leben überhaupt? Wahrlich, wenn das Leben ohne Krieg nicht bestehen kann, dann ist es nicht werth, daß man ihn führt.

Fragen wir uns offen, was wir wollen. Wollen wir leben, dann Frieden mit den Völkern; wollen wir aber nicht leben, dann — giebt es anständigere und billigere Mittel, als die Riesenrauferei mit Anderen, die möglicherweise leben *wollen*.

III.

Du mußt es dreimal sagen, darum als Beispiel zum Vorstehenden die folgende Zuschrift eines Landmannes:

Frischen fröhlichen Krieg?

Lieber Landmann!

Neulich haben wir etwas in einer Zeitung gelesen, das hat uns gar nicht gefallen. Es ist — mit Respect zu sagen — sternblitzsonnenklar erlogen. „Selbst den unteren breiten Volksmassen,“ heißt es dort, „wird der gegenwärtige Zustand zu arg, sie sind eines faulen Friedens satt und wünschen den frischen fröhlichen Krieg.“

Wer der Mensch ist, der so etwas schreibt, das wissen wir nicht, denn so ein Zeitungsschreiber druckt seinen Namen nie dazu, damit man ihn nicht beim Schopf nehmen kann und damit es aussieht, als wäre das Ding nicht der Ausdruck eines Einzelnen, sondern der der öffentlichen Meinung. Wer aber unter den „unteren breiten Volksmassen“ gemeint ist, das wissen wir, nämlich der Bauern- und Kleingewerbestand, der deshalb so tief unten ist, weil er von jeher unterdrückt worden, und der deshalb so breit ist, weil er eigentlich die Grundfeste für den ganzen Staat sein muß.

Wir also — die unteren breiten Volksmassen — haben uns um solche Zeitungssachen niemals gekümmert, und ist uns schier immer alles eins, was die Herren schreiben, nur daß es manchmal was zu lachen giebt. Weil wir jedoch wissen, daß Andere sind, die in der Zeitung gerade ihr Evangelium sehen, haben wir uns Etliche zusammengethan

und gesagt: So eine Lug', als ob wir Bauern Krieg haben möchten, müssen wir doch einmal auf die Wand nageln.

Seit die Welt steht, hat der Bauer noch keinen Krieg haben wollen, höchstens Revolution. Haben wir Sonntags einmal gerauft im Wirthshaus, nu, so ist's gewesen, weil wir einen Rausch gehabt haben; am Montag sind wir wieder nüchtern gewesen und fleißig an die Arbeit gegangen. Sind Räuber ins Haus gebrochen oder sind uns endlich die hohen Herren zu arg geworden, wenn sie uns haben wollen die Haut abziehen, so haben wir auch einmal zugeschlagen, haben Hausrecht geübt und sind nachher wieder an die Arbeit gegangen.

Einen „faulen" Frieden kennt der Bauersmann nicht, von einem „faulen" Frieden kann nur der Müssiggänger sprechen, der nicht arbeiten will und vor lauter Faulheit stinkend wird. Für den Bauer ist jeder Krieg, auch der siegreichste, ein Unglück. Wir wollen keinen Krieg, der Bauernstand ist hart genug, um unsere Kraft, unseren Muth zu üben, uns macht der Frieden nicht faul und nicht schlecht — wir arbeiten.

Und das soll man sich auch merken: Nicht allein der deutsche Bauer denkt so, sondern gewiß auch der russische und der türkische und der französische. Der Bauer ist überall Bauer, er hat seinen Grund und Boden und braucht den Frieden dazu — den frischen fröhlichen Frieden.

Immer liest man von der Kriegslust des französischen Volkes. Von diesem „Volk" muß man aber abziehen den Bauer und Gewerbsmann, den Geschäftsmann, den Schulmann, die Gelehrten, Priester und Künstler, all die Weiber und Kinder, alle Männer, welche erwachsene Söhne haben; was dann noch übrig bleibt vom französischen „Volk", das vielleicht will den Krieg, und macht ihn auch. Dieser kleine Ueberrest würde ihn schwerlich machen können, wenn das

Volk laut seinen Willen sagen wollte. Wenn nur Niemand hetzt, dann ist's nicht so gefährlich mit dem Angefallenwerden; wenn nur Niemand hetzt, das Thier im Menschen ist nicht so schlimm, als man vorgiebt; wenn nur Niemand hetzt, die Völker wollen Ruhe haben und die Feindseligkeiten kosten ihnen zu viel und sind zu wenig werth. Das Volk der Arbeit will keinen Krieg, nicht hüben und nicht drüben, und das ist unsere feste Meinung.

Wir lassen es gelten, für gewisse verlotterte Kreise und tolle Verfahrenheiten mag manchmal der Krieg wohlthätig sein. Es giebt Körper, denen mitunter ein Aderlaß noththut, die den Krieg brauchen, um den Frieden schätzen zu lernen, die gezüchtigt werden müssen, damit sie brav werden. Bei uns Bauern ist das nicht. Wir müssen einrücken, wenn wir gerufen werden, wir werden tapfer sein, wenn wirklich unser Heimatland, unser Herrscherhaus, unser Glauben in Gefahr ist — aber wünschen werden wir den Krieg nie und niemals, wir hassen ihn, wir fürchten ihn — Gott im Himmel bewahre uns vor dem Krieg!

Sollen wir uns erst erinnern, wie es in der Bauernschaft zu Kriegszeiten aussieht? Der Boden brach, oder die Frucht verdirbt auf dem Feld. Kein Mann da, lauter Weiber, Kinder, Greise, Krüppel. Raubhorden, Hunger, Seuchen, Zerfahrenheit, Zuchtlosigkeit, Elend aller Art. Dazu der Rest von Hab und Gut noch fortgenommen; was der Feind nicht nimmt, braucht das Vaterland. Alle Wohlhabenheit und Sitte, alle Frucht der Bravheit, des Fleißes von langen Jahren zerstört. „Gottesgeißel", sagt der Mensch und flicht sie selber und peitscht sich selber wie ein Wahnsinniger.

Das ist der „frische fröhliche Krieg". Und erst, wer ein Schlachtfeld gesehen hat! Ich habe es gesehen, es ist nicht

möglich, dem, der es nicht gesehen hat, eine Vorstellung zu geben von dem unerhört Gräßlichen, das auf dem Schlachtfeld ist. Gott ist auf dem Schlachtfeld noch barmherzig, er läßt die Menschen stumpfsinnig werden, sonst könnten sie den Jammer, die Schrecken nicht ertragen. — Unsere Söhne, die wir mit Liebe umgeben haben in ihrer unschuldigen Kindheit und frohen Jugend, denen wir die Gebote der Gerechtigkeit und Nächstenliebe ins Herz geprägt haben, die wir zu Gesittung und Glück erzogen haben — dort liegen sie ächzend, wimmernd nach Vater und Mutter, nach Geschwistern und Heimat, gräßlich verstümmelt in der Lache ihres eigenen Blutes, oder hingemordet, das gebrochene Auge noch gegen Himmel starrend nach dem rächenden Gott. Wen trifft der Fluch? Den Mann, der die Kugel hergeschossen hat? Nein, Jene, die den Krieg gemacht haben.

Merkt es Euch, ihr Herren Weltlenker und Zeitungsschreiber, wir — die unteren breiten Volksmassen — wollen den frischen fröhlichen Krieg nicht. Unser Patriotismus ist die Arbeit.

In brüderlicher Gesinnung

ein Landmann.

IV.

Du mußt es öfter als dreimal sagen, deshalb noch eine

Friedfertige Antwort auf eine kriegerische Zuschrift.

Ein wenig windschief, Bester, ist Ihre Philosophie über den Krieg. Wenn Sie für den Krieg schwärmen, weil große Dichter ihn besungen haben, so schwärmen wir aus demselben Grunde für den Frieden. Der Friede ging nämlich

auch nicht ganz leer aus bei den Classikern, wenn Sie vielleicht einmal nachschlagen wollen. Sie sind für zukünftige Kriege auch darum, weil sonst — wie Sie sagen — die Rütlifeste in der Schweiz und die Sedanfeste in Deutschland keinen Sinn hätten. Wir sind auch ein Freund von guten Festessen und schönen Festreden, haben aber lieber, wenn dieselben dem Frieden gelten, als dem Kriege. Sie sind für die That. Sie sagen es der Phrase eines Zeitungsblattes nach, daß man mit Phrasen keine Weltgeschichte mache. Wir glauben, ein vernünftiger Mensch habe etwas Besseres zu thun, als „Weltgeschichte machen“. Diese macht sich schon selbst und kehrt sich sehr wenig daran, wie sie in den Zeitungen gemacht wird — die Zeile zu acht Kreuzer. — Nein, ganz so unsinnig ist der Abscheu vor dem Kriege nicht, als Sie zu glauben scheinen.

Bismarck wurde auch eines Tages angegangen, auf die Abschaffung der Kriege hinzuwirken. Er antwortete, er sei von der Gegenwart zu sehr in Anspruch genommen, um sich mit der Möglichkeit einer Zukunft befassen zu können. — Damit giebt Bismarck die Möglichkeit des Weltfriedens in der Zukunft zu.

Einst wandte sich Jemand an einen großen Feldherrn mit der Frage, was er von dem Werthe und der Möglichkeit des Weltfriedens halte. Feldherren pflegen sonst nicht Leute zu sein, die für den Frieden schwärmen, der Gefragte aber gab zur Antwort: „Glücklichere Verhältnisse können erst eintreten, wenn alle Völker zur Erkenntniß gelangen, daß jeder Krieg, auch der siegreiche, ein nationales Unglück ist. Diese Ueberzeugung herbeizuführen, vermag auch die Macht unseres Kaisers nicht; sie kann nur aus einer besseren religiösen und sittlichen Erziehung der Völker hervorgehen —

eine Frucht von Jahrhunderten weltgeschichtlicher Entwickelung, die wir Beide nicht erleben werden." Und der Mann, der so sprach, war kein Anderer als Feldmarschall Graf Moltke. Ist in diesen seinen Worten davon die Rede, daß der Krieg in der göttlichen Weltordnung bestimmt sei? Prägen Sie sich die Worte ein: „Jeder Krieg, auch der siegreiche, ist ein nationales Unglück. Diese Ueberzeugung kann nur aus einer besseren religiösen und sittlichen Erziehung der Völker hervorgehen." — Die größten Idealisten der Friedensliga können nicht anders über die Sache sprechen, als es Graf Moltke gethan.

Am Ende, mein Guter, höhnen Sie nun auch die beiden Schwärmer Bismarck und Moltke.



Erbarmen!

Ein Entrüstungsruf und eine Fürbitte.

„Und noch etwas, Kinder!" sagte der Lehrer, bevor er nach der Schule die Jugend entließ, „mir ist zu Ohren gekommen, daß einige von Euch — ich will keine Namen nennen — sich in freien Stunden mit Thierschindereien abgeben. Den Kaninchen die Hinterfüße zusammenbinden, damit sie nicht hüpfen können, den Tauben die Flügel stutzen, damit sie nicht fliegen können, ja sogar den Hunden glühenden Schwamm in die Ohren stecken, damit sie recht toll herumlaufen — das sind so einige Späßchen, die sich Mancher erlaubt. Kinder, ich sage es Euch, die Thierquälerei ist eines der abscheulichsten Laster, das sehr oft zum Schlimmsten ausartet und nicht selten auf den Galgen führt. Wir leben in der Zeit der Gesittung, man begegnet nicht mehr solchen Rohheiten wie in alten Zeiten, umsomehr hat sich auch die Jugend zu befleißigen, anständig zu sein und mitleidig auch gegen die Thiere, die ebenfalls Geschöpfe Gottes sind. — Daß mir solche Rohheiten nicht mehr vorkommen! Und nun geht ruhig nach Hause!"

Also der Lehrer, und die Kinder gingen ruhig nach Hause!

Unterwegs hatten sie allerhand Ergötzlichkeiten. Da war ein rothgesichtiger Fleischerbursche, der um die Lenden eine weiße, mit Blut besprenkelte Schürze geschlungen hatte und mörderisch fluchte. Denn er führte am Strick ein Kalb, welches nicht gehen wollte, so sehr auch der große Fleischerhund hinter ihm bellte, wüthend gröhlte und es in die Beine biß. Das Kalb war in solcher Todesangst, daß es blöckend, stöhnend mit den Vorderfüßen zusammenbrach, gleichsam als ob es niederknien und um Barmherzigkeit flehen wollte. Aber am Strick, den es um den Hals trug, riß der Fleischer das Thier immer wieder empor und also ward es durch das Dorf geschleppt und der Fleischhauerei „zum goldenen Ochsen“ zu. Die Schulkinder folgten dem Schauspiele mit größtem Interesse, die Einen ergriffen Partei für das Kalb, die Anderen für den Fleischer und den Hund.

Das Thier wurde durch das breite Einfahrtsthor in den Hof geführt, an dessen Wänden große eiserne Haken angebracht waren, dort warf es der Fleischer auf das Steinpflaster, kniete darauf hin, zog das Messer und durchstach an den Hinterbeinen die Schenkel. Hernach riß er das Kalb bei diesen Beinen empor und hing es durch die Löcher an den Eisenhaken auf. Das so niederhängende Thier strampelte mit den Vorderfüßen in der Luft und schlug, erbärmlich blöckend, seinen Kopf an die Wand, daß es krachte. Der Hund sprang lechzend im Halbkreise umher, manchmal nach dem zappelnden Thiere hinaufschnappend. Der Fleischer holte von der Kammer einen Bottich herbei, den er unter das hängende Thier stellte, dann schärfte er ruhig sein Schlachtmesser, faßte mit der einen Hand das Opfer an dem Ohr und stieß ihm mit der anderen das Messer in den Hals.

— Noch lange schlug der Leib hin und her, dann hing er leblos nieder und das Blut rieselte in den Bottich.

Das alles hatten die Kinder lautlos mit angesehen.

Als weiter nichts mehr war, gingen sie ihres Weges und besprachen lebhaft das Gesehene. Einer der Knaben war ganz begeistert und versicherte, auch Fleischhauer werden zu wollen. Ein Anderer gedachte es an seinem Kaninchen zu versuchen, selbes bei den durchlöcherten Hinterschenkeln an die Wand zu hängen und zu sehen, wie es sich dabei verhalten werde.

Meine Leser sind empört, aber nicht etwa über den Fleischer, der eben nur sein Gewerbe ausübt, sondern vielmehr über den Mann, der so widerliche Dinge drucken läßt. Man könnte ja fast ohnmächtig werden beim Lesen. — Ich gebe es zu, vermuthe aber, daß das Hängen an aufgeschlitzten Schenkeln und das Warten auf den Todesstoß noch einigermaßen unangenehmer sein dürfte, als das Lesen dieser Geschichte. Und das Schlimmste an der Geschichte, daß sie nicht etwa geschehen ist, sondern auch noch immer geschieht, täglich und hundertfach geschieht draußen auf dem Lande. Und Thatsache ist, daß auf den Schlachtstätten noch weit grauenhaftere Dinge vorkommen, bei deren Anschauen die Schulkinder „Gesittung“ lernen.

Die Thierschutzvereine entwickeln zwar eine geradezu rührende Thätigkeit zur Einführung von zweckmäßigen, rasch tödtenden oder wenigstens momentan betäubenden Schlachtwerkzeugen, wie sie in den Städten meist schon angewendet werden; diese Vereine thun alles Mögliche zur Abschaffung von haarsträubenden Grausamkeiten, die auf dem Lande etwas Alltägliches sind. Allein die Leute wollen nicht darauf eingehen, sie bleiben bei ihrem alten Brauch. Und die

Behörden verhalten sich gleichgiltig, zumeist ablehnend gegen die Bestrebungen zum Schutze der Thiere.

Die Volksschule läßt es sich zwar angelegen sein, der Rohheit entgegenzuarbeiten und humanen Sinn in den Kinderherzen zu pflegen, aber der Weg aus der Schule reißt oft alles nieder, was die Schule aufgebaut hat. Und der Lehrer selbst, der tagsüber zu seinen Schülern von dem Cannibalischen der Schlächterei spricht, begehrt vielleicht Abends beim Fleischhauer einen Rostbraten — heißt das, wenn die Gehaltsclasse einen solchen erlaubt. Wer Fleisch verzehrt, ist Mitschlächter, sagen die Vegetarianer. Eine schlechte Gehaltsclasse ist manchmal ein mächtigerer Sittenfactor, als die beste Ueberzeugung.

Sehr tüchtig hat mich in vorbedachter Sache ein junger Erzieher abgekanzelt. Der erklärte meinen Protest gegen die Grausamkeit in den Schlachthäusern für Sentimentalitätsduselei, und meinen Wunsch, daß vor Allem die Kinder von solchen Abscheulichkeiten fern gehalten werden sollten, für Unsinn. „Wollen Sie aus unseren Knaben rührselige Jammerbasen machen?“ rief er entrüstet aus, „unsere deutschen Knaben, die Enkel Hermanns, welche einst Rußland lahmlegen und Frankreich vernichten müssen, die Knaben sollen verweichlicht werden, sollen kein Schwein und kein Kalb tödten sehen dürfen?!“

Wahrlich, er hatte Recht, in einer Zeit, da aller Witz der Staaten und Nationen darauf hinausgeht, aus Menschen Soldaten, aus Staatsbürgern Kanonenfutter zu machen, in einer solchen Zeit ist der Thierschutz Ironie.

Doch, Idealisten, wie unsereiner, bleiben unverbesserlich. Ich kann nicht einsehen, daß wir alle miteinander nur darum auf der Welt sein sollen, um einander zu quälen

und zu tödten. Ideal und Religion, die das Leben noch erträglich gemacht, hat man verworfen, um jetzt in heller Verzweiflung schreien zu müssen: die Welt ist unselig, die Liebe ein Phantom, das Dasein ein Kampf, das Leben eine Qual, der Tod ein Schrecken!" — Nun, die Menschen sollen zusehen, wie sie sich aus solch von ihnen selbst geschaffenen Zuständen wieder heraus arbeiten. Meine heutige Fürsprache gilt dem Thiere, das selber nicht sprechen kann. Mancher freilich versteht seine Sprache, seine Klage, seinen oft gräßlichen Schmerz, den der leichtsinnige, unüberlegsame Mensch ihm verursacht.

Darf ich auch noch sagen, daß unsere Sittenlehre nicht strenge genug ist gegen Thierquälereien? Wo ist das Gesetz, welches Thierquälereien klar und entschieden verbietet und bestraft? Wer Menschenliebe zu üben verlangt, der muß auch Liebe und Mitleid zu den Thieren predigen. Ein Herz, das gegen die Thiere verroht ist, wird gegen die Menschen nie zart sein. Die Religion sagt, alles in der Welt sei nur zum Nutzen des Menschen erschaffen. Es ist das eine etwas hochmüthige Meinung, die der Wolf oder der Tiger gelegentlich umkehren könnte, sobald er der Stärkere ist, und das Insect und die Bakterie thatsächlich umgekehrt hat, eben weil diese Wesen, durch ihre Winzigkeit geschützt, stärker sind als der Mensch. Zugegeben aber, die Thiere sind zum Nutzen des Menschen erschaffen, ist das ein Grund für diesen, undankbar zu sein?

Im Angesichte der Qualen, die den hilflosen Thieren von — wenn auch nicht immer bösartigen, so doch unbedacht handelnden — Menschen überall zugefügt werden, möchte ich niederknien vor Euch, Mitmenschen, und mit gefalteten Händen Euch bitten, anflehen: Erbarmen! Erbarmen

für die Thiere! Sie sind wie wir von Gott erschaffen, um sich des Lebens zu freuen! Sie haben mit uns den einen Vater im Himmel. — Wir dürfen uns vor ihnen schützen, wir dürfen sie nutzen, so wie ja auch wir untereinander uns schützen und nutzen. Aber die Thiere haben von natur- und gotteswegen und endlich auch unsertwegen ihre heiligen Rechte, die zu verletzen eine Todsünde ist. Und denket noch ein bißchen weiter, oder näher, denket an Euch selbst. Gar so sicher und klar steht's nicht um uns. Wir haben unseren Weg durch die Schöpfung noch lange nicht zurückgelegt, keiner von uns weiß, in welchen Balg er noch gerathen kann! Wäre ich der liebe Gott, ich würde der Abwechslung halber den Gesellen, der heute Fleischer ist, morgen Kalb sein lassen. Und übermorgen ihn höflich fragen, was er über die Sache denke? Vielleicht käme doch eine gute Verständigung und ein billiger Ausgleich zu Stande zwischen Menschen und Thier — die schöne Welt würde dadurch sehr viel gewinnen, und das Menschenherz noch mehr. Und zur Stunde, wenn der Mensch in seiner höchsten Noth weinend vor seinen Gott hinsinkt und um Erbarmen fleht für sich, für sein Kind — wie könnte er unerhört bleiben, wenn er barmherzig war gegen alle Creatur!





Gieb uns heut' unsere tägliche Arbeit!

Zu den widerwärtigsten Dingen des gewöhnlichen Lebens gehört für mich ein Feiertag in der Stadt — der Müßiggang im Großen. Da kommen sie hervor aus ihren Verstecken mit ihren kindischen Schwächen, aufgeputzten Fehlern, geschminkten Lastern und Thorheiten, putzig und hohl und die meisten ein Thier im Sonntagsrock. Kaum etwas Peinlicheres kenne ich, als einen Gang durch die Massen der Sonntagsspazierer; da weht — abgesehen von dem Cigarrengestank — durch die Luft ein eigenthümlicher, trivialer Hauch, es prickelt nach Hochmuth, Scheelsucht, Tratsch, Völlerei und gegen Abend hin nach allen sieben Todsünden zusammen.

Und doch ist das nicht der eigentliche Müßiggang, es ist die Erholung, die der Arbeiter nöthig hat. Es ist der einzige Tag, für dessen Genuß so Viele die ganze Woche über arbeiten müssen, der einzige Tag, an welchem sie nach ihrem Dafürhalten wirklich leben. Auch ich habe das Feiertagsglück des Arbeiters kennen gelernt, aber nicht so, wie es die großen Massen verstehen. Ich hatte kein Geld, nicht

einmal einen ordentlichen Sonntagsstaat, und solche Leute sind gezwungen, aus dem Feiertag einen Ruhetag, einen Tag der Sammlung und Beschaulichkeit zu machen, sei es in der stillen Stube, sei es in der freien Natur.

Nun, ich gönne jedem Arbeiter seinen Sonn- und Feiertag und freue mich, daß jetzt auch ein Gesetz dafür einsteht. Denn sich zu erholen, sich aufzuheitern und zu zerstreuen gehört auch zur ersprießlichen Thätigkeit, weil es stärkt und neuerdings tüchtig macht zur Erfüllung der Berufspflichten.

Wem nun aber schon die an und für sich harmlose und nothwendige Sonntagsbummelei der Städter so zuwider ist, den möchte ich einmal hören, was er über den Müßiggang aus Beruf denkt. Es giebt kaum etwas so Verächtliches, als gesunde Leute, die nicht arbeiten. Wenn einmal ein Wanderbursche um einen Reisepfennig zuspricht, was ist das gleich für ein Geschrei: „So gesund und stark und betteln! Arbeitet!“ Aber, liebe Leute, er würde arbeiten, wenn man ihm Arbeit gäbe. Schon sein Wandern und Betteln ist mehr Arbeit, als das zweck- und ziellose Dahinleben so Vieler, deren Mittel den Luxus des Müßigganges erlauben. Sein Wandern hat Zweck, denn er sucht Arbeit; sein Betteln hat Zweck, denn es soll ihn einstweilen ernähren.

Wo ich denn so viele Müßiggänger sehe? werde ich gefragt. Es seien ja doch die meisten Leute — auch die Reichen — mit irgend etwas beschäftigt.

Nun, meine ich aber das: Wenn Einer einen Wettritt macht und schweißtriefend davon nach Hause kommt, so ist das keine Arbeit. Wenn ein Millionär einen halben Tag Holz hackt, um die Zeit zu vertreiben und Appetit für das Diner zu gewinnen, so ist das keine Arbeit.

Arbeit ist eine Thätigkeit, welche einen allgemeinen materiellen oder moralischen Nützlichkeitszweck hat, und als solche hat sie den großen sittlichen Werth. Der Mann, der an der Straße Steine schlägt, wird's allerdings nicht des allgemeinen Nutzens wegen thun, sondern des Taglohnes willen, der ihm dafür gezahlt wird. Aber, daß dafür gezahlt wird, beweist, daß der Steinschläger etwas Nützliches, auch für Andere Vortheilhaftes treibt.

Eine Dame, die im Salon sitzt, widerliche Besuche empfangen und dazu ein vergnügtes Gesicht machen muß, hat nachgerade eine nervenaufreibende Thätigkeit, aber sie arbeitet nicht, denn was sie thut, kommt Niemand zugute, den Besuchern ist vielleicht die Komödie ebenso lästig, als ihr selbst. Das dreijährige Kind ißt und trinkt und spielt, es übt sich; es arbeitet, wenn auch unbewußt, es wächst und gedeiht und erlangt damit die Hauptbedingungen zur Erfüllung eines einstigen Berufes.

Ich fühle mich am vollsten befriedigt, während ich arbeite; da schweigen die Leidenschaften und da kommt menschliches Leben und Fähigkeit zum Ausdruck, zum Rechte, mein Wesen dehnt und weitet sich nach außen und lebt auch in den Producten. Und im gewissen Sinne kann das jeder Arbeiter — der Schuhmacher wie der Schriftsetzer, der Maurer wie der Professor — von sich sagen. Dann die andere Seite. Die Bethätigung unserer Sinne ist Genuß, warum soll die Bethätigung unserer Kräfte und Anlagen nicht Genuß sein? Sie ist aber nur Genuß, wenn man sich nicht geirrt hat in seiner Berufswahl. Doch auch in diesem Falle giebt es Auswege für Den, der arbeiten will und von der Anschauung, daß jede Arbeit ehrenwerth sei, durchdrungen ist. Gewisse Leute giebt es, die „für Alles taugen"; und auch

wieder gewisse Arbeiten, die von Jedem vollbracht werden können. Heute kann man auch von sogenannten geistlosen Beschäftigungen sprechen. Unglücklich der, welcher ein Sklave der Maschine sein muß. Stelle aber eine vernunftlose Kraft zum Pflug, zur Kelle, zum Schlegel, zum Griffel, Du wirst die menschliche Arbeit bald von der mechanischen Kraft unterscheiden lernen.

Jeder Lump hat einen philosophischen Grundsatz, nach dem er lebt. Eigenthum ist Diebstahl, sagt der Tagedieb; das Leben genießen, dann sich erschießen, sagt der Verschwender; Arbeit schändet, sagt der Müßiggänger. Wer von den Aufgaben und Zielen der Menschheit nur die leiseste Ahnung hat, der weiß es: Ehrwürdig ist die Arbeit in jeder Form, und ehrlos der Müßiggang in jeder Form.

Man pflegt gegenwärtig die körperliche Arbeit nicht so hoch zu achten, als die geistige; im Sinne des Intellectuellen ist freilich diese oft werthvoller, aber ethisch ist es jene. Denn weil die körperliche Arbeit — wenigstens für den Moment und scheinbar — anstrengender ist, als die uns oft gleichzeitig amüsirende geistige, so bedarf sie einer größeren Selbstverleugnung, als diese. Sie ist gleichzeitig eine Schule der Selbstverleugnung, die schwere Arbeit macht ein Volk moralisch stark, uneigennützig und muthig. Es ist ja eine alte Wahrheit, daß ein regelmäßig arbeitender Mensch weniger auf Abwege kommen wird, als ein anderer. Zudem ist die normale Bethätigung seiner Kraft und Anlagen die Grundbedingung der Gesundheit. Nennt mir einmal die Hauptursachen der Nervosität in der „besseren" Gesellschaft. Einerseits die Ueberbürdung des Geistes, andererseits der Müßiggang. Der Müßiggang gilt Manchem für das höchste Ziel des Lebens, für den Lohn aller Arbeit. Reich werden,

um nicht arbeiten zu müssen! Wenn wir ins tägliche Leben blicken: wer ist gesünder, die Dienstmagd oder die Hausfrau? Und welche von Beiden ist vergnügter? Die Arbeitende. Doch arbeitet nicht auch die Hausfrau? Die Dame regiert das Haus! Sehr wohl, aber allzu oft in jener nervösen Erregung, die weniger einer Arbeit ähnelt, als einem Kampf mit dem Gesinde.

Gemeine Mütter erziehen außerdem zwar auch noch ihre Kinder; die Dame von Stand zieht es vor, sich zu langweilen; „denn die Langweile" — sagt der Philosoph — „ist vornehmer Geburt, wie die Nervosität und das Podagra. Aber die Gicht ist noch eine wahre Wohlthat für die Gelangweilten, sie unterbricht das Gähnen."

Unter den Gebildeten finde ich zwar viel Intelligenz, aber wenig Thatkraft. Ueber alles sehr klug reden, wie es sein soll, aber nicht handeln. Immer Mücken erschlagen, aber niemals das Fenster schließen, zu dem sie hereinfliegen. Je vollkommener ein Ding ist, sagt Spinoza, desto mehr handelt es und desto weniger leidet es. Da müßte das Volk da unten vollkommener sein, als der Weise da oben, es leidet zwar viel, aber es thatet noch weit mehr.

Philosophen wiegen sich gern in der Vorstellung der großen Ruhe: Nirwana. Die Ruhe ist der dunkle Grund, aus dem sich ihnen Arbeit und Beschäftigung hart abhebt, wie die Wogen und das Gischten auf dem Meere; vom Sturme unablässig aufgerüttelt, haben sie doch immer Neigung, auf die ruhige Fläche zurückzusinken. Viele Leute entscheiden sich für die dunkle, glatte Fläche; mir ist das hohe Wogen und Wallen lieber, es verhindert die Fäulniß des Meeres. Uebrigens, gegen die zeitweilige Ruhe habe ich nichts, wenn sie behaglich ist. Aber den Müßiggänger verachte ich,

der nicht ruhen will und nicht arbeiten mag, der zu unstet ist zur Rast, zu träge zur Thätigkeit, zu feig zum rüstigen Zugriff, zu verdrossen zur Durchführung und der doch wieder lechzend auslangt nach dem Resultate der Arbeit, dem Genusse. Den ganzen Tag Pflaster treten und am Abend keinen Tisch gedeckt haben; den ganzen Tag gähnen und in der Nacht doch keinen rechten Schlaf finden. Dann das Geschrei: Es giebt keine Gerechtigkeit!

Die Socialdemokraten (nicht die der verrückten Sorte, sondern die der vernünftigen) begehren nicht: Gebt uns Macht! begehren nicht: Gebt uns Brot! Sie begehren: Gebt uns Arbeit! Denn das ist das Nothwendigste für Leib und Seele. Jede Unordnung in der Gesellschaft, jede Gefahr für den Staat und die Cultur kommt von Mangel an Arbeit. Unlust an ihr rächt sich alsbald selbst am Individuum, aber Mangel an Arbeit wirft seine schlimmen Folgen rasch ins Weite. In dem Augenblicke, als ein Staat durch die Volkszählung seine arbeitsfähigen Staatsbürger verbucht, muß er wissen, wie er ihnen Arbeit gebe. Das ist seine Pflicht und das ist seine Pflicht! — Was haben wir da wohlthätige Vereine, nicht bloß — wie es selbstverständlich ist — für Arbeitsunfähige! Was haben wir Wärmstuben, Volksküchen, Herbergen für Obdachlose, Suppen-Anstalten, Vereine für Bekleidung, Executen-Vereine, Vereine für Feriencolonien armer Leute und andere Unterstützungs-Genossenschaften und Bettlerfabriken aller Art! Wir sind ja eine höchst wohlthätige Generation und wollen uns durchaus nicht nachsagen lassen, daß uns die Aufklärung herzloser gemacht habe. — Die Dürftigen strecken ihre Arme aus, aber nicht nach Almosen, sondern nach Arbeit. Ein Wohlthätigkeits-Verein im Großen zur Beschaffung von Arbeit, zur fruchtbringenden

Bethätigung vacirender Kräfte, das wäre nach meiner Meinung das Richtige. — Wer dann noch bettelt, statt zu graben, der ist mir ein vorsätzlicher Müßiggänger.

Das Volk im Müßiggang nennt man Pöbel. Nie und nirgends hingegen ist das Volk so liebenswürdig, als in seiner Arbeit, nie sein Kopf so hell, sein Herz so frisch. Der Städter, er mag zehn Jahre im Dorfwirthshause sitzen, er mag zu jeder Messe in die Kirche gehen, wird den Bauer nicht kennen lernen. Bei seiner Arbeit müßte er ihn aufsuchen.

Am Sonntag ist der Bauer entweder bigott oder besoffen; beim Amtmann ist der Bauer entweder kriecherisch oder grob; in der Stadt ist der Bauer entweder verschmitzt oder blöde. Bei seiner Arbeit aber fühlt er den angestammten Boden unter sich, da ist er von jener würdevollen Schlichtheit, von jener treuherzigen Heiterkeit, die Gleichgewicht in sein Wesen bringt. Auch der Bauer ist gebildet, aber nur beim Pflug, bei der Sichel, bei der Axt.

Am Feiertag weiche ich dem Bauer aus, wie ich dem Städter ausweiche, aber am Wochentag suche ich ihn auf, habe ich ihn lieb. Der Menschenverächter möge den Bauer nur recht oft besuchen auf dem Felde, den Handwerker in der Werkstatt, den Bergmann im Schacht, den Fabriksarbeiter in der Fabrik, den Beamten in der Kanzlei, und er wird Menschenachter werden. Der Pflug ist gering, wenn ihn ein Anderer führt, der Hammer leicht, wenn ihn ein Anderer hebt — nur einmal selbst führen, Ihr hochmüthigen Herren, nur einmal selbst heben! Aber es ist eine gute Seele im Stiel des Werkzeuges, sie wird auch in Euch kommen, sobald Ihr das Werkzeug berührt.

Der an Arbeit gewohnte Mensch ist nicht unterzukriegen, im schlimmsten Falle hat er seinen Lohn in der Arbeit selbst

dahin. — Es giebt beschwerliche und verhängnißvolle Thätigkeiten, die in Noth und Elend führen, und sie haben doch ihre Freunde. Mancher trinkt sich mit Ueberdruß, spielt sich mit Aerger und Zorn, geilt sich mit Ekel arm und krank zugleich. Der Mensch ist alles im Stande, aber manchem kostete es viel weniger Mühe, wohlhabend und ehrenreich zu werden, als sich zugrunde zu richten.

In den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Graz litt ich manchmal an Heimweh. Die Bücher, die sonst mein alles gewesen, widerstanden mir, ich hatte mich zu heißhungerig in sie hineingefressen. Jedes Papier ekelte mich an. Im Theater wurde mir bang, im Salon wurde mir übel, auf der Gasse war mir öde. Die Leute, die da hin und her gingen, sich ergötzten und belustigten, waren mir alle so fremd. Da stand ich oft stundenlang beim Schmied in der Postgasse und schaute dem Hämmern der Schmiede zu, oder ich saß bei einem Weber in der Sackstraße und sah in den klappernden Webstuhl hinein; dabei ward mir leicht um's Herz, die Arbeit und die Arbeiter heimelten mich an. Und auch heute ist's noch so. — Wenn ich betrübt, verstimmt bin, da mache ich mich an die Arbeit und bald gewinne ich meine Munterkeit. Wenn die Verstimmung aber einen so hohen Grad erreicht hat, daß ich die Sammlung zur eigenen Arbeit nicht finden kann, dann muß ich in eine Werkstatt oder hinaus zum Landmann, und wenn ich nicht etwa gar selbst einmal Hand anlege, so beruhigt mich schon das Zuschauen. Mir ist für meine Gesundheit die tägliche Arbeit fast so nothwendig, wie der tägliche Schlaf. Uebt man jene nicht, so kommt dieser nicht.

Zu Hause ist mir am behaglichsten, wenn sie ringsum plätten, glätten, hämmern, wenn die Nähmaschine saust und

vor dem Fenster die Schaufel des Gärtners schrillt. Im Lärme der Arbeit fühle ich mich wohl, es stört mich nicht in meinem eigenen Denken und Trachten, es fördert mich.

Die meisten Leute wissen gar nicht, wie sehr sie an ihrer Arbeit hängen. Manchen Arbeiter kenne ich, der sich in seiner Mühsal tagelang auf den Sonntag freut; und dann, noch bevor dieser zu Ende geht, kehrt er freiwillig zu seiner Arbeit zurück. Der Fleischer Mirt zu Murau mußte wegen einer Grobheit, die er einer Amtsperson angethan, einmal vierzehn Tage lang im Arrest sitzen. Da hub er an, eine Spinnenmastzucht zu treiben. Er fing Spinnen, that sie in ein Töpfchen und fütterte sie täglich dreimal mit Mücken, die er zu diesem Zwecke einfing, kunstgerecht schlachtete und ausweidete. Er wäre sonst — wie er versicherte — zugrunde gegangen vor Langweile, während ihm nun seine Freilassung fast ungelegen kam, denn die Spinnen waren noch nicht fett. Der alte Tischler Peter Mayer in Fischbach war gar nicht aus seiner Werkstatt herauszubringen. Es schmeckte ihm das Pfeiflein nicht, wenn er es nicht zwischen seinen Brettern und Hobeln schmauchen konnte. Schließlich entschlief er dort auf einem Brett, das er sich selbst geschnitten hatte, und die Leute wollen wissen, daß man noch lange nach seinem Tode um die Mitternachtstunde den Peter in seiner Werkstatt hobeln gehört habe.

Wenn auch nicht Jeder in so hohem Grade an seiner Arbeit hängt, daß er sogar die Geisterferien in der anderen Welt benutzt, um zu ihr zurückzukehren in diese, so möchte ich doch nicht gern sehen, wie die Welt im nächsten Monat bestellt wäre, wenn von heute an die Leute nicht mehr arbeiten müßten. Ich ziehe keine Schlüsse, ich sage nur so viel, die

Gensdarmen und die Aerzte und die Todtengräber würden über Hals und Kopf zu thun haben.

Die heutige Welt, sei sie nun im Gleichgewicht zu halten oder zu ändern, braucht vor Allem drei Dinge, nämlich Arbeit, Arbeit und noch einmal Arbeit. Und dieselben drei Dinge braucht der Einzelne heute nothwendiger als je. So manches Ideal, das sonst den Nichtsthuer beseligt oder wenigstens beschäftigt hat, ist aus dem Herzen gerissen, heißhungeriger sind die Menschen nach materiellem Genuß, rücksichtsloser sind sie gegen Andere. — Arbeit, Arbeit ist solchen der einzige Halt, und je ernster sie ist, desto fester die Stütze.

Und so bin ich dort, wo die planmäßige Beschäftigung zum allgemeinen materiellen oder geistigen Nutzen — eigentlich Selbstzweck wird, Selbstzweck insofern, als in der Arbeit an sich, nicht in deren Folgen, der Segen liegt.

Das war ein kluger Kopf, der Stefan Breitegger, Zimmermeister in Stanz. Als man in der Gegend die Sechziger-Lose feil hielt, sagte er, er nähme schon ein Stück, nur sorge er sich, daß er zufällig einen Treffer machen könnte. „Der Treffer," sagte er, „möchte mir leicht die Freude an der Arbeit verderben — und dann hätte ich gar nichts." Den Treffer rechnete er gar nicht, der Schelm.

Schuldenmachen.

Wenn Jemand sich auf den Kopf stellt, was geschieht? Ihm steht der Magen höher als der Kopf und das Herz, und aus den Taschen fällt der Groschen.

Die Welt stellt sich heute auch auf den Kopf, das heißt, sie thut genau das Gegentheil von dem, was sie sonst gethan hat; selbst in wirthschaftlichen Dingen, die sonst doch nach den Gesetzen des Einmaleins geleitet worden sind, also in ihrem Grunde so beständig sein müßten, wie das Einmaleins, stellt sie sich auf den Kopf. Ein kleines Beispiel: Sonst hat das Kind dem Vater Geld gekostet, nach dem jetzigen Brauch wird der Vater dem Kinde Geld kosten. Sonst hat der leichtsinnige Sohn Schulden gemacht, die der Vater bezahlen mußte; heute macht der leichtsinnige Vater Schulden, die der Sohn bezahlen soll. Sonst pflegten die Eltern ihren Kindern womöglich eine kleine Erbschaft an Vermögen zu hinterlassen und Jeden beneideten wir, dem der Spaß, etwas zu erben, passirt ist; heute richten sie sich darauf ein, ihren Nachkommen Schulden zu hinterlassen. Sonst, wenn der Einzelne Schulden gemacht hat, ist er von der Gemeinde

gerügt oder gar unter Aufsicht gestellt worden; heute möchte der einzelne Steuerschwitzer am liebsten die Väter der Gemeinde, des Staates unter Vormundschaft stellen.

Ihr Herren, die Ihr in einem hohen Rathe sitzet und engherzig für die Interessen einer Kaste, einer Partei, einer Zeitrichtung stimmt, Euch sei gesagt, daß es einen noch höheren Rath giebt, nämlich den, der für die Menschheit stimmt. Und von diesem herab sollt Ihr jetzt eine wenn auch nur geringe Stimme vernehmen über ein recht zeitgemäßes Thema, über Euere Schuldenmacherei im Großen.

Ein Anlehen machen! Das Wort hört sich hübscher an als „Schulden machen“; sagt mir doch nur den Unterschied zwischen beiden. Vielleicht ist es der, daß man ein Anlehen überlaut zu bezahlen verspricht, während man eine Schuld nach Eulenspiegels Sinn stillschweigend schuldig zu bleiben pflegt. Muß aber eine feine Sache sein um diesen Sport, denn es ist ein wahres Wettrennen in der Schuldenmacherei; je mehr Schulden, desto moderner, desto mehr „auf der Höhe der Zeit“. Keine Schulden zu haben wäre nachgerade spießbürgerlich, es würde ja nur ein Beweis sein von „Vertrauensmangel“ und Verrottung in veralteten Zuständen. Nur darüber könnte man sich wundern, daß den flotten Pumpern Jemand noch etwas zu borgen wagt. Indes weiß sich der schlaue Borger schon gedeckt zu machen; kriegt er das Geld nicht zurück, so ist etwas Anderes da — ihm wird alles recht sein. Auf diese Willfährigkeit hin galoppiren wir munter voran, so lange bis uns oder unsere Nachkommen die ungetilgten Anlehen wieder zu Lehensleuten gemacht haben werden, nicht zu Lehensleuten der Aristokratie, sondern der Plutokratie.

Wie sieht es mit dem öffentlichen Wohlstande aus, den uns die vielgerühmte moderne Cultur gebracht hat! Ein

normales Bürgerhaus hat Schulden nach Tausenden, eine Stadt nach Millionen, ein Staat nach Milliarden.

Bezahlen sollen, die nach uns kommen! heißt es, was freilich so viel bedeutet, als: Nach uns die Sündflut! Es ist in der That kaum etwas Frivoleres, Herzloseres und Gewissenloseres denkbar, als dieses Schuldenmachen auf Kosten Anderer. Wenn wir, die doch noch wenigstens im Principe für das Sparen erzogen worden sind, so riesige Schulden machen, wie sollen Jene, die nach unserem Vorbilde für das Schuldenmachen erzogen werden, das Schuldenbezahlen lernen! — Doch das ist es ja gar nicht, was uns kümmert.

Uns kümmert nur das „Wohernehmen." Unser Einwand ist, daß wir gezwungen sind, Anlehen zu machen und daß es für die Zukunft beiweitem nicht so schlimm sein wird, als es der Zweifler sieht.

Also wir sind gezwungen, wir müssen. Der Fortschritt, die Concurrenz, die Bedürfnisse der Neuzeit: der Bildung, des Militärwesens, der Gesundheitspflege, des Verkehres verlangen Geld. Gewiß ja, es sind lauter wichtige Sachen, aber wir müßten das, was wir brauchen, auch selbst verdienen können. Anstatt dessen belieben wir uns mit Fleiß, Arbeit und persönlicher Sparsamkeit nicht zu sehr anzustrengen, sondern verpfänden lieber das Ei, welches noch gar nicht gelegt ist, ja wozu vielleicht noch nicht einmal die Henne vorhanden ist. Wir schnappen den Kindern, die wir in die Welt setzen, im Voraus das Brot weg, das sie im Schweiße ihres Angesichtes einmal verdienen werden. Oder glauben wir mit unseren schrankenlosen Anlehen vielleicht den Nachkommen ein schöneres Dasein vorzubereiten? Anstatt dessen nehmen wir vorweg ihr Dasein zu Gunsten des unserigen in Beschlag.

Werden denn die nach uns Kommenden gerade Lust haben, nach unseren kostspieligen Plänen weiterzuleben oder die Sünden der Väter zu sühnen? Werden sie nicht vielmehr auch ihre besonderen Bedürfnisse und Rechte haben? Wer sagt uns denn, daß die „großen Werke,“ die wir heute auf ihren Credit hin schaffen, ihnen recht sein, ja vielleicht auch nur brauchbar sein werden.

Der heutige Geschäftsmann wird uns freilich ziffernmäßig nachweisen wollen, wie gut sich das von uns ausgepumpte Geld für die Zukunft verzinsen werde. Allein der heutige Geschäftsmann ist nicht jener der Zukunft. Wissen wir doch selbst, daß so vieles, was unsere Vorfahren in bester Absicht für uns geschaffen, nach den Einrichtungen und Bedürfnissen unserer Zeit werthlos, wenn nicht gar hinderlich und schädlich geworden ist. Wenn eine Epoche von der anderen nicht einmal das Positive, als: Sitten, Tracht, Bauart u. s. w. übernehmen mag, um wie weniger wird sie erst die Schulden der Anderen sich aufgeladen wissen wollen.

Und trauen wir unseren Kindern denn nicht zu, daß sie ein gewisses Selbstständigkeitsbedürfniß haben werden? Wenn ich meinem Sohne in der Stadt ein Haus hinterlasse, das mit aller Bequemlichkeit und Pracht eingerichtet ist, der Sohn will aber gar nicht in der Stadt wohnen, sondern auf dem Lande sein Heim gründen und seine Kraft und Neigung bethätigen? Und wenn Hunderte von Söhnen so denken wie der meine, werden dann viele in der Stadt aufgestapelte Capitalien für sie nicht ein verlorenes Geld sein? Oder wir bauen große Friedhöfe, und unsere Nachkommen entschließen sich für die Leichenverbrennung. Oder wir stellen ungeheuere Summen auf die Dampfkraft, und

unsere Nachkommen wollen mit Elektricität arbeiten. Das sind nur wenige Beispiele. Wer kennt die Wege und Wendungen der Zukunft?

Wenn ich meinem Sohne ein Haus hinterlasse, dessen vergoldete Giebel und Erker stolz zum Himmel ragen, das mit Marmorfiguren geschmückt, mit Spiegelgläsern getafelt, mit elektrischem Lichte beleuchtet, mit Quadernpflaster umgeben ist, und der Geist des Hauses besteht aus Schulden, und die Ehre des Hauses besteht aus Schulden, und statt des Friedens am häuslichen Herde spuken Schulden und nichts als Schulden — wird mein Sohn erbaut sein von der Liebe seiner Vorfahren? Wird er die saubere Erbschaft antreten? Doch, das ist es ja nicht, was uns kümmert.

Es ist ja recht nett, sich das Leben so bequem und glanzvoll als möglich einzurichten, und es ist das auch gerade keine Kunst, wenn man's auf Kosten Anderer thut. Und wir thun es sehr eigenmächtig. Das Anlehen, welches wir bei der Zukunft machen, ist ein gezwungenes; erstens sind wir angeblich gezwungen, es zu machen und zweitens zwingen wir dafür der Zukunft eine Verpflichtung auf, gegen welche sie, die Abwesende, sich nicht wehren kann, welche also widerrechtlich ist. Unsere Nachkommen, die heute vielleicht noch gar nicht geboren sind, können unsere Zahlungsfähigkeit so wenig prüfen, als wir die ihre — und doch sollen wir für einander gut stehen. Hätten Jene heute in unserem Rath eine Stimme, sie würden sich sehr verwahren, sie würden uns gar manche Suppe versalzen, die wir ihnen einbrocken möchten. Zum Glück sind sie noch nicht da und wir vermögen zur vorläufigen Deckung unserer Anlehen nichts zu thun, als zu trachten, daß sie zur Welt kommen, Jene, die für uns zahlen sollen. Nun werden sie kommen, werden in

dieser Welt allerhand wünschenswerthe, brauchbare und überflüssige Sachen finden, aber es wird überall noch die unbezahlte Rechnung dabei liegen, und das, was ihnen am nothwendigsten oder zweckmäßigsten wäre, werden sie vielleicht doch nicht haben.

Wir leben im Taumel des Leichtsinnes in den Tag hinein, aber manchmal stört uns eine innere Stimme das Vergnügen mit dem Aufschrei: Wohin? Was dann?

Was wird Denen, die nach uns folgen, ein ungeheueres Kriegsheer nutzen, wenn nichts da ist, das des Schutzes werth wäre? Was werden ihnen Schulen und Verkehrsstraßen, prunkhafte Gebäude und andere schöne Dinge frommen, wenn diese Nachkommen bankerott sind? Und daß sie materiell bankerott sind, das wird nicht das Schlimmste sein. Das Ding hat noch eine andere Seite: der moralische Bankerott ist es, den wir mit unserem Schuldenmachen über unsere Nachkommen heraufbeschwören und dem sie nicht entgehen werden! Die großen Beispiele leichtfertigen Geldgebarens und Spielens mit dem Vermögen Anderer wird die kaufmännische Gewissenhaftigkeit untergraben haben, wird die Heiligkeit des Eigenthumes gelockert haben. Die materielle Bedrängniß, in die sie kommen müssen, wird sie unfähig machen für idealeres Streben, für Wohlthätigkeit und Nächstenliebe, für das Gefühl des Rechtes, der Pflicht, der Ehre, der Sittlichkeit überhaupt. Denn die Armuth, die Herabgekommenheit, besonders wenn sie eine verschuldete ist, demoralisirt mehr als alles Andere.

Der materielle und der moralische Bankerott, das ist die Erbschaft, welche wir in liebevoller Fürsorge unseren Nachkommen hinterlassen. Mit welch erhebenden Gefühlen werden sie stehen an den Gräbern ihrer „theueren“ Vor-

fahren, die nichts gekannt und gekonnt und gewollt und geplant und gethan haben, als ihres grenzenlosen Eigennutzes zu fröhnen. Ja, weinen werden sie, die nach uns kommen, bitterlich weinen an den Gräbern, beweinen die Todten, die nicht mehr aufstehen, um ihre Schulden zu bezahlen! Wie soll bei dem jüngsten Gerichte der Urtheilsspruch anders lauten als: „schuldig!"

Im Privatleben kann man eine Erbschaft, die mehr Nachtheile als Vortheile in sich birgt, ablehnen. Wie aber sollen die Nachkommen unsere saubere Hinterlassenschaft ablehnen! O ja, sie werden — falls sie nicht früher ganz und gar in die Botmäßigkeit der Geldwölfe gerathen — Mittel finden, es zu thun. Ihr Protest wird in einer Revolution bestehen, in welcher alle Schuldbriefe, die sie nicht selbst unterschrieben, verbrannt werden, wobei aber auch von dem, was wir durch die Anlehen so großmüthig gestiftet, nur wenig stehen bleiben dürfte.

Ich lasse die Frage stehen, ob wir ein „Recht" haben, auf die Zukunft, auf die Geschlechter, die nach uns kommen, Schulden zu machen? Aber die Frage, ob es ehrenhaft ist, lasse ich nicht stehen; sie ist hier beantwortet.

Es ist ein philisterhafter Grundsatz, nicht mehr auszugeben, als was man auszugeben hat, aber es ist ein von der Natur aufgestellter und von der Natur besiegelter, mathematisch unantastbarer Grundsatz. Wer dagegen handelt, der sündigt wider die Natur, und solche Sünden werden niemals vergeben, immer gebüßt.

Ich beglückwünsche uns, daß wir nicht unsere Nachkommen sind!





Liebe und Ehe.

Die Frauen sind gute Wesen, denn man kann sie heiraten und man kann sie auch sitzen lassen. Und noch am besten sind sie im Zustande der Schwebe zwischen Geheiratetwerden und Sitzenbleiben, da sind sie am allertreuesten und am allerlieblichsten. Pädagogisch ist es daher, diese Schwebe möglichst zu verlängern, damit die Tugenden sich befestigen können.

Du fragst, mein Freund, was ich Dir rathe, die Liebe oder die Ehe? Beides, aber nicht hintereinander, sondern nebeneinander, ineinander. Uebrigens wundert es mich, daß Du so weit über die Weiber hinaus bist, um an das Heiraten zu denken. Was beim Heiraten die Wahl betrifft, so warne ich Dich aber vor der Liebe. Aus Haß wirst Du ohnehin keine nehmen. Leidenschaftliche Liebe ist der gefährlichste Ehewerber. Sehr Unrecht thun die Dichter, die in ihren Romanen das erstbeste Liebespaar aneinander kuppeln. Bei den Männern kommt die Liebe bisweilen eher, als der Bart; und wie sich mancher Jüngling rasirt, um einen Bart zu bekommen, so küßt er das Mädchen, um verliebt zu werden. Es ist eine

künstliche Blumenzucht im Glashause, aber es giebt hübsche Rosen. Und ist der Jüngling in ein Backfischchen verliebt, gleich will er solches auch zu seinem Weibe haben, falls er ein guter Junge ist. Und gerade um einen solchen wäre es schade. Sind keine Verhältnisse, die ihn daran hindern, keine Freunde, die ihm davon abrathen, so nimmt er die Erstbeste. Und kann verloren sein.

Aus der Liebe allein besteht die Ehe nicht. Die Liebe — Du weißt schon, welche ich meine — ist bald satt, dann willst Du nicht bloß eine schöne, sondern auch eine gute Frau haben, eine kluge Frau haben, eine treue Frau haben, und alle Tugenden, mit denen Du Deinen Idealmenschen ausstattest, die soll Deine Frau haben. Heiratest Du bloß aus Liebe, so ist Dein Weib wöchentlich nur einmal gut, nur einmal klug, vielleicht auch nur einmal treu und nur einmal ein Ausbund aller Vorzüge.

Die Liebe, meinst Du, sei das Jawort der Natur. Aber Freund, die Natur sagt bald: Ja, die Natur ist eine Kupplerin, sie ist für Vielweiberei, sie will nur eine recht große Auswahl von Lebewesen erzielen, mit denen sie weiter wirthschaften kann — und wie es einem durch sie rasch zusammengesprengten Ehepaare später geht, darnach fragt sie nicht. Begegnest Du, vierundzwanzigjähriger Knabe, im Mai einem zwanzigjährigen feinen Mädchen und es lacht Dich an, und es ist kein Gegenpart in der Nähe, so sagt die Natur auf der Stelle: Ja. — In einigen Jahren darauf, wenn Du zu Hause ein krankes Weib und eine Schaar kleiner Kinder hast, kann es passiren, daß Du im Mai an der nämlichen Stelle, oder auch an einer anderen, wieder einem lachenden Mädchen begegnest; die Natur thut ihren Rachen auf und schreit mit aller Macht: Ja! — Und wenn Du sie fragst,

die „heilige, göttliche Natur", ob Du die Kranke verlassen und die Gesunde nehmen sollst, so lispelt sie: Ja.

Wenn Du Eine heiraten willst, so denke, daß Du in der Einen drei Weiber heiratest: eine junge, eine betagte und eine alte, falls eine oder zwei nicht früher sterben. Du heiratest ein Weib und eine Mutter und eine Ahne; Du heiratest eine Ehefrau, eine Hausfrau, eine Freundin — oder auch das Gegentheil. Du heiratest in der Einen eine Menge Leute, die Du noch nicht kennst. Du heiratest nicht für heute und morgen, sondern für Dein Lebtag und für alle Lebenslagen. Nimmst Du eine, weil sie viel Liebe hat, so kann es sein, daß sie von ihrem Ueberflusse auch Andere betheilt. Ist sie aber sanft und klug und treu, so hast Du sie nicht allein am Hochzeitstage, sondern auch an Deinem Krankenlager, in Deiner Armuth, in Deinem Alter. War sie schön allein, so wird sie einmal häßlich, aber ein gutes, treues Weib ist waschfest.

Wenn ich Dir rathe: Lerne sie kennen, bevor Du sie nimmst! so ist das ein Rath, mit dem Du Dir die Cigarre anzünden kannst — ein billiger Fidibus. Vor der Hochzeit zeigt das Weib nur seine Etiquettvignette, und wenn es Dir später von seinem Inhalte einschenkt, so wirst Du aus dem — Kelchgläschen trinken.

„Geht's nicht, so kann man sich scheiden lassen!" heißt es. Freund, dieser Rath ist noch weniger werth, als ein Fidibus. Zwei Leute können auseinandergehen, das ist bald gesagt und bald gethan. Nachher aber steht jedes für sich in einer Wildniß. Jedes ist gleichsam ausgeschlossen aus den Normen der Gesellschaft, aus der Hut des Gesetzes, und der Fluch kommt auf die Kinder. Das Größte, Glückseligste, was die menschliche Cultur erfunden hat, ist die Ehe, das innigste,

unauflösliche Beisammenleben zweier Menschen verschiedenen Geschlechtes, die sich lieben. Aber auch Gräßlicheres hat die Cultur nicht erfunden, als die Möglichkeit, zwei einander feindselig gesinnte Personen auf Lebelang aneinander zu fesseln. Nicht müde werden sie, einander zu peinigen, und die Wonne des Einen besteht darin, dem Anderen Leid zu machen. Jahrelang magst Du mit liebendem Herzblut die Dir zugefügten Qualen zu löschen suchen, endlich aber ist Deine Natur vergiftet. Je heftiger Du an der Kette zerrst, desto mehr zerfleischest Du Dir das Herz. Andere wirst Du lieben und wirst nicht zu ihnen können; Andere wirst Du hassen, aber kein Haß wird so groß sein, wie der zum angetrauten Lebensgenossen. Zu Tode gequält sinkt endlich das Eine hin, da jubelt das Andere auf, doch das Verhängniß der unseligen Ehe verfolgt auch den Ueberlebenden bis zu seinem Tode — in böser Reue.

Oder weniger tragisch, aber vielleicht um so trauriger. Untreue hebt man auf durch gegenseitiges freiwilliges Gewährenlassen! Das ist das saubere Princip der modernen Ehe. Damit ist auch alles innere Glück aus dem Hause gewichen; ein stummer Groll greift Platz, der nur nothdürftig mit dem Firniß einer gewissen Höflichkeit überdeckt wird, das Heim ist eine trostlose Oede geworden, der unangenehmste Aufenthalt für Beide.

Also wie? Ich warne vor der Ehe? — Ja, eine Ehe unter heutigen Umständen ist bedenklich. Das Weib hat Emancipationsgelüste, will Mann sein. Mann ist der Mann aber selber, wozu sollen zwei Männer zusammenheiraten! Ein Schnurrbart auf der weiblichen Oberlippe, und wäre es auch nur ein moralischer, gefällt uns nicht. Ein Weib, welches das Kind säugt und zugleich an dem eigenen

Schnurrbart trutzige Hörnlein dreht — welch ein hübsches Bild! Uebrigens, seit wann säugt die moderne Frau ihr Kind? Dieses wird mit der Milch des Pöbels genährt, und die hochwohlgeborene Mutter bildet sich mehr ein auf den Sattel am Hintern, als auf die Mutterbrust.

Noch schlimmer jedoch, mein lieber Freund, als der Sattel, ist am Weibe der Geldbeutel. Das reiche Weib eines armen Mannes! Ja, eines armen Mannes! Daß er das Haupt der Familie ist und für sie verantwortlich, daß er die Ehre des Hauses schützt, daß er arbeitet, arbeitet — es ist nichts, sie hat Geld zugebracht, und daraus ist ein goldenes Hauskreuz geschmiedet worden. Kein Geizhals büßt in der Hölle sein Geld so schwer wie der arme Ehemann seine reiche Frau. Ihr Herz ist versilbert, kalt, hart, wechselbar!

Hast Du schon genug oder darf ich Dir noch einen guten Rath geben? — Wählest Du Eine, so sei nicht ihr Erster! — Du starrst mich beklommen an, ob ich wohl bei Troste bin! Das bin ich und will sogar den trösten, der etwa nicht der Erste war. Er wird um so sicherer der Letzte sein. Die Frau ist nicht so sehr sinnlich und lüstern, als vielmehr neugierig. Hat sie fremdes Zwieback gekostet, dann bleibt sie beim Hausbrot. Capricire Dich nicht gerade ums Herrenrecht; fiel es Dir aber zu, dann sei wachsam, daß Du über Dein Recht Herr bleibest. Bewache sie nicht wie ein knurrender Kettenhund, der schließlich, wenn der Dieb kommt, doch nicht los kann; mit allen Liebes- und Freundschaftskünsten sollst Du sie bewachen, dann ist es nicht ganz unmöglich, daß Du der Erste und auch der Letzte bist. Was dazwischen liegt, bleibt eine offene Frage.

Und nun habe ich Dir die Hölle, das heißt, die Ehe heiß gemacht. Du bedankst Dich für meinen guten Rath,

der darauf hinauskommt, eine Häßliche, Alte, Altmodische und Arme zu heiraten. Nimm von meiner Weisheit halt was Du brauchst, ich selber wäre der Letzte, der sie befolgte. In Sachen der Weiber gebe ich gern guten Rath, den allerbesten aber, den behalte ich für mich selber.

Von der Ehe komme ich nun auf die Liebe. Ein umgekehrter Weg; allein, würde ich zuerst die Liebe behandelt haben, so hätte Dir das zwar Spaß gemacht, wärst mir aber noch vor der Ehe davongelaufen.

Die Liebe pflegt man — selbst die freie — in gebundener Rede zu behandeln, denn es ist das ein Ding, bei dem sich, abgesehen von „Liebe und Triebe," alles von selbst reimt. Und doch ist es schwer, etwas Besonderes über ein Thema zu sagen, das in allen Sprachen beredet, in allen Tönen besungen und mit allen Lippen geküßt worden ist.

Das Interessanteste von der Liebe hört nur der Beichtvater. Willst Du, Freund, mein Beichtvater sein? Ich bin ein armer Sünder und will Menschliches menschlich zu Dir sagen. Ich sage, was ich von mir weiß; vielleicht findest Du in mir Dich selber, das wäre ein Hauptspaß!

In meiner Kindheit bin ich wahrscheinlich musterhaft gehütet worden. Die Liebe grassirt auf dem Lande noch fast gewaltiger, als anderswo. Durch Sprichwörter, Lieder, Vierzeilige, durch Gespräche in allerlei Zweideutigkeiten werden die Liebesbacillen verbreitet, daß sie in alle Spalten der Häuser, in alle Poren der Leute dringen. Selbst in den Fugen der Wiege will man schon Liebesbacillen entdeckt haben. Ich kannte die Liebe frühzeitig, vom Hörensagen, mißverstand sie aber fleißig. Die Nächstenliebe, wie sie im Buche stand, verweltlichte ich ein wenig, machte daraus eine aufrichtige Zuneigung zweier Leute, treue Gesinnung des

einen zum anderen, manchmal ein heiteres Schäkern — und fertig war's. Liebten wir Vater, Mutter, Kinder, Geschwister uns doch gerade so. Ueber den besonderen Gehalt der Liebe, von der hier die Rede ist, bin ich ungebührlich lang im Unklaren geblieben; schon die Soldatenlänge hatte ich, und im Herzen immer noch keinen Amorspfeil.

Wenn von Liebe die Rede ist, muß man sich ja nicht allemal gleich das Aeußerste vorstellen. Selbst in von mir so oft erzählten Liebesgeschichten aus Dorf und Wald ist es erlaubt, an sittliche, vergeistigte Liebe zu denken. Aber so ist es halt; aus den gedruckten Zeilen spricht der Verfasser heraus, in die Zwischenzeilen dichtet der Leser hinein, was er will.

O, wie ist das anders, als ich mir's in grüner Jugend gedacht! Wenn es heißt: „Die Beiden lieben sich", oder „sie haben miteinander ein Verhältniß", oder man spricht von „galanten Beziehungen", so wird man kaum im Zweifel sein dürfen darüber, um was es sich handelt. Wenn man von Liebe spricht, meint man nicht mehr den Falter, sondern die Raupe. Diese Art von Liebe hielt ich aber für etwas Unlauteres, Unerlaubtes, wie z. B. eine Unreinlichkeit, eine Zuchtlosigkeit oder gar einen Diebstahl. Man kann diese Auslegung gelten lassen, sich ablehnend verhalten, und doch leidlich zurecht kommen. Die sogenannten „Forderungen der Natur" braucht man nicht so ernst zu nehmen. Fischblut hat freilich der Mensch nicht, allein ein bißchen Selbstzucht steht Jedem wohl, und manchmal ist es tapferer, geistig Mann zu sein, als leiblich.

Merkwürdig ist es schon, daß die Leute in einer so wichtigen und seit Urzeiten her bekannten Sache noch immer nicht einig sind. Man sollte meinen, es sei für alle Ewigkeit

ausgemacht, wie man's in der Liebe zu halten hat. Wie weit gefehlt! Die Einen halten Liebe für ganz verboten; ein Mensch, der aus irgend einem Grunde nicht heiraten kann, soll sein Lebtag nicht lieben. Geht das? Die Natur antichambrirt lange, läßt sie sich aber gänzlich abweisen? Wenn nein, wer hat die Stirn, dem Menschen seine Natur zu verbieten? Wenn ja, warum giebt es keinen normalgearteten Mann, der in seinem fünfzigsten Jahre sagen kann, er kenne kein Weib? Ich bin der Meinung, daß es auf anständige Weise nicht möglich ist, ohne Liebe durchs Leben zu kommen. — Die Anderen wieder entschuldigen in der Liebe alles. Nur das Decorum wollen sie wahren. Wozu aber ein Decorum, wenn die Sache gar so unschuldig ist!

Wie also stehen wir?

Im menschlichen Culturleben ist keine Frage so schwer zu lösen, als die der Liebe. Nach unseren heutigen Richtungen scheint es gar nicht zu gehen. All unsere Bestrebungen und Handlungen hierin sind voll von groben Widersprüchen. Da gilt z. B. in manchen Kreisen die Liebe zwischen ledigen Personen als nicht anständig, der Ehebruch aber als guter Ton. Nur gesellschaftliche Fatalitäten will man vermeiden; das Verbrechen jedoch, welches an dem betrogenen Theile begangen wird, die Falschheit und Entsittlichung, welche damit im Eheleben gezüchtet wird und die ganze Familie vergiftet, achtet man für nichts. „Man hebe die Unverletzlichkeit der Ehe auf, verpflichte den Genießenden, dann sind die Vortheile der Schmarotzerthiere vereitelt und die Ehe stünde wenigstens so ehrlich, wie die freie Liebe!" Es muß verdammt weit gekommen sein, wenn man einmal solche Vorschläge hört. — Freund, entschuldige doch, daß ich schon wieder bei der Ehe bin! Flugs zurück zur freien Liebe!

Beobachte einmal das Allwalten der Liebe in Gesellschaften, wo Personen beiderlei Geschlechtes beisammen sind. Es ist ein anmuthiges, herziges, freches, brutales Spiel! Hier geht es zärtlich, schelmisch zu, da geleckt und dumm, dort pöbelhaft und thierisch. In den Stadtgesellschaften fiel mir lange die eigenthümlich animirte und eigenthümlich nichtssagende Unterhaltung auf zwischen Damen und Herren. Hier dreiste Rechthaberei und plötzlich wieder artiges Nachgeben, dort eine kleine Bosheit und gleich daneben eingesprenkelte Galanterie, dann eine Schwenkung ins Allgemeine; nebensächlich wieder ein lahmer Witz, darauf schalkhaftes Kichern; und immer Geplauder, wobei man das Gefühl hat, als würden durch unbestimmte Gespräche bestimmte Gedanken verborgen und als gucke jedes lüstern nach den verborgenen Gedanken. Ich wunderte mich über die Unbehilflichkeit und das Unvermögen sonst geistig gesunder Leute, gesprächlich bei einer Sache zu bleiben und solche in gründlichem Ernste abzuwickeln. Erst später bin ich darauf gekommen, daß solche Unterhaltungen nichts sind und sein wollen, als eine Schnepfenjagd des Amor. Und ist die Beute erst gefangen, dann tritt an die Stelle zärtlicher Tändelei die Elementargewalt und es giebt Glück oder Unglück.

Die Liebe ist als solche weder gut noch schlecht, weder schön noch häßlich. Unlauter wird sie durch Lüsternheit oder Frömmelei; unschön durch ausschließliche Sinnlichkeit. Der eine Professor sagt: die Liebe ist etwas Unästhetisches; der andere sagt: nichts Schöneres giebt es für unser Auge, als den menschlichen Leib. Welcher von beiden Herren ist der Keusche? Ja, schön ist er freilich, der menschliche Leib! Aber er könnte schon gestaltet sein wie immer, so fände er bei

dem gegentheiligen Geschlechte seine Verehrer. Perfide ist es nur von der Natur, daß sie in diesen Stücken scheinbar so viel Freiheit giebt, um uns dann für unsere Handlungen oft so hart verantwortlich zu machen. Und thut doch mit uns, was sie will.

Eigenthümlich ist es auch, daß die Natur selbst sich gleichsam der Liebe schämt. Erstens hat sie derselben einen sehr versteckten Platz angewiesen im tiefsten Winkel des Herzens. Dann hat sie der Liebe scheinbar andere Functionen zugetheilt, den Schönheitscultus, die Kindesliebe. Endlich ist dem Menschen ein Schamgefühl beigegeben, welches — trotzdem es seit dem Bestehen des Menschengeschlechtes fortwährend verletzt und zerstört wird — immer noch nicht ganz zugrunde gerichtet ist. Oft habe ich darüber nachgedacht, was die Natur mit diesem Schamgefühle eigentlich bezwecken wolle. Bei den Thieren hat dessen Mangel keine für dieselbe Art schädliche Folge. Bei den wilden Völkern soll es ja auch nicht vorhanden sein. So wäre das Schamgefühl ein Product der Cultur, und zwar vielleicht daraus entstanden, daß man — weil Verbote nicht fruchten wollen — den Gegenstand als häßlich und verabscheuenswerth erklärte. Des Abscheulichen schämt man sich, und besonders bei dem Schönheitssinne und der Eitelkeit der Frauen mußte sich gerade bei diesen das Gefühl tiefer ausbilden. Wer weiß übrigens, ob die Liebe so viel Zuspruch hätte, wenn sie durch den Deckmantel nicht fortwährend interessant gemacht würde! —

Nein, für Poeten sind das keine Gedanken, besser und richtiger gesagt wird folgendes sein: Die Fortbildung des Menschengeschlechtes ist etwas so Heiliges, so Geheimnißvolles, daß in dem Menschen vor diesem Heiligthume Ehr-

furcht entsteht und das unwillkürliche Bestreben, es zu hüten, es keinem unberufenen Auge auszusetzen.

Es giebt thatsächlich auch noch viele Menschen, selbst Männer, die den Segen eines hochentwickelten Schamgefühles besitzen. Der „vorurtheilslose" Sohn unserer Zeit begreift es freilich nicht, wie ein Mensch durch ein ethisches Gefühl — es ist ein solches! — verhindert sein könne, seinem Liebesverlangen dreist nachzukommen. Im Ganzen jedoch ist es nicht so schlimm. So wie es „Tugendhelden" giebt, die mit allen Lüsten und Listen vertraut sind, kennt man andererseits auch Männer, welche für die leidenschaftlichsten und glücklichsten Liebeshelden gehalten werden, welche es in der That aber gar nicht wagen, einem weiblichen Wesen nahe zu kommen, theils aus Schamgefühl, theils aus Achtung vor den Frauen, theils freilich auch aus Zweifel, erhört zu werden. Ich leugne nicht, daß bei mir nebst diesen Gründen auch noch der der Gewissenhaftigkeit in engerem Sinne gewirkt hat. So hilft manche Kraft mit, die Keuschheit zu bewahren, und das schamhafte Erröthen eines sechzigjährigen Mannes kann ebenso natürlich sein, als das der achtzehnjährigen Jungfrau.

Die Schuld an dem größten Theile des menschlichen Unglückes und Elendes trägt die Liebe. Ihre Leiden sind unendlich an Mannigfaltigkeit, unbeschreiblich an Tiefe. — Muß das so sein? Ist nicht vielleicht unsere frevle Auffassung, der Mißbrauch der Liebe daran Ursache?

Wie ungleich fällt das Loos! Die Herren der Schöpfung haben es im Ganzen so eingetheilt, daß der Mann vom Brote die Butter nascht, das Weib aber die harte Rinde kauen muß. Schon die Natur hat das Weib benachtheiligt, die Gesellschaft thut's noch mehr. Beim Weibe ist Schande,

was beim Mann Ehre ist. Der Mann wird als Sieger gefeiert, das Weib als Gefallene verhöhnt. Der ehrsame Bürger schmunzelt in seinen Bart, wenn er gewahrt, daß sein Sohn ein galantes Verhältniß hat. Wehe aber seinem Töchterchen, wenn es verführt wird! Natürlich, bei der Tochter steht die Zukunft auf dem Spiele; daß der Sohn ausgeht, um die Zukunft Anderer zu zerstören, daran denkt der Ehrenmann nicht. Nach „nobler" Auffassung haben Liebe und Ehe gar nichts miteinander zu schaffen und Treue ist bloß noch in der freien Liebe gebräuchlich. Nur der arme Mann macht aus der Noth eine Tugend und liebt richtig und ganz genau dieselbe, welche er geheiratet hat.

Aber noch schlimmer verkennt man die Liebe.

Sehr oft und nicht ohne Befremden hörte ich die Behauptung aussprechen, der höchste Vollgenuß, dessen das Leben fähig ist, wäre für das Individuum das Sinnliche an der Liebe. O arme Seelen, die so sprechen! Daß sie ihr Glück, ihre Ehre, ihre Gesundheit, oft ihre Existenz an Etwas setzen, welches für das sittliche Dasein des Menschen keinen Werth hat, und welches sie als Eber, als Gimpel, oder als ein anderes Thier ebenso gut haben könnten! Die Befriedigung der Liebe ist Naturgenuß, wie jeder andere, den Blut und Organe verlangen. Habe ich Hunger, so ist Essen der höchste Vollgenuß des Lebens; bei gegentheiligem Bedürfnisse kommt die Befriedigung desselben mindestens dem physischen Behagen der Liebe gleich. Wenigstens ist sie noch nothwendiger.

Ich will die Wonne der Liebe nicht unterschätzen, noch viel weniger sie verachten; allein, das muß ich sagen: Den Vollgenuß des Lebens finde ich nur in der glücklichen Ausübung eines edlen Berufes. Freilich denke ich da nicht an

den Holzhauer, der sein Leben berufsmäßig mit Blockspalten bethätigt; denke auch nicht an den Bureaukraten, der im Kanzleistaub sein Lebensideal erblickt; ich denke besonders an die Bethätigung geistiger Fähigkeiten.

Wer sein höchstes Glück in der sinnlichen Liebe sucht, der ist furchtbar betrogen. Keine Freude verlischt so plötzlich als diese, keine macht in so vielen Fällen unabsehbaren Enttäuschungen, Schmerzen, Verirrungen und sogar Verbrechen Platz, als die Liebe bei dem, der sie nur nach der Sinnlichkeit bemißt. Nein, ihr Werth muß anderswo liegen. Nun, aber wo? Da wir sie als den höchsten Genuß bestritten, als Laster an sich nicht gelten lassen, so müssen wir die Liebe zur Tugend erheben.

Und gewiß, in der Liebe — auch in der sinnlichen — liegt ein ethisches Moment. Im groben Eigengenuß liegt es freilich nicht, auch nicht in der Bemäntelung, als wolle man in ihr nur den großen Absichten der Natur entsprechen. Ein Verliebter kümmert sich um keine großen Absichten der Natur. Der Liebesgenuß ist nicht auf den Einzelnen berechnet, sondern auf eine Doppelfreude. Die Mitfreude der geliebten Gegenperson kommt zu Dir zurück als seelischer Genuß, der Deinen eigenen physischen weit übertrifft. Vorausgesetzt ist also, daß Du die Gegengenossin lieb habest ihrer selbst willen, dann wird der ihr vermeinte Genuß Dich wahrhaft beglücken. Nur in dieser Doppelbeziehung, in welcher Eines sich dem Anderen zum Opfer giebt, liegt die menschliche Größe der Liebesfreude.

Weil die Liebe auf zwei Personen sich gründet, so verstehe ich nicht, wie Jemand eine Person lieben kann, die ihm keine Gegenliebe bringt. Mir ist es unmöglich, auch nur zu denken, daß ich eine Person lieben könnte, die mich

nicht liebt. Die wahre Liebe, meine ich, fängt in der anderen Person an und hört in der anderen Person auf; sie ist eine Art von Nächstenliebe. Ich liebe nur die, welche ich durch mich glücklich mache.

Bestimmend im Vorhinein wird mir jene Liebe, welche sich als Mitgefühl, als Mitleid äußert. Kein Gefühl zieht Dich so mächtig zum Anderen, als das Erbarmen, und gerade in Mitleid gekleidet schleicht zuerst die Liebe an, wenn sie die rechte ist.

Die Liebe zwischen Mann und Weib in diesem Sinne aufgefaßt und empfunden, wird nicht mehr so viel Leid bringen auf die Welt. Ich schließe mich unter allen Umständen Jenen an, welche auch in der irdischen Liebe den Geist Gottes spüren, und welche die sinnlichen Freuden durch seelische Liebe adeln. Wenn diese seelische Liebe in vollem Maße vorhanden ist, wachsen alle Genüsse, sie bleiben beständig und das Verlangen nach unauflöslicher Vereinigung wird von sich selber wach. Falsche Liebe fürchtet die Ehe, echte sucht sie, ja echte Liebe ist schon aus sich selbst ein im Himmel geknüpftes Band, das nur der Tod zerreißt.



Haß.

Auf der Stirn unserer sonst vom Glücke sehr begünstigten Zeit steht das Kainszeichen des öffentlichen Hasses. Der Haß ist jene Thierpfote, die am Menschen, obschon durch Erziehung und Sitte stets abgestutzt, immer wieder von Neuem hervorwächst. Man suchte sonst diese Pfote möglichst zu verdecken, man schämte sich ihrer; heute ist es anders geworden. Der Haß ist, wenn schon nicht eine Tugend, so doch fast eine Modesache geworden. Nicht bloß der Haß gegen Feinde, auch der Haß gegen Genossen, nicht bloß der Haß gegen fremde Völker, auch der gegen Stammesbrüder wird verkündet im Parlamente, wird gepredigt in der Presse, wird genährt in den Parteien, wie man eine Bestie nährt im Käfig. Die Bestie schnaubt und rüttelt an den zarten Käfigspangen der Cultur — gebt acht! Nächstens soll der Haß auch eingeführt werden in die Schule, und selbst vom Dichter verlangt man, daß er Rachelieder brülle, und nicht bloß die Laute, sondern auch die Leute schlage. Wer sanftmüthig ist, der wird roh angefaßt, wer nicht hassen kann, der wird gehaßt. Also haßt man selbst die

Weihnachts- und die Osterglocken, weil ihr Erz nicht Kanone ist. Es ist eine häßliche Zeit!

Es geht die Meinung um, daß der Haß etwas Tüchtiges, Männliches, Muthvolles, ja sogar, daß er etwas der Ehre, dem Patriotismus oder Nationalismus Angehöriges sei, daß es zum öffentlichen Gewissen gehöre, die Gegner glühend zu hassen, eine erfahrene Unbill stramm zu rächen.

Der Haß ist ein angeborenes, durchaus natürliches Gefühl, aber er ist dem Einzelnen wie dem Ganzen, dem Hasser, wie dem Gehaßten gefährlich. Er ist deshalb zu bekämpfen, wie ja schon so vieles Natürliche, Thierische in uns bekämpft und besiegt worden ist. Niedrigen Völkerschaften ist es ganz natürlich, daß Kinder ihre Eltern aufessen; wer weiß denn, ob die Urstämme, von denen wir abstammen, nicht auch einmal dieselbe Liebhaberei getrieben haben? Wenn der Mensch sich abgewöhnen kann, seine Mitmenschen körperlich zu verspeisen, so wird er sich auch abgewöhnen können, sie moralisch zu verzehren.

Wenn wir an der Hand eines italienischen Denkers,*) zu eigenem Denken angeregt, einen Spaziergang machen durch die Welt des Hasses, so werden wir den Haß allmählich sehr häßlich finden. „Der Haß," sagt Mantegazza, „verhält sich zur Liebe wie der Schmerz zur Lust. Lust erzeugt Liebe und Schmerz erzeugt Haß. Und umgekehrt. Wer Dir also einen Schmerz verursacht, den mußt Du hassen, so will es die thierische Natur, und wen Du hassest, dem willst Du einen Schmerz verursachen. Der Haß ist nämlich der Drang in uns, Jemanden, der unserem Wohl-

---

*) Paul Mantegazza: „Die Physiologie des Hasses." Ins Deutsche übersetzt von R. Teuscher. Jena 1889. Hermann Costenoble.

sein zuwider ist, von uns zu entfernen, ihn dafür zu strafen und ihm zu schaden."

Indem wir einige Gattungen des Hasses schattenhaft an uns vorübergleiten lassen wollen, erblicken wir zuerst den Zwitterhaß. So wie es Empfindungen giebt, in welchen Lust und Schmerz gemischt ist, ebenso giebt es solche, die ein Gemisch von Liebe und Haß sind. „Aus Liebe Jemanden fressen mögen," sagt das Volkswort. In manchem Menschen schlummert der Hang, gerade einer geliebten Person bisweilen etwas Leides zu thun.

Der Grade des Hasses sind ja unzählige. Daß der Haß durchaus nicht so unbedingt wild und unbezähmbar auftritt, beweisen die verschiedenen Grade des Hasses bei verschiedenen Personen in einer und derselben Sache. Von dreien Menschen wird jedem z. B. ein Pferd gestohlen: der Eine erjagt den Räuber und tödtet ihn; der Andere sitzt in seinem Lehnstuhl und liest mit großem Gleichmuth in der Zeitung, daß der Dieb ergriffen und auf drei Monate lang eingesperrt wurde. Der Dritte, wenn er den Schuldigen entdeckt hat, hält ihm eine Predigt über die Schmach zu stehlen und entläßt ihn zufrieden. Und wie verschieden ist der Haß in einer und derselben Person gegen verschiedene Feinde! Als vor Kurzem in mein Sommerhaus eingebrochen und mir dadurch ein wesentlicher Schaden zugefügt wurde, empfand ich keinen besonderen Haß, der Dieb suchte nach Brot, nach warmer Kleidung für den Winter, er war hungrig, er fror. Wie mich aber zur selben Zeit ein gewissenloser Parteimensch in der frechsten und zugleich feigsten Weise öffentlich verleumdet hatte, da fühlte ich einen flammenden Haß, wie man das Schurkische haßt. Doch es gelang mir, das häßliche Gefühl zu besiegen und es ging

vorüber. Vielleicht ist's Ueberhebung, wenn ich glaube, stark genug zu sein, selbst meinem größten Feinde die Hand zu reichen, sollte er ihrer bedürfen zu seiner Rettung in höchster Noth. Wenigstens übe ich mich im Wunsche: es zu können.

Andererseits giebt es einen Grad von Haß, der einer Beleidigung wegen nicht allein den Beleidiger, sondern auch dessen Familie, ja dessen ganzes Volk vernichten könnte, sogar, daß der Beleidigte fähig ist, seine eigene Familie, seine Ehre, alles, was er besitzt und erstrebt, endlich vielleicht sich selbst aufzuopfern, um sich zu rächen. Dem gegenüber kenne ich edle, wohlwollende Menschen, die unter der größten Beleidigung nur still vor sich hinweinen, in deren Sanftmuth das schwerste Leid und erfahrene Unrecht bald verlischt und vergessen ist. Diese großmüthigen, erhabenen Charaktere sind wohl ein Beweis, daß es schon gelungen ist, die Klaue des Tigers oder der Hyäne im Menschen ganz verkümmern zu lassen, daß hingegen in ihm die Kraft geweckt wurde, die zarte weiße Bruderhand hinzuhalten zur Vergebung. Um in dieser Welt des beständigen Streites von jedem Groll frei zu bleiben, muß man einen diamantenen Charakter haben, den ätzende Gifte nicht anzugreifen vermögen. Den Feind nicht zu hassen, das ist die denkbar größte Heldenhaftigkeit: den Feind zu lieben, ist nicht mehr menschlich, das ist göttlich. Und keine herrlichere Rache kenne ich, als dem Feinde Gutes zu thun.

Wie steht es mit dem Hasse gegen die eigene Person? Sich selbst kann der Mensch nicht hassen, wohl aber seine eigenen Fehler, eine begangene That, was wir dann Reue nennen. Unrecht hätten Jene, welche den Selbstmord als eine That des Hasses gegen sich selbst ansehen wollten; eher kann er eine Art von Rache gegen Andere sein. Besser

bezeichnen wir den Selbstmord als eine That niedriger Eigenliebe, wir wollen uns durch ihn von Schmerz befreien, vor Schmerz bewahren. Mancher hat aus diesem Grunde, nämlich um von Noth und Leid zu befreien, seinen liebsten Menschen getödtet.

Ein entfernter Blutsverwandter des Hasses ist der Neid. Dieser blasse Geselle ist der Schmerz der unabsichtlich verletzten Eigenliebe. Die armen Neidischen sind boshaft, aber selten starke Hasser, sie kranken an Habgier, Hoffart, Uebelwollen. Der Haß kehrt sich gegen das, was er für böser hält, als der Hassende es ist; der Neid gegen das, was besser ist, höher, geachteter, reicher als er. Der lachende Philosoph Weber vergleicht den Neidischen mit einem Silhouettenmacher: zuerst verkleinert er, dann schwärzt er an. Und den Neidischen müßte Gott zur ewigen Strafe in den Himmel aufnehmen, weil die Freuden der Auserwählten ihm solchen zur Hölle machen würden. In der That, es giebt keinen ärmeren Schlucker als den Neidischen, ihm wird zum nagenden Leide, was Andere erfreut; tausend oft ganz unbedeutende Dinge beleidigen ihn jeden Tag und er kann seinen Schmerz, seine Verzweiflung Niemandem mittheilen, wenn er nicht als der armselige Gauch, der er ist, erkannt werden will. Wie reich, wie mächtig, wie glücklich, wie groß ist doch der, welcher die Fähigkeit besitzt, sich an dem Reichthum, der Macht, dem Glück, der Größe Anderer zu erfreuen! Wahrlich, wenn Jemand zu beneiden ist auf Erden, so ist es der, welcher Niemanden beneidet.

Mannigfaltig ist der Haß in verschiedenen Lebensaltern.

So wie der Mensch in jedem Lebensalter etwas Anderes liebt, so haßt er auch in jedem Lebensalter etwas Anderes. Nehmt — sagt unser Denker — dem Kinde das Naschwerk,

dem Knaben den Ball, dem Jüngling die Geliebte, dem Manne die Ehre, dem Alten das Geld, so werdet Ihr Euch die reichsten Quellen des Hasses eröffnet haben. Das Kind ist ganz Bauch, der Knabe ganz Spiel, der Jüngling ganz Liebe, der Mann ganz Stolz, der Greis ganz Habsucht.

Ebenso verschieden ist der Haß in den Geschlechtern. Der Mann haßt nicht so schnell, aber beständiger, als das Weib, weil bei ihm auch ein Schmerz tiefer und anhaltender wirkt. Das Weib ist rascher im Hasse wie in der Liebe, im Schmerze wie in der Lust. Manche will mitten in der größten Liebe, in der höchsten Lust gerne einmal ein wenig mißhandelt sein und eine Feinschmeckerin mischt sich die Liebe oft mit ein bißchen Haß; sie muß einen Augenblick hassen, um dann wieder desto glühender lieben zu können. Doch giebt es eher Frauen als Männer, welche des Hasses ganz unfähig sind. Mancher Mann glaubt grundsätzlich hassen zu müssen, er will roh sein, damit er muthig erscheine, und meidet es, sanftmüthig zu sein, weil er fürchtet, für feige gehalten zu werden. Auch giebt es Männer, bei denen das Bedürfniß zu hassen so groß ist, daß, wenn sie keinen Feind haben, sich einen solchen mit aller Umständlichkeit machen, bloß um Jemand hassen zu können. Man liebt den Haß und haßt die Liebe. Ein gewaltiger Hasser kann gefährlich werden für ganze Völker, weil alles Hassende sich ihm leicht anschließt und er also den zerstreuten Haß von Millionen zu einem vereinigten, elementar gewaltigen macht.

Zum Glück ist als beschützender Gegensatz in den meisten Menschen das heiße Bedürfniß, immer Jemand zu lieben vorhanden, ist es ein Würdiger nicht, so kann es auch ein Unwürdiger sein. Aber ganz nebenbei und insgeheim müssen sie auch wen hassen. Findet sich ein solcher nicht, so werden

sie jahrelang nur lieben, wenn sie doch endlich einen finden, denselben um so heftiger hassen, als sie des Hasses lange entbehren mußten. Würde dieses Haßbedürfniß, so klein es auch sein möge, nicht manchmal sich entladen können, so müßte es allmählich die Liebe vergiften. Mancher füttert den Haß künstlich, wendet allerlei Mittel an, um ihn lebendig zu erhalten. Er ruft die Beleidigung sich ins Gedächtniß zurück, er hält das Bild des Beleidigers sich vor Augen, sogar recht oft ihn zu sehen trachtet er und schwelgt in der Wollust des Hasses.

Den größten persönlichen Haß finden wir bei Nebenbuhlern in der Liebe. Dieses Feuer ist so wild, daß es eine Welt in Brand stecken könnte. Der Haß zwischen Völkern ist durch einen einzigen blutigen Krieg zu dämpfen, aller Groll bleibt auf dem Schlachtfelde zurück. Der Haß des Buhlers ist unauslöschlich. Nachsichtig ist das Gericht, wenn ein betrogener Ehegatte seinen auf der That ertappten Nebenbuhler ermordet. So furchtbar an seiner treulosen Frau wird sich aber selten Jemand rächen, als jener Ehemann, der nach entdecktem Ehebruch mit seiner Frau zusammenblieb, nach jeder Zärtlichkeit ihr aber ein Fünfguldenstück auf den Nachttisch legte. Eine solche Rache kann das Gericht nicht bestrafen, und doch ist sie die zermalmendste, die sich denken läßt.

Eine leichte Aeußerung des Hasses oder Zornes ist das Schimpfen oder Fluchen. Um den Beleidiger wieder zu beleidigen, heißt man ihn einen Esel oder ein Schwein oder einen Ochsen, um zu sagen, daß er ein Dummkopf oder ein Wüstling sei, oder an seiner Geschlechtskraft gemaßregelt worden wäre. Wenn der Beschimpfte der Klügere ist und schweigt, so ist die Sache gewöhnlich abgethan. Im Fluchen

und Gotteslästern sind die Südländer Meister, die Nordländer fluchen häufig nur zur scharfen Bethätigung der Sprachwerkzeuge, und um Zunge und Gaumen tüchtig anzustrengen, wählen sie Worte, in welchen möglichst viele „r“ vorkommen. Ein Krruzi-Krreuz-Sakerrrment beschäftigt mehr die Zunge als das Gemüth. Ernster gemeint mag es sein, wenn der Pole flucht: „Hundesohn, leer sei Dein Nest und Dein Magen!“ oder der Ruthene: „Koche Deinen Großvater!“

Während der Haß zum Theile in unserer Macht liegt, ist Zuneigung und Abneigung unwillkürlich. Wenn ein Mann und ein Weib gegenseitig sich mit Wohlgefallen anblicken, so vermählen sie sich mit den Augen und können in solchem Augenblicke geistig sich befruchten. Der Blick des Hasses vermag ebenso geistig zu verwunden, zu tödten.

Zwischen Künstlern einer gleichen oder verwandten Kunst pflegt anstatt Zuneigung die Abneigung vorzuherrschen. Wenn wir in den Seelen Michelangelo's und Rafael's hätten lesen können, welch ein Meer von Antipathie mag in beiden Männern gegeneinander gewüthet haben! Wir wissen nichts davon. Sie waren entweder so heldenhaft, den Neid, den Haß zu bezähmen, oder so göttlich, die Bestien gar nicht empfunden zu haben. Eben solche Helden oder Götter waren Schiller und Goethe. Unsere kleinen Künstler- und Dichterseelen geben sich gar keine Mühe, die abscheulichen Thierpfoten zu verbergen und ihr Pfustern und Kratzen gegeneinander wird oft zur Belustigung der Menge, vor der sie doch stets in der würdigen Toga des Gottesgnadenthums dastehen möchten und sollten.

Eine Form uneingedämmten, sozusagen volksrechtlichen Hasses ist die Blutrache, die bei vielen halbwilden Völkern

heute noch besteht. Sie wird als heilig und als religiöse Pflicht betrachtet. Die Mexikaner schreiben sich das Recht zu, die zum Tode verdammten Verbrecher ihren Göttern zu opfern. Wir sind doch weiter. Wenn unsere heilige Messe auch das Symbol eines blutigen Opfers ist, so verlangt doch das Christenthum, Böses mit Gutem zu vergelten. Alle Menschen zu lieben, darin liegt die Göttlichkeit des Christenthumes, und wer dem Hasse nicht entsagen kann, der hat nie und nimmer das Recht, sich Christ zu nennen.

Verschiedene Rassen hassen verschieden. Ich stehle dem Australier seinen Hund, er wird rasend; ich schneide dem Chinesen den Zopf ab, er wird rasend; ich sage dem Deutschen, daß Rossini größer sei als Wagner, er wird rasend. Was geschieht? Der Australier tödtet mich, der Chinese spukt mir ins Gesicht, der Deutsche schreibt gegen mich einen beschimpfenden Zeitungsartikel. Je ungebildeter eine Rasse ist, desto wilder und grausamer haßt sie. In Europa das grausamste Volk sind die Spanier, aber auch das feigste; in Europa das sanfteste Volk sind die Deutschen, aber auch das muthigste. Im persönlichen Hasse ist es ebenso; je ungebildeter, thierischer, desto roher, rücksichtsloser, boshafter und feiger. Der Völker- und Rassenhaß, vor dem uns Gott behüte! ist ebenso natürlich und thierisch und so unsittlich, wie rücksichtslose Ichsucht und persönlicher Haß, wie das gewissenlose Bestreben, zu eigenem Vortheile den Mitmenschen zu schädigen. Was im Kleinen und Einzelnen ein Laster ist, wird im Großen und Allgemeinen keine Tugend!

Eine weitere Form des Hasses ist das Duell. Auch dieses kommt nur bei Halbwilden vor, es vereinigt in sich die Rachgier der Wilden und die Heuchelei der Civilisation. Man hat das Duell entschuldigen wollen als eine schmerz-

liche Nothwendigkeit, die uns aber vor noch größerem Uebel bewahrt. Damit ist das Duell auf die gleiche Höhe gestellt mit der Prostitution. Meinen heranwachsenden Söhnen werde ich sagen: „Hütet Euch vor der Prostitution der Liebe!“ Aber nicht minder warnen werde ich sie vor der Prostitution der Ehre. Wozu die freie Menschenstirn brandmarken mit dem offenbaren Kainszeichen der Bruderrempelei! Sie sollen sich stählen für die Stunde der Gefahr; sie sollen sich üben im Muthe, die Wahrheit zu bekennen, in der Ritterlichkeit, das Recht zu hüten, in der Tapferkeit, dem Feinde zu verzeihen. Wenn sie das können, dann sind sie Mannes genug.

Die schrecklichste Form des Hasses ist der Krieg. Die Folge langjähriger, oft ja zumeist künstlich erzeugter Abneigung zwischen Völkern ist der Krieg. Noch heute im hellen Lichte der Gesittung verläßt der Mann sein Weib, seine Kinder schutzlos, um fremde Menschen, die ihm nichts gethan haben, umzubringen. Die Religion weiht die Waffen, und die Fürsten kühlen mit dem Blute der Völker ihren persönlichen Groll. Der Haß des Soldaten gegen den Feind ist kein natürlicher, sondern ein künstlicher, um so furchtbarer die Verantwortung Derer, die ihn erzeugen und nähren!

Es gelingt oft lange Zeit, im Einzelnen, sowie in Völkern den Haß zu bezähmen, zu verdecken, als wäre er gar nicht mehr vorhanden in der menschlichen Natur. Plötzlich bricht er wieder hervor in seiner Ursprünglichkeit, wie beim wüthenden Thiere. Doch, die Zwischenräume der Verträglichkeit werden immer länger und die Katastrophen der Rache gehen rascher vorüber als einst. Auch sind wir trotz mancherlei so weit, daß Niemand gern zugiebt, er hasse; man behauptet bloß, seinen Feind zu verachten, weil das edelmüthiger, erhabener klingt. Des Hasses schämt man sich

doch ein wenig. Man wird sich in einsamen Stunden auch der Verheerungen bewußt, die der Haß in unserem Herzen anrichtet, er liegt, sagt Goethe, wie ein Grabstein schwer auf unseren Freuden. All das sind Anzeichen, daß wir durch zunehmende Erkenntniß den Haß immer mehr hassen werden, daß wir demnach auf dem rechten Wege zum Reiche Gottes sind. Schon heute pflegt der Rachedurst der meisten Menschen sich damit zu begnügen, den Gegner zu beschimpfen, ein bißchen zu verleumden, aber beileibe nicht so ungeschickt, daß man deswegen eingesperrt werden könnte. Doch selbst gegen diese Art der Rache wehrt sich der Anständige, und — abgesehen von einzelnen Epochen der Rohheit — mehrt allmählich jene Gattung von Menschen sich, die von Wohlwollen durchdrungen sind, die niemals Böses über Abwesende reden, seien solche Freund oder Feind, und in denen das Blut sich empört, wenn der Boshafte siegt und der Schuldlose verhöhnt wird.

Wir dürfen aber den Haß nicht ausrotten. Wir müssen hassen, glühend hassen, unversöhnlich hassen, aber nicht den Menschen, sondern seine Niedertracht, wir müssen hassen seine Rohheit, seine Falschheit, seine Bosheit, seine Habsucht, seine Geilheit, die häßlichen Geister alle, von denen er besessen ist. Dem Menschen zu Liebe seine Laster hassen. So verächtlich der persönliche Haß ist, so erhaben ist der allgemeine, der gegen das Böse sich wendet. Das Schlechte zu hassen kräftigt den Mann.

Die Quelle des Hasses ist der Schmerz. Glückliche Menschen hassen nicht. Und so läuft unsere, durch Mantegazza angeregte und durch uns selbst weitergeführte Betrachtung darauf hinaus: Wer den bösen Trieb ausrotten will, der muß mitthun, das menschliche Leben so einzurichten, daß es

für alle möglichst glücklich werde. Die Anschauung, daß der Schmerz die nothwendigste Bedingung des Erdenlebens sei, ist eine verhängnißvolle Irrlehre. Es ist ja wahr, an jeden unserer Genüsse grobsinnlicher Natur knüpft sich Schmerz. Aber es giebt unzählige Existenzen und Daseinsformen, welche die längsten Wegstrecken ihres Lebens dahinwandeln, ohne besonderem Leide zu begegnen. Die größten Schmerzen sind ja nicht jene, welche die Natur verursacht durch Elementarereignisse, Krankheit, Sterben, sondern vielmehr solche, die der Mensch in seinem Wahne sich selber bereitet. Verfolgungen, Kriege, gesellschaftliche Mißstände, Völlerei, Eifersucht, Neid, Habsucht, Falschheit, Haß, Rache — das sind die Henkersknechte unserer Zufriedenheit. Diese Ursachen unseres Elendes auszurotten, läge größtentheils in unserer Möglichkeit. Bekämpfen wir den Schmerz und die Ursachen desselben überall, wo wir sie antreffen: im Körper mit Chloroform, in der Seele mit dem Guten und Schönen. Geben wir Liebe, bereiten wir Freude überall, wo wir können, ohne Zaghaftigkeit, ohne falsche Scham. Bedeutsam genug hat es die Natur eingerichtet, daß wir die, denen wir Uebles gethan, zu hassen, und jene, denen wir Gutes erzeugt, zu lieben bereit sind. Haß erzeugt Schmerz — zurück davon! Liebe bringt Freude — an diesen einen einzigen goldenen Faden müssen wir uns halten, wenn wir aus schweren Finsternissen den Weg finden wollen, den die glückdurstige Menschheit voll herzversengender Sehnsucht seit jeher vergeblich gesucht hat.



Stolz.

Stolz ist eine Tugend, sagte Hans. Stolz ist eine Schwäche, sagte Franz.

Stolz ist weder eine Tugend noch eine Schwäche, sagte Peter, sondern eine Eigenschaft.

Nein, versetzte Hans wieder, Stolz ist eine Tugend.

Ich gebe Dir recht, antwortete Peter, wenn Du jene Art von Stolz meinst, welche einer guten Handlung entspricht oder eine solche bezweckt. Die Ehre, welche man seinen eigenen Vorzügen und Talenten giebt, nennt man in diesem Sinne Stolz. Es ist berechtigt, ja es ist sogar Pflicht, den Vorzügen und Tugenden die Ehre zu geben, nicht allein bei Anderen, sondern auch bei sich selbst.

Stolz ist eine Schwäche, wiederholte Franz.

Auch Dir gebe ich recht, antwortete Peter, wenn Du, wie so viele Menschen, unter Stolz die Eitelkeit auf die eigene Person oder Stellung oder Vermögen und Fertigkeiten verstehst, oder die Aufgeblasenheit, die Herrischthuerei, das verachtende Herabsehen auf Andere. Diese Schwäche, die sehr lächerlich macht und ihrem Träger sehr viel Verdruß bringt,

käme nicht so oft vor, wenn sie nicht sich, freilich ganz unberechtigt, des schönen Namens Stolz anmaßte. Der wirkliche und natürliche Stolz ist jener, welcher in dem Charakter liegt, also eine Charaktereigenschaft. Ein edler, reiner, nach Hohem strebender Mensch wird sich immer erhaben fühlen über das Gemeine. Nicht den Menschen aus der niedrigen Gesellschaft wird er verachten, wohl aber den mit niedriger Gesinnung; er wird mit einem Straßenkehrer freundlich, ja brüderlich verkehren können, aber er wird einen sogenannten vornehmen Weltmann, der die Ehre seiner Person und Familie am Spieltisch verkauft, mit Geringschätzung behandeln. Er ist stolz. Er wird der Alltäglichkeit keine besondere Achtung entgegenbringen, nicht etwa weil er sich mehr dünkt, als einen Durchschnittsmenschen, sondern vor Allem, weil er ein höheres Streben hat, und weil im Vergleiche mit diesem ihm alles Andere kleinlich und armselig erscheint.

Auf welche Art von Stolz willst Du denn die Ausdrücke Hoffart, Hochmuth anwenden? fragte Franz. Peter antwortete: Hoffart eben ist jener Fehler, jene Sünde, welche unter Deiner Auffassung des Stolzes als Schwäche bezeichnet wurde. Die Kirche nennt sie als die erste der sieben Todsünden, weil sie thatsächlich ein Urquell zahlloser Niedrigkeiten und Leiden ist. Die persönliche Eitelkeit ist an und für sich eine kindische Schwäche, allein ihr Reitpferd, die Hoffart, kann rücksichtslos über hundertfaches Glück vernichtend dahinrasen und endlich mit dem eigenen Reiter in den Abgrund stürzen. Hochmuth! Auch dieses Wort wird, und besonders von den Kanzeln, häufig statt Hoffart gebraucht, und mit klarstem Unrechte, Hochmuth, das Hochgemuthe, der hohe Muth ist eine der herrlichsten menschlichen Eigenschaften, er ist eben das, was ich unter Stolz verstehe.

Der Hoffärtige wird selbstsüchtig, rücksichtslos, ränkisch, feige, boshaft sein; der Hochmüthige, der Stolze wird zumeist einen starken, ehrenhaften, offenen und großmüthigen Charakter haben.

Nach diesen Auseinandersetzungen kann der hoffärtigste Cavalier ohne Stolz sein und der leutseligste Mann aus dem Volke einen stolzen Charakter haben.

Da war mir ein Schustergeselle bekannt — ein possirlicher Kauz. Nur schade, daß er nicht die geringste Ahnung davon hatte, wie possirlich er war. Daß er an Sonntagen seine weiße Weste mit einer unförmigen Uhrkette von einem viertel Pfund Schwere behangen hatte und viele seiner Finger mit dicken Ringen besteckt, die sich durch eine gelbglänzende Farbe das Decorum gaben, als wären sie von Gold; daß er die Haare mit Schweineschmalz einfettete, bis sie glänzend schwarz waren und den Schnurrbart mit Schusterpech zu Hörnern spitzte, hätte noch nicht viel verdorben, auch daß er enge spitze Stiefelchen an den Füßen trug, hätte Niemandem geschadet als seinen Zehen. Daß er anstatt wie so viele Handwerker von sitzender Lebensweise, nicht etwa stramm aufrecht, sondern schon fast nach hinten gebogen daherstazte, Niemanden grüßte, auf keinen Gruß dankte, außer in beleidigend wegwerfender Form, gab auch noch Niemandem Anlaß zu Kummer, als etwa nur seinem Arbeitgeber, der sich des Gesellen wegen ausspotten lassen mußte. Daß dieser Geselle aber im Vollgefühl seiner Würde an keinem Montag arbeitete, von den Arbeitgebern jedoch auf das höflichste behandelt sein wollte, daß er den Garndraht nicht genug pichte, die Naht am Stiefel nicht fest anzog, weil er meinte, das thäte sich bei ihm alles von selbst, daß er vom Meister nicht ein Wort der Zurechtweisung vertrug, sondern nach dem leisesten

Tadel mit der Bemerkung, er sei zu gut, um eine Weisung anzunehmen, aufsprang und die Arbeit kündigte — das waren Dinge der Hoffart, die ihn nach und nach dorthin brachten, wo die kriecherische Demuth ist, an den Bettelstab. Und selbst als Bettler noch, während in seiner Dachkammer Weib und Kind vor Hunger weinten, spazierte er würdevoll auf der Gasse, blies den Rauch der geschenkten Cigarre hochgehobenen Kopfes in Ringlein vor sich in die Luft und blickte mit hoffärtigem Hohne nieder auf den im Schweiße seines Angesichtes Arbeitenden. — Welch' ein Ende es mit ihm nahm, man kann sich denken.

Ein Anderer war in der Gegend, der dünkte sich darum hoch erhaben über seine Standesgenossen, weil manchmal eine Notiz über Brände, Viehseuchen und Hagelschläge gedruckt wurde, die er an die Zeitung geschickt hatte. Er hielt sich solcher Leistungen wegen nämlich für einen Literaten. Weit schlimmer jedoch war die Hoffart jenes Geldmannes, der auf seinem Araberhengste einmal mitten durch ein Zigeunerlager sprengte, wobei vom Pferdehuf ein Kind zu Tode getreten wurde. Ueber dieses „Malheur" nahm er nicht einmal die Cigarre aus dem Mund; die Geldtasche riß er aus dem Sack, eine Hundertguldennote warf er der „Brut" hin und im Gefühle seines Hochsinnes galoppirte er von dannen. — Die Hoffart ist unfähig aller Selbstkritik, sie führt zur Selbstanbetung, zur Verachtung Anderer und, wenn sie die Macht hat, zur gänzlichen Knechtung und Unterdrückung der Nebenmenschen. Hoffärtig können nicht bloß einzelne Persönlichkeiten sein, sondern auch ganze Familien, Geschlechter, ganze Völker, ja ganze Epochen. Unsere Zeit ist besonders hoffärtig, sie dünkt sich besser, als andere Zeiten — und gerade deswegen ist sie schlechter.

Es giebt Leute, die stolz darauf sind, daß sie von einer langen Ahnenreihe abstammen, deren Urahn etwa unter Karl dem Großen Pferdedieb gewesen. Es giebt Leute, die stolz darauf sind, daß sie ein großes Vermögen geerbt haben. Es giebt Leute, die stolz sind auf ihre Amtsstelle, nicht etwa, weil sie in derselben den Menschen dienen, nützen, sondern ihn beherrschen, erdrücken können. Es giebt endlich Leute, die stolz darauf sind, daß sie betteln können, ihre oder Anderer Wohlhabenheit zusammengebettelt haben, allerdings ein Talent, daß nicht Jedem gegeben ist. Es ist nicht aus den „Fliegenden Blättern", es ist thatsächlich mir selber passirt, daß ein ganz fremder, etwas verkommener Mann mich in leutseligster Weise um einen Gulden anging. Da ich nur fünfzig Kreuzer in der Tasche hatte, so klopfte er mir wohlwollend auf die Achsel und sagte: „Machen Sie sich nichts daraus, guter Freund, den Rest will ich Ihnen borgen bis auf nächstesmal. Adieu, mein Lieber!"

Sind diese Leute stolz? Nein, sie sind hoffärtig, aufgeblasen.

Ein Stück Gold, das im Staube liegt und ein aufgeblasener Luftballon, der majestätisch in die Regionen des Himmels steigt — welch ein Unterschied in der Erscheinung! Und welch ein Unterschied in der Gediegenheit! Dummherrisch ist der Ballon, bei welchem Hoffart vor dem Falle kommt. Stolz ist das Gold, welches zwar im Staube ruht, aber sich nicht mit einem einzigen Staubkörnchen verbindet.

Wie oft wird im Volke die Eitelkeit verwechselt mit der Hoffart, ja selbst mit dem Stolze. Mit der Hoffart ist sie entfernt verwandt, vom Stolz ist sie das gerade Gegentheil. Man könnte die Eitelkeit den Stolz der Unbedeutenden nennen.

Aber ihre Gefahr für den Träger besteht darin, daß, wenn auch Bedeutung und Verdienst vorhanden wäre, die Eitelkeit sie verdunkeln würde. Nicht jeder Wägende ist so vorurtheillos und klarsehend, als Bismarck, welcher einmal folgenden Ausspruch that: „Wenn ich den Werth eines Menschen kennen lernen will, so subtrahire ich seine Eitelkeit von seinen Fähigkeiten; mit dem, was übrig bleibt, rechne ich dann erst."

Wenn Einer sich nach der neuesten Mode ängstlich kleidet, seinen Namen recht oft gedruckt sehen, öffentlich gelobt, gefeiert sein will, nach Orden und Auszeichnungen strebt, auf die Visitkarte gern wohlklingende Titel drucken läßt, sich mit vornehmen Bekanntschaften prahlt u. s. w., so ist das Eitelkeit, die in den meisten Fällen entschuldigt werden kann, manchmal aber höchst lächerlich wird. Wenn ein Anderer auf all diese schönen Sachen verzichtet, weil er mit ihrer Hohlheit und völligen Bedeutungslosigkeit sein Wesen nicht ins Kindische ziehen will, so ist das Selbstachtung — Stolz.

Jener dumm aufgeblasene Stolz, der bei unbedeutenden Leuten so oft vorkommt und Hoffart heißt, liefert viele Insassen für das Irrenhaus. Nirgends kann man so viele einzig dastehende Erfinder, Künstler, Könige, Kaiser und Päpste finden, als im Irrenhause. Größenwahn, sagen die Aerzte, sei heutzutage eine der häufigsten und eine der unheilbarsten Geisteskrankheiten.

Mir ist wiederholt nahe gelegt worden, daß ich als Mensch zu wenig wählerisch im geselligen Verkehre wäre. Man beklagte sich über meine „allzugroße Bescheidenheit", man stieß sich daran, daß ich manchmal mich öffentlich selbst kritisire, mein Innerstes zu sehr der Welt preis gäbe, kurz, nicht recht in den olympischen Wolken bleiben wolle. Ich sollte stolzer

sein! rufen sie mir zu. Allein, wenn ich so sein wollte, wie sie meinen, so würde ich den Stolz der Unbedeutenden haben. Ich würde auf Stelzen und mit berechnetem Faltenwurf der Toga einherstolziren, gespreizt im Sprechen und eitel im Schweigen sein müssen.

Ein Dichter soll weder zu hochmüthig noch zu demüthig sein, er möge nun über oder unter der Menge stehen. Er spricht nicht zur Menge, er spricht zu Menschen. Wenn er ihr Herz gewinnen will, so muß er das seine geben. Er muß seine Freuden und seine Leiden künstlerisch oder einfach offenbaren, damit ihnen also ihr eigenes Glück und Weh gegenständlich werde. Will er ethisch auf sie wirken, so muß er ihnen seine Schwäche, seine Fehler zeigen, damit sie wissen, daß er auch die ihren sieht und begreift, er muß ihnen sein Streben nach Edlerem kundgeben, seine Erfolge hierin darstellen, damit sie das Gleiche versuchen. — Nein, der Dichter, der Künstler soll zu stolz sein dazu, um im Sinne eitler Alltagsmenschen stolz sein zu wollen. Er muß seine Ueberlegenheit in so hohem Grade fühlen und durch Werke beweisen, daß er es nicht für nöthig hält, Andere davon absichtlich zu überzeugen. Ich bin einmal bei Hofe gewesen, da war alles überaus gespreizt, anspruchsvoll höflich, von oben herabschauend, nur Einer war freundlich, gemüthlich und menscheninnig, und das war der Kaiser selbst. Und gerade in dieser Schlichtheit des Mächtigen fühlte ich seine ganze Majestät.

Unter den Millionen von Kleinen giebt es einzelne Große, aber so groß ist keiner, daß er mit Geringschätzung dürfte niederblicken auf die Menschen, sie mögen welchen Standes immer sein. Und am wenigsten der Künstler, der Poet, der in seinem Publicum keinen Ranges-, Standes-, Geschlechts- und Charakterunterschied kennen soll, hat sich über den

Lebensgenossen zu stellen, sondern ihm zur Seite. Er kann sich als Erfahrener über den Jüngling, als Lehrer über den Schüler, als Gebender über den Nehmenden stellen, aber nicht als Mensch über Menschen. Und daß er Jedes Bruder, Vertrauender und Vertrauter ist, der alle Herzen öffnen kann, der für Alle ist wie Alle für ihn sind, der gleichsam der Repräsentant der ganzen Menschheit ist — das sei sein Stolz.

Mit solcher „Bescheidenheit" eines Poeten wird man sich hoffentlich zufrieden geben können. Bescheidenheit und Stolz schließen einander ja nicht aus, sondern ergänzen sich. Wer mit sich in seinen Leistungen nicht zufrieden ist, der zeigt damit nur, daß er höhere Ziele im Auge hat. Dem Lobe gegenüber bescheiden zu sein, das ist übrigens noch gar nichts, das bringt jeder Hoffartspinsel zu Wege; eine Bescheidenheit, die es auch dem Tadel gegenüber bleibt, ist die echte. Ob diese Bescheidenheit allzeit mein Theil war? Ich wage es nicht zu behaupten.

Leute, die nichts sind und nichts können, werden sich vor der Welt viel mehr Mühe geben, stolz zu sein, als solche, bei denen Persönlichkeit und Leistung für sie spricht. Die Bescheidenheit bedeutender Menschen ist Schlichtheit, diese besteht aus Selbstbewußtsein und Leutseligkeit, aus Gediegenheit und Einfachheit, sie ist liebenswürdig, anheimelnd und zugleich imponirend.

Die Bescheidenheit hat eine Stiefschwester, die sie nicht leiden kann, die Demuth. Diese Stiefschwester ist eigentlich eine kriecherische Betschwester. Zu große Demuth vor Menschen ist unwürdig und macht verächtlich. Anderswo ist sie am Platz: Geduldige Ergebung in das Unvermeidliche ist die wahre Demuth, welche fast dem Heldenmuthe gleichkommt.

Der Stolz hat einen Stiefbruder, einen ungeberdigen finsteren Rangen, namens Trotz. Diesen brauche ich wohl nicht weiter zu beschreiben, man kennt ihn in seinen unterschiedlichen Geberden sattsam. Mancher will stolz sein und ist nur trotzig, will ein fester Kopf sein und ist ein Dickschädel. Freundliche Rücksichtnahme und Nachgiebigkeit kann sich mit dem echten Stolze recht wohl vertragen. Durch Güte und Wohlwollen für den Mitmenschen vergiebt sich Niemand etwas, ja oft gerade damit sammelst Du Kohlen auf dem Haupte der Gegner und zwingst sie zur endlichen Anerkennung Deiner Verdienste, Deines Werthes.

Es giebt Menschen, denen eine stets zu Tage tretende Vornehmheit im Wesen und Handeln angeboren ist, aristokratische Naturen, selbst wenn sie niedrig von Geburt sind; es giebt auch Menschen, welche eine solche Vornehmheit sich mühsam anzueignen suchen; in beiden Arten wird jener hohe Muth, jener Stolz leben, der ebenso weit von Hoffart wie von Demuth entfernt ist, das Hauptmerkmal eines sittlich gefestigten, menschenfreundlichen Charakters.





Eine Ursache, warum die Menschen sich nicht verständigen können.

Wenn Jemand starr und leidenschaftlich einen einseitigen Parteistandpunkt vertritt, so wird ihm von den Gegnern stets der Vorwurf gemacht werden, er thue es aus eigennützigen Gründen, entweder um sich Güter zu erwerben, oder eine gute Stellung, oder die Herrschaft, oder irgend einen anderen Vortheil. Das mag oft zutreffen, sehr oft! Aber doch nicht immer. Ich kann mir Leute denken, die voll Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Selbstlosigkeit sind und sich doch arg verrennen in eine Sackgasse, verbohren in einen Irrthum und lieber das Leben lassen möchten, als sich von ihrer Richtung zu bekehren.

Daran ist viel die Naturanlage Ursache, und auch die genossene einseitige Schulung, Erziehung, Bildung. Durch genannte Factoren kann der Menschengeist systematisch geformt und in beliebige Richtungen gebracht werden, das ist doch nicht zu leugnen. Ein junger Theologe, der nur immer die orthodoxen Lehren vernimmt, nur die in selbe einschlägigen Schriften liest, immer in gleichgesinnten und gleichstrebenden Kreisen lebt, wird sich allmählich einen Gedanken-

gang, einen Vorstellungskreis aneignen, der wetterhart ist und nicht durch Gegenvorstellungen beeinflußt werden kann. Dasselbe erreicht eine militärische, eine aristokratische Erziehung. Ein alter, standesverknorrter Soldat, der von der Pike auf gedient hat, muß der Ueberzeugung leben, daß der Soldatenstand der wichtigste und gerechtfertigteste aller Stände auf der Welt ist, er kann gar nicht anders denken und die triftigsten Argumente dagegen können ihn höchstens nur in Wuth bringen.

Mancher reitet seinen Esel, bildet sich aber ein, ritterlich auf einem arabischen Streitroß zu sitzen, indem er das Reitpferd eines Gegners mit verächtlicher Miene Langohr schimpft. In Parteisachen ist dieselbe Geschichte, der Reactionär hat eine andere Art zu denken, eine andere Logik wenn man will, als der Liberale, der Antisemit eine andere, als der Philosoph, der Naturheilarzt eine andere, als der akademische Doctor der Medicin, und immer so weiter. Jeder hat sich seine besondere Art von Folgerichtigkeit, von Vorstellungen, von Ueberzeugungen und Wissenschaften angebildet, sich für seine Neigung und für seinen Bedarf sozusagen eine eigene feste Burg gebaut, in die er keinen fremden Einfluß kommen läßt, die er, je nach Naturanlage und Takt, ernst, würdig und klug, oder roh und täppisch vertheidigt. Denn scheinbar begründen läßt sich alles, alles auch auf ein wissenschaftliches Postamentlein stellen und mit schönen philosophischen Aussprüchen schmücken. Und je einseitiger, engherziger ein Standpunkt ist, desto fester läßt sich das Gedankengebäude fügen zu einem gar festen Hause, in welchem alle Winkel unter einem Dache sind. Allein, die Welt ist kein Haus, die Welt ist die Welt. Sogar im Reiche Gottes sind viele Wohnungen, um wie mehr erst ist eine Mannigfaltigkeit auf dieser Erde

begründet, bei den verschiedensten Völkerschaften, Charakteren, Bedürfnissen, Neigungen u. s. w.

In unserem Falle ist die Engherzigkeit, die Einseitigkeit in der Bildung das trennende Element. Man befaßt sich immer nur mit Studien, Lectüre, Gesprächen, die dem eigenen Stand, der eigenen Partei oder Neigung huldigen; und wenn man schon gegnerische Meinungen hört, liest, so sind es zumeist solche polemischen Charakters, man thut es mit Vorurtheil, Gereiztheit, in der Absicht, zu widersprechen, zu bekämpfen, und in der Natur des menschlichen Trotzes liegt es, daß solches Sichbefassen mit der gegnerischen Anschauung den Betreffenden in seiner vorgefaßten, in ihm fest und fertigen Meinung nur bestärkt, anstatt ihn etwa eines Besseren zu belehren.

Ist es so recht? Nein, so ist es nicht recht. Was soll geschehen?

Aufgabe der Erziehung, der Bildung ist es, den jungen Menschen objectiv in alle Bereiche des menschlichen Wissens, Denkens und Strebens einzuführen, ihm nach allen Richtungen hin zu zeigen, wie es steht, wie es ward und wo hinaus es lenkt. Leidenschaftslos sollte der Mensch im Stande sein, alle, auch seiner Person widerstrebenden Richtungen zu studiren und zu beurtheilen, dann würde er hochgesinnt und gerecht sein können.

Ich höre den Einwand, eine solche Bildung würde die Leute indifferent machen; ein gewisses geistiges Gleichgewicht, das allenfalls entstünde, würde sie gleichgiltig machen, eine Toleranz erzeugen, die an Trägheit grenzte und den heilsamen Wettstreit lahmlegen müßte. Das fürchte ich nicht. Es giebt in den Individuen so viele Verschiedenartigkeit an Neigung, Auffassung, Denken, Fähigkeit und einseitige Leidenschaftlichkeit,

daß eine allgemein gleichmäßige Ausbildung nicht ganz ausgleichen, die Unterschiede nicht aufheben, die verschiedenen Kräfte nicht lahm legen könnte. Jeder würde wohl auch das System, die Anschauung in sich ausbilden, so mit seiner Natur, seinen Bestrebungen übereinstimmte; er würde freilich auch seinen Standpunkt vertreten, vertheidigen, gegnerische Auffassungen bekämpfen. Aber in welcher Art? Er würde über die gegnerischen Standpunkte ruhiger, objectiver urtheilen, er würde nicht glauben, mit der Darlegung seiner Lehre so leicht Proselyten machen zu können, er würde einsehen, daß jeder in seiner Art ein bißchen recht hat und auch, daß er selbst manchmal ein bißchen im Unrecht sein kann.

Unsere heutigen Parteien, die mit rasender Leidenschaft sich gegenüberstehen, entbrannt fast bis aufs Messerzücken, sie haben alle Objectivität, alle Ruhe, folglich alle Vernunft verloren. Es ist erschreckend, wie viele Gewissenlosigkeit, wie viele Dummheit und Aufgeblasenheit und wie viele Lächerlichkeit im Streite der Parteien zum Vorscheine kommt. Man glaubt's oft kaum, daß es sonst leidlich vernünftige Leute sind: sobald sie auf ihr Kampffeld kommen, sind sie blinde Zänker, Spitzbuben und Thoren. Soll ich auf den abscheulichen Kampf unserer Zeitungen hinweisen? Das Papier wird diese Schande den Nachkommen überliefern. Die Nachkommen werden es wahrscheinlich mit keiner der gegenwärtigen Parteien halten, über deren Gebaren entweder mitleidig lächeln oder mit Verachtung zur Tagesordnung schreiten.

Wäre es denkbar, daß man einmal zur Besinnung käme und sagte: Nun will ich doch einmal ganz überlegsam und wohlwollend das System meiner Gegner studiren, will sehen, wieso es kommt, daß sie so einseitig denken und handeln müssen, daß ihnen der Blick für unsere Vernunfts-

gründe so ganz und gar verschlossen ist! Und wunderbar wäre es, wie viel man durch ein solches überlegsames Studiren des Gegnerthumes lernen würde. Da müßte man sehen, daß an den Gegnern nicht alles schmutziger Eigennutz, berechnende Böswilligkeit ist, was einem bisher so schien, sondern daß andere, achtunggebietende Gründe es sind, welche sie bestimmen. Durch dieses Eingehen in das Bereich der Gegnerschaft würde zwar selten einer seinen angestammten, anerzogenen, angebildeten Standpunkt verlassen, aber er würde lernen, auch andere Meinungen zu achten, und damit wäre eine Brücke geschaffen zu gegenseitigem Wohlwollen, zu einer gewissen Verständigung, die für alle Theile von Vortheil sein müßte. Denn was heute in den Gemüthern der Parteien herrscht, es ist der Krieg! Und Kriege verzehren alle Kraft, die für Anderes und Besseres bestimmt ist und richten allmählich alles zugrunde. Wenn es besser werden soll, so müssen sich die Streitenden schon bequemen zum eingehenden, ruhigen Erwägen und Prüfen der gegnerischen Grundsätze und Leitmotive. Ich wiederhole es: Eine Ursache, warum die Menschen sich nicht verständigen können, ist die dumme Verbohrtheit in die eigene Subjectivität, aus welcher einerseits brutale Rechthaberei, andererseits fanatische Unduldsamkeit entspringt. — So lang Ihr Euere Augen verschließt gegen etwaige Vorzüge, Tugenden und Rechte der Gegnerschaft, so lange seid Ihr unter allen Umständen im Unrechte, und wenn man Euch deswegen böswillig, bornirt nennt, so müßt Ihr's auf Euch sitzen lassen.

Vom Wohlwollen.

Kam einmal ein junger Schöngeist zu einem berühmten Mann mit der Bitte, daß dieser ihm etwas in sein Handschriften-Album schreibe. Sei es was immer, bloß eine Zeile, ein paar Worte, wenn auch nur den geschätzten Namen! und wie solche bescheidenthuende Plagegeister sich eben auszudrücken pflegen.

Der Mann, welcher als berühmt galt, schrieb also in das Album folgende Worte: „Das Beste, was wir auf dieser Welt thun können, ist, unseren Mitmenschen recht viele kleine Freuden zu machen.“

„Ah, wie hübsch! wie nett!“ rief der Schöngeist aus, insgeheim aber dachte er: Das ist ein sehr ledernes Sprüchlein. Wenn ein so berühmter Mann nichts Geistreicheres weiß, so sollte er das Sprücheschreiben lieber bleiben lassen. — Er hätte nämlich etwas recht Pathetisches, Himmelstürmerisches gewünscht, oder einen originellen, auch witzigen Ausspruch, der dann von seinem Album aus als geflügeltes Wort durch die Welt gezogen wäre. Nun steht der philisterhafte Spruch vom Gutesthun darin, und zwar vom Gutesthun in seiner kleinlichsten Weise für den Alltagsmenschen.

Es vergingen die Jahre, der Schöngeist trat in den Kampf des Lebens ein, erlebte Erfolge, Enttäuschungen, Unrecht, beging Fehltritte und mußte leiden. Und als er nach solchen Stürmen in den stillen und kühlen Hafen des Alters einfuhr, da blätterte der weißlockige Greis eines Tages in seinem vergilbten Handschriften-Album. Bei mancher großartig angelegten Phrase schüttelte er den Kopf, bei manchem barocken Witze spielte ein säuerliches Lächeln um seinen Mund. So kam er auch zu den Worten: „Das Beste, was wir auf dieser Welt thun können, ist, unseren Mitmenschen recht viele kleine Freuden zu machen.“

„Das ist's!“ rief der Mann aus. Ja, er hatte es in der Schule des Lebens erfahren, daß die Größe und der Werth des Menschen nicht in weltbewegenden Thaten liegt, sondern in dem treuen Wohlwollen, welches er Tag für Tag seinen Nebenmenschen entgegenbringt. Solch unwandelbares Wohlwollen macht unser Leben anmuthig, unser Haupt hell, unser Herz glücklich.

In dem sogenannten Kleinen, das an jedem Orte und an jedem Tage lebt und wirkt, ist das eigentliche Große, so in der äußeren Natur und so in der inneren menschlichen, der moralischen. — Ich hatte zwei Freunde, also sann nun der Greis. Der Eine davon hatte mir einst eine große, für mein Leben maßgebende Wohlthat erwiesen, und zwar mit Aufopferung seiner selbst. Dann war er zurückgetreten und wenn er mir auch nicht gerade aus dem Gedächtnisse schwand, wenn ich ihm auch ein dankbares Gedenken bewahrte, so war mein Gemüth für ihn doch allmählich kühler geworden und es stellte sich in mir die Vermuthung ein, ob nicht etwa auch ohne jenen Freund mein Wohl sich vollzogen hätte. — Der zweite Freund hatte mir nie einen bedeutenden Dienst

erwiesen, aber er war und blieb um mich mit aller Wärme seines Herzens, erzeugte mir jeden Tag eine kleine Aufmerksamkeit, und konnte es nicht mehr sein — denn er war ein einfacher, vermögensloser Mann — so war es wenigstens ein freundliches, theilnehmendes Wort, und ich war immer so recht überzeugt, daß mein Glück ihn freute und mein Unglück ihm nahe ging. Diesen gütigen, wohlwollenden Menschen gewann ich so lieb, daß er mir weit näher stand, als Andere, denen ich eigentlich Bedeutenderes verdankte. — Man soll also den Menschen schätzen nicht nach dem, was er uns thun kann, sondern nach dem, was er uns ist. Geld und Thaten sind auf dem Markte zu haben, aber Wohlwollen und treue Gesinnung ist etwas, das selbst der Fürst nicht kaufen kann, das dem Einen versagt, dem Anderen geschenkt wird und das wie eine Gnade Gottes ist. Wenn ich das ins Kleinbürgerliche übersetze, so bin ich beim Sprichwort: Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft! Nicht „große Opfer", heißt es, sondern „kleine Geschenke", Aufmerksamkeiten, wohlwollendes Benehmen. Wer diese geringen Dinge verachtet, der verachtet die Menschen und er wäre größerer Opfer, die er nicht verachten würde, unwerth.

Wie wohlthätig ist uns in tiefem Elende, in schwerem Leide ein warmherziges Wort unserer Mitmenschen! Es vermindert ja an und für sich das Leid nicht, aber das Bewußtsein treuer Theilnahme erhebt uns, so wie im Gegentheil gerade in Elend und Schmerz uns ein kaltes, herzloses Benehmen am tiefsten verletzt. Ich besaß ein Kind, welches in seinem fünften Lebensjahre eine schmerzhafte Krankheit zu ertragen hatte. Da wimmerte es in den langen Nächten leise vor sich hin, nur wenn der Schmerz gar zu groß wurde, hob es bittend die Händchen: „Vater, tröste mich ein wenig!"

Und der Greis sann weiter: So wie eine lange Reihe von Wohlthaten für unser Lebensbehagen von wesentlicherem Werthe ist, als ein einziges großes Opfer, so ist umgekehrt eine lange Reihe von kleinen Bosheiten, Mißwollen und Giftigkeiten, die wir erfahren müssen, für unser Dasein eine größere Noth und Plage, als ein einziges großes Leid, das uns Jemand anthut. Ich habe das erfahren müssen. Nicht der war mein größter Feind, welcher mir im Jähzorn mein weltliches Gut vernichtete, so daß ich ein Bettler wurde; welcher mir in leidenschaftlichem Hasse den guten Namen raubte, so daß die irregeführten Leute höhnend mit Fingern auf mich zeigten. Das Gut wurde wieder gesammelt, der gute Ruf neuerdings geklärt, der Missethäter büßte seine Verbrechen, ich ging reiner und gehobener aus der Trübsal hervor, als ich früher gewesen, und es ist alles verziehen und vergessen.

Aber ich hatte einen anderen Genossen, der unter dem Mantel der Wohlgesinnung und Vernunft mich jeden Tag mit Nadelstichen peinigte, mit kleinen Malicen neckte, der immer froh war, mir etwas Unangenehmes sagen zu können, meinen Herzensangelegenheiten schnurstracks entgegenstrebte, und sich nebenbei stets als meinen besten Freund hinstellte. Dieser „Freund“ war es, der mir das Leben nachhaltig verdorben und vergiftet hat. Dieser gute Freund mit seinen täglichen kleinen Gaben von Mißgunst und Bosheit, von Launenhaftigkeit und Ichsucht hat mir umsomehr Bitterniß und Leid zugefügt, als ich treu für ihn fühlte und gerade von ihm mir Güte und Liebe am wohlsten gethan hätte.

Das menschliche Glück, sofern es von außen abhängt, wird nicht gemacht durch wissenschaftliche Kenntnisse, Erfindungen und Comfort, nicht durch politische Großthaten, Macht,

Ruhm u. s. w., es wird gemacht durch das, wie sich unsere Mitmenschen im täglichen Verkehre zu uns stellen, ob sie unsere Arbeiten schätzen, fördern, uns wohlgesinnt erquicken und erfreuen, oder ob sie mißwollend unsere kleinen Bestrebungen durchkreuzen, unserer Neigungen spotten, uns zu jeder Stunde etwas Schlimmes anthun können und so unsere Seele allmählich kopfscheu und verzagt machen.

Menschen mit solchen Erfahrungen pflegen sich allmählich in sich zurückzuziehen hinter einen Igelpanzer, vor den feindlichen Freunden die verwundbaren Stellen dadurch zu schützen, daß sie — die sonst oft Mittheilsamsten, Vertrauensseligsten — einsilbig werden, vielleicht ganz verstummen. Wohl mag es geschehen, daß die im einsamen Gemüthe aufgespeicherte Bitterkeit in einem unbewachten Augenblicke sich plötzlich Luft macht und wild hervorbricht — um freilich dann für immer in ein todesähnliches Schweigen zu versinken.

Viele Leute haben die Eigenschaft, das täglich von Menschen erfahrene Uebel auf der Stelle auch zurückerstatten zu können; sie bleiben nichts schuldig, sie „tragen nichts nach", wie sie sagen, und ihr Vortheil ist, daß sie stets ein unbeschwertes Gemüth haben. So leicht und schnell sie beleidigt sind, so schnell können sie auch wieder vergessen. — Das sind die seichten Naturen, in denen Lieb und Treue ebensowenig Wurzel faßt als Haß und Groll. Bei einem tiefer angelegten Menschen haftet das Böse, das ihm angethan worden, nicht minder hartnäckig als das Gute, er wird es verzeihen, aber nicht vergessen können.

Thatsache ist, daß Freunde, Geschwister, Eheleute sich oft gegenseitig größere und gefährlichere Feinde sind, als Jene, gegen die wir beständig eine Million Soldaten in Bereitschaft halten.

Wir haben zwar nicht das Recht, von jedem unserer Mitmenschen Liebe in höherem Sinne zu beanspruchen, aber Wohlwollen dürfen und müssen wir von Jedem fordern, weil es vor Allem in der Tiefe unserer Natur liegt, selbst wohlwollend zu sein. Wenn wir an die Thiere denken, in wie vielen finden wir eine Bosheit der Bosheit willen? Selbst in dem gefürchtetsten Raubthiere nicht. Ihre Rücksichtslosigkeit kommt daher, weil sie wirklich von natürlichen Feinden umgeben sind und sich der feindselige Instinct gegen dieselben vererbt hat. Was das Thier Schlimmes thut, dafür hat es stets einen praktischen Grund, es will sich vertheidigen und schützen, es will seinen Hunger stillen, es will seine Fähigkeiten messen — das sind die rohen Gründe der Selbsterhaltung. Diese Gründe fallen bei dem Culturmenschen weg; sein Mißwollen, seine kleinen Bosheiten, die Scheelsucht, die Verleumdungssucht, die Zanksucht, der Trotz, die Eitelkeit, Hoffart u. s. w. sind nicht dem Selbsterhaltungstrieb entsprungen, sondern anerzogene Fehler und Laster, die der Selbsterhaltung, weil der Behaglichkeit und Freude des gesellschaftlichen Lebens, mehr schaden als nutzen.

Hilfreich und gut sein, das allein unterscheidet den Menschen von anderen Geschöpfen. Diese Meinung des großen Dichters haben die edelsten Geister aller Zeiten vertreten und gelehrt. Obzwar wir gegenwärtig in einer Epoche leben, in welcher es fast scheint, als ob die Brutalität höher geachtet würde, als die Güte und das Wohlwollen, so werden diese letzteren Merkmale der Göttlichkeit doch sehr bald wieder zu Ehren kommen. Die rohe Kraft ist nöthig, daß in wilden Zeiten sich ein Individuum, ein Volk im Kampf ums Dasein behauptet; aber das Wohlwollen der Menschen zu einander ist die erste Grundlage zur Sittigung und Förderung des menschlichen Geschlechtes.



Ob wir an unseren Grundsätzen und Meinungen unter allen Umständen festhalten sollen.

Das sind die Weisen,
Die durch Irrthum zur Wahrheit reisen,
Die bei dem Irrthum verharren,
Das sind die Narren.

Friedrich Rückert.

Von einem vernünftigen Manne wird verlangt, daß er in den wichtigsten Dingen dieses Lebens eine bestimmte Meinung habe, festhalte und darnach handle.

Die meisten Leute sind jedoch in den meisten Dingen unklar, haben nur von Einem eine bestimmte Meinung, und stets sogar eine sehr gute, nämlich von sich selber. Nun ist aber das von sich selber sehr gute Meinung haben eine sehr schlimme Sache. Je höher man sich selbst schätzt, desto geringer werthet man Andere, wie im Gegentheile die Menschenachtung stets zur Demuth führt.

Die Meinung über sich selbst unterliegt im Laufe des Lebens mehreren Wandlungen, unter welchen die Hauptfärbungen sind, daß der Jüngling sich für unwiderstehlich, der Mann sich für unüberwindlich, der Greis sich für unfehlbar hält. Um diesen Mittelpunkt der eigenen Person kreisen ihm entsprechend ganze Schwärme von Meinungen und

„Ueberzeugungen", die manchmal einander widersprechendster Natur sind, sich aber recht gemüthlich miteinander vertragen und je nach Stimmung oder praktischem Bedarf hervorkommen. Es ist ein oft recht unklares Durcheinander.

Eine ernstgegründete Meinung, eine sich durch Erfahrung erworbene, feststehende Ueberzeugung, eine einheitliche Weltanschauung haben nur wenige Menschen.

Was die persönliche Weltanschauung anbelangt, so giebt es nach meiner Meinung deren zwei Hauptgattungen: erstens die anstudirte, angebildete, angelebte; zweitens die angeborene. Die erste ist eine viel bewußtere als die zweite, man trägt sie in einer gewissen Form und abgerundeten Theorie bei sich, man weiß trefflich Rechenschaft über sie zu geben, sie ist sozusagen mundlich und handlich. Doch kann man diese Weltanschauung gelegentlich ohne weitere Gefährdung des persönlichen Charakters auch wieder umstudiren, hinwegbilden und von sich leben. Es ist die Weltanschauung von Fall zu Fall, mit der man nicht allein Philosophie, Politik, sondern auch Staat machen kann.

Die zweite, die angeborene Weltanschauung, die aus dem Temperament, der seelischen Artung entspringt, kann nicht so leicht gewechselt und abgelegt werden. Wenn sie kräftig ist, so kann sie auch durch Studium fremder Meinungen nicht überwunden werden; sie ist keiner äußeren, überzeugungsbeflissenen Gedankenmacht zugänglich, sie ist das, was man auch einen Starrkopf nennt. Nur bedeutende Lebenserfahrungen können eine solche Weltanschauung ändern, dann ändern sie aber zugleich auch den ganzen persönlichen Charakter. Denn was ich mit dieser angeborenen Welt- und Lebensanschauung meine, ist im Grunde ja nichts Anderes als der Charakter. Der herzensheiterste Optimist kann durch schlimme Erfahrungen

zum düstersten Pessimisten werden. Einfache Menschen werden sich ihrer Grundstimmung oft kaum bewußt, vermögen sie nicht auszusprechen, und doch empfinden sie dieselbe jeden Augenblick in dem, wie die äußeren Dinge ihnen scheinen und wie sie sich solchen gegenüber verhalten.

Wer an sich den allmählichen Wandel der Welt- und Lebensanschauung inne werden will, der soll einmal beobachten, wie seine Lieblingsdichter und Denker sich einander ablösen.

Viele Richtungen kommen an die Reihe, in jeder verweilt man, von mancher glaubt man sich nicht mehr zu trennen und doch gleitet man unmerklich weiter, bis man wieder in einem anderen Kreise steht. Ich habe die Bibel und die Kirchenväter, Kant und Schiller, Schopenhauer und Heine, Darwin und Zola durchgelebt und Andere, um schließlich wieder auf den Ausgangspunkt zurückzukommen. Manche einzelne Menschenseele macht in der Wanderung durch alle Philosophen und Dichter die ganze geistige Entwickelung der Menschheit durch, um endlich sich auf einem Punkte festzusetzen und einzuheimen je nach ihrer Naturanlage. Andere wandern immer, heimen sich nirgends ein; sie gewinnen dadurch eine große Fertigkeit im Denken und in der Auffassung, haben aber keinen Grundpunkt, auf welchem ein fester Grundsatz, ein strammer Charakter fußen könnte.

Es giebt Leute, welche darauf kein Gewicht legen. Es giebt aber auch Leute, welche man Principienreiter und Grundsatzfexen nennen könnte, welche von dem Vorurtheil beherrscht werden, als ob man von seiner einmal gefaßten Ueberzeugung nicht mehr abweichen dürfe. Man will das seinem Charakter schuldig sein. Dieses Vorurtheil hat schon viel Verwirrung und Unheil angerichtet.

So lange ich von etwas eine bestimmte Ueberzeugung habe, muß ich allerdings um jeden Preis darnach handeln. Wenn ich aber eines Besseren überzeugt werde — denn wie anders sollen die Prüfungen und Erfahrungen des Lebens verwerthet werden, als daß man sich durch sie belehren läßt! — dann bin ich es der Sache und meinem Charakter schuldig, daß ich nicht starrsinnig immer noch die alte Anschauung vertrete, sondern für die neugewonnene Einsicht Stellung nehme.

Ich kenne Parteimänner, die innerlich mit der Sache ihrer Partei längst gebrochen haben, jedoch verpflichtet zu sein glauben, äußerlich an derselben festzuhalten. Sie möchten nicht gerne als „Windfahnen," „Abtrünnige" u. s. w. verlästert werden; der Partei-Terrorismus ist groß und es gehört einiger Muth dazu, ihm zu trotzen, um sich selber treu zu bleiben. Treu ist Der sich nicht, welcher unter allen Umständen an einem als vage erkannten Principe festhält; treu ist Der sich, welcher unermüdlich nach besserer Erkenntniß trachtet, die dadurch entspringende Veränderung seiner Meinung freimüthig eingesteht und die neue Ueberzeugung auch im Leben bethätigt.

Jeder gewissenhafte Mann wird sich wohl sehr besinnen, bevor er sich für etwas unlöslich bindet; er wird seine Meinung und seinen Willen, also seine Seele, nicht der unberechenbaren Strömung einer bestimmten Partei verschreiben, sondern sich freie Bewegung vorbehalten. Anders ist es bei dem Soldaten, der ist kein moralischer Factor, sondern ein Gegenstand, wie eine Maschine, eine Waffe es ist, die nach einem höheren Willen geleitet wird. Und anders ist es bei dem freien Mann, der darum in die Schule gegangen ist und unermüdlich forscht und prüft, damit er zu einer klaren

Erkenntniß des Wahren und Guten komme und danach wirken könne.

Parteien haben manchmal ihre versteinerten Dogmen, welche den Verhältnissen des wechselvollen Lebens nicht Rechnung tragen; oder sie haben ihre selbstsüchtige Praxis, Andere zu übervortheilen. Ein Geist mit edlem Wollen und weiterem Weltblick kann mit solchen Parteien für die Länge nicht gleichen Schritt halten.

Der Mensch muß nun allerdings feste Grundsätze haben, denen er fürs Leben treu bleibt. Solche Grundsätze können zeitweilig recht gut Hand in Hand gehen mit Parteibestrebungen und Geistesrichtungen, aber endlich wird es Zwiespalt geben. Denn die edelste Idee, wenn eine Partei sich ihrer bemächtigt, kann zu Tode gesündigt werden.

Zum Beispiele, Dein Dir angeborener, aus Deiner wohlwollenden Natur entsprungener, oder auch durch Bildung und Erfahrung erworbener Grundsatz wäre Humanität und Gerechtigkeit. Mit diesem Grundsatze kannst Du Dich anschließen einer Kirche, welche die christliche Liebe befolgt, zur Barmherzigkeit ermahnt, die Armen erhebt, die Kunst fördert und im Menschen ein geistiges Reich aufbaut, das nicht von dieser Welt ist. Allmählich kehrt dieselbe Kirche eine große Unduldsamkeit gegen andere Kirchen und alle Menschen hervor, die nicht in ihrem Kreise leben; sie strebt weltliche Herrschaft an, um ihren Bestrebungen in der Welt einen größeren Nachdruck geben zu können, sie unterdrückt die Schule, damit sie das Volk leichter bändigen könne, und sie verdammt Jeden, der seiner eigenen Wege geht. — Jetzt wirst Du Dich von dieser Kirche abwenden müssen, denn sie entspricht Deinem Grundsatze nicht.

Du kannst mit dem Liberalismus gehen, denn er trachtet die materielle und geistige Freiheit der menschlichen Entwicke-

lung zu wahren und er achtet alle braven Menschen ohne Unterschied der Confession, der Nation, der Rasse. Allmählich artet dieser Liberalismus aus in Gleichgiltigkeit gegen sittliche Güter, in Gewissenlosigkeit und Freizügigkeit zu eigennützigen Interessen. — Jetzt wirst Du Dich von einem solchen Liberalismus abwenden, denn er entspricht Deinem Grundsatze nicht.

Du konntest einverstanden sein mit einem Antisemitismus, der den zu großen materiellen und moralischen Einfluß einer fremden Rasse bekämpfen will, aber Du mußtest Dich abwenden von ihm, als er anfing, die Juden mit allen, auch den niedrigsten Mitteln zu verfolgen, sie rechtlos, heimatlos zu machen, in ein Elend zurückzustoßen, in welchem sie neuerdings entarten, ihre der Allgemeinheit schädlichen Eigenschaften neuerdings concentriren und ausbilden müßten. Denn das entspricht Deinem Grundsatze nicht.

Du konntest Monarchist sein, bis der Absolutismus Dich erschreckte; Du konntest Dich begeistern für die Volksherrschaft, bis die rohe Zügellosigkeit der Parteien, die Gewissenlosigkeit der Führer Dich empörte. Du konntest Herz haben für die socialen Bestrebungen der Arbeiter, bis die rothe Revolution Dir ein Licht anzündete.

Du hältst es ursprünglich mit der freien Forschung und Wissenschaft, weil Du glaubst, daß die Erkenntniß der Wahrheit die Menschen besser und glücklicher machen müsse. Nun siehst Du aber, daß man die Wissenschaft zum Selbstzwecke machen will, welchem Menschen und Thiere geopfert werden, Du erfährst die dogmatischen Neigungen der Zunftgelehrten. — Obzwar der Wissenschaft als solcher Deine Achtung bewahrend, mußt Du Dich abwenden von ihren Folgerungen oder Folgen, denn sie entsprechen Deinem Grundsatze nicht.

Du erwärmtest Dich für den gesunden Realismus in der Kunst und Dichtung, bis der Realismus ausartete in die Einseitigkeit des Häßlichen und Abscheulichen. Da wandtest Du Dich mit Ekel ab, denn Dein Grundsatz der Humanität verlangt, daß die Kunst das menschliche Leben verschönere.

So hast Du über Kirche, Politik, Philosophie, Wissenschaft, Kunst u. s. w. Deine Meinung geändert, aber nicht aus Unbeständigkeit (unbeständig waren eben die Anderen, die dem Zufälligen anhingen), sondern gerade aus Beständigkeit, aus Treue zum ursprünglichen Grundsatz.

Man wird Dich vielleicht deswegen einen Halben, einen Abtrünnigen nennen. Trotzdem bleibst Du ein ganzer Mann und den höchsten Idealen treu.

Du wirst Dich nie von der sogenannten öffentlichen Meinung leiten lassen, nie einer Ansicht darum huldigen, weil sie die Mehrzahl theilt. Eine Idee, welcher die Massen nachjagen, ist ohnehin schon verdächtig; sie kann gut sein, wird aber weit öfter den Sinnen und Leidenschaften schmeicheln und, wenn die Hetzjagd darnach nicht eingedämmt wird, zum Unheil führen. Du wirst weder nach der Menge Beifall streben, noch ihre Macht fürchten. Der Menge Macht ist nichts; im schlimmsten Falle kann sie Dich tödten. Dich Dir untreu machen kann sie nicht, wenn Du nicht selbst willst.

Du wirst auch nicht ausgeschlossen haben, zu dieser Richtung oder jener Partei, die Du aufgeben mußtest, wieder zurückzukehren, sobald Du mit ihren geänderten Bestrebungen grundsätzlich wieder einverstanden sein kannst. Wie Du tractirt wirst, das weißt Du. Die Partei, von der Du Dich abwendest, nennt Dich einen Renegaten; die Partei, der Du Dich zuwendest, nimmt Dich als einen großen Ehrenmann. Gegen Schimpf und Lob bist Du längst gleichgiltig geworden,

die sogenannte Volksvertretung und die Parteipresse haben im Schimpfen und Lästern das Aeußerste geleistet, man ist abgehärtet und nimmt nichts mehr ernst. Durch den Mißbrauch sind die abscheulichsten Schimpfwörter, die unbändigsten Ehrabschneidungen wirkungslos geworden, so daß eigentlich die Möglichkeit wirklicher öffentlicher Beleidigungen aus der Welt geschafft worden ist. So geht es, wenn man zu viel umherhaut; die Waffe wird schartig, stumpf, oder springt gar ab, so daß der wüthende Kämpfer am Ende nur mit dem bloßen Griff umherfuchtelt, in der Meinung, er richte ein schauerliches Blutbad an. Die Parteien sind heute nicht mehr da, um in sich etwas zu schaffen, sondern dazu, um andere Richtungen zu befehden. Die Zeitungen sind nicht mehr da, um zu berichten, aufzuklären, sondern dazu, um Polemik zu treiben gegen alle Welt. Es ist ein ergötzliches Schauspiel in unserer Presse; die liberalen Blätter sagen: Die Clericalen und die Antisemiten halten zusammen! und schimpfen auf sie. Die Clericalen betheuern: Die Antisemiten und Nationalen halten zusammen! und schimpfen auf sie. Die Nationalen behaupten: Die Antisemiten und die Aristokraten halten zusammen! und schimpfen auf sie. Die Aristokraten meinen: Die Clericalen und die Socialdemokraten halten zusammen! und schimpfen auf sie. Die Socialdemokraten schreien: Sie Alle halten gegen uns zusammen! und schimpfen auf Alle.

Wo ist der ernste Mann, der den Versuch machte, einen solchen politischen Rattenkönig zu entwirren?

Das eine Blatt führt die Hohnfreiheit ein, das andere die Denunciationsfreiheit; das dritte die Lügenfreiheit. Nichts, was sonst als Grundpfeiler der Cultur und Moral aufrecht stand, ist mehr heilig, wenn es sich um Parteiinteressen handelt. Unter der Maske der Parteiinteressen

schaut ihnen aus den Augen persönliche Scheelsucht, Brotneid, Haß und anderlei Liebenswürdiges. Wo ist der nach sittlicher Größe strebende Mann, welcher zuliebe einer derartig wirkenden Partei etwas von seiner inneren Ueberzeugung opfern möchte? Du hattest einst geglaubt, daß bei politischen, socialen und religiösen Parteibestrebungen zwar mancher Fehler mit unterlaufen könne, daß aber aus denselben im Ganzen Gutes und für die Allgemeinheit Ersprießliches entspringen müsse, und Du bist allmählich zur Ueberzeugung gekommen, daß es (mit wenigen Ausnahmen!) nur rohe, gewissenlose Kämpfe sind, zu eigennützigen Zwecken geführt und der sittlichen Vervollkommnung der Menschen in allen Linien hinderlich. Dem einzelnen Mann wird alle Tugend vorgeschrieben; in den großen Parteien geht alle Schlechtigkeit vor sich. Dem einzelnen Mann wird verboten, mit seiner Zunge ein unwahres Wort zu sagen; die Zeitungen lassen die größten Lügen drucken in vielen Tausenden von Blättern. Und was das Volk an jener Stätte lernen kann, wo die Volksvertreter zusammen kommen, „um über das Wohl des Reiches zu berathen," das sei hier verdeckt mit dem Wunsche, der Reichsrath tage unter Ausschluß der Oeffentlichkeit.

Diese Zustände sind absolut gefährlich. Doch hoffe ich, daß ich meine Meinung über sie noch einmal werde ändern können. Dann werde ich mit Freuden verkünden: Es hat sich gebessert! Wenn ich zur Erkenntniß komme, hier zu schwarz gesehen zu haben, mit froher Selbstentäußerung werde ich gestehen: Ich habe mich geirrt. Wenn ich zur Einsicht komme, daß die Clericalen wirklich nur beseelt sind von der Absicht und der Ueberzeugung, durch den Katholicismus die Menschheit zu versöhnen, zu erhöhen und gesitteter zu machen,

so komme ich zu ihnen und bitte ihnen manches zornige Wort ab, das gegen sie ausgesprochen worden. Wenn ich innerlich überzeugt werden könnte, daß es den Antisemiten wirklich um die Ausrottung jener Laster zu thun ist, die sie den Semiten zuschreiben, so würde ich nicht zögern, es laut zu sagen, wie sehr ich bedauere, ihnen Unrecht gethan zu haben.

Ich verpflichte mich mit dieser Versicherung zu etwas nicht ganz Leichtem. Denn Jemandem — sei es einer Person oder einer Partei — für ein zugefügtes Unrecht volle Genugthuung zu leisten, ist eine Sache, welche der Eitelkeit wehe thut und die deshalb so Mancher mit seinen Grundsätzen und Ehrbegriffen nicht immer für vereinbar finden will. Ich halte aber das für eine der allerernstesten Pflichten des Mannes. Sich irren und fehlen kann auch der Gewissenhafteste, ein Wicht wird er erst, wenn er den Irrthum einsieht, ohne den Muth zu haben, ihn zu berichtigen.

Die menschliche Fehlbarkeit, und besonders die manchmal einseitigen Gedanken und Vorstellungen des Idealisten vor Augen, bin ich jederzeit bereit, mich in meinen Anschauungen eines Besseren belehren zu lassen und nach gewonnener Ueberzeugung meine Meinung zu ändern. Wenn damit meine ursprünglichen Grundsätze hinfällig werden sollten, so würde mich das sehr überraschen, aber ich würde nicht rechthaberisch an ihnen mich anklammern, sondern die neu gefundenen mit Freimuth bekennen. Nicht darum handelt es sich, daß der Mann Grundsätze habe, sondern darum, daß er die richtigen habe.





Gewitterangst.

Die großartigsten Naturerscheinungen, die den Sinnen des Sterblichen sich offenbaren, bleiben fast unbeachtet und ohne Wirkung aus dem einzigen Grunde, weil sie alltäglich sind. Wer zittert bei dem Untersinken der Sonne? Wer geräth in Verzückung, wenn sie in siegreicher Herrlichkeit aufsteigt? Unter Sentimentalen nur die Sentimentalsten, und diese laufen Gefahr, sich damit lächerlich zu machen. Das müde Hinsinken eines Theiles der Natur im Herbste und das prangende Auferstehen desselben im Frühlinge richtet im menschlichen Gemüthe schon eine größere Bewegung an. Diese Erscheinungen rechtfertigen bisweilen sogar noch ein Bändchen lyrischer Gedichte.

Nun giebt es Vorgänge, welche naturgemäß und unter gewissen Bedingungen voraussichtlich immer wiederkehren und trotzdem doch so viel Angst und Schrecken verursachen. Denn sie treten unregelmäßig und in verschiedenen unbestimmbaren Formen auf, ihre Wirkungen sind im Verhältnisse zu den vorgenannten unvergleichlich geringfügig, aber sie erzielen locale Effecte und erwecken deshalb das Erzittern

der Herzen. Wir denken an die Gewitter in den Sommertagen. Der Wechsel der Tages- und der Jahreszeiten im Jahreslauf wird unendlich mehr lebenden Wesen, besonders auch Menschen gefährlich, als alle Gewitter desselben Jahres zusammen es werden können. Der Maifrost einer einzigen Nacht tödtet mehr, als aller Hagel des darauffolgenden Sommers. Und anders: Im Branntweinrausche verunglücken jährlich mehr Leute, als unter Blitzschlägen, und die unbewachte Glut der Tabakspfeife steckt mehr Häuser in Brand, als das Feuer, welches vom Himmel fährt. Wer aber bangt vor einer Branntweinflasche, wer erblaßt vor einer Tabakspfeife? Hat doch der Mensch das Bewußtsein, daß er den Branntwein in die Gosse gießen, die Tabakspfeife hüten oder auslöschen kann (wenn er es gleichwohl nicht thut), während er dem Gewitter ganz ohnmächtig gegenübersteht. Ferner der Effect eines Gewitters: das schwer niedersinkende, alles in Dunkelheit hüllende Wolkengewölbe! Das unheimliche Sausen in den scheinbar noch todten Lüften! Das brausende Nahen des Sturmes, der Wolken von Staub vor sich herfegt, Dachschindeln hoch über die Giebel der Häuser schleudert, Bäume wie Grashalme umbiegt und knickt! Das Niederprasseln des Hagels mit dem Aufspringen der Eisstücke, das Fliegen der Laubfetzen, das Klirren der berstenden Fensterscheiben! Der in wogenden Nebeln niedergießende Regen, welcher in wenigen Minuten blühende Gärten in einen See versenkt, auf welchem Eismassen schwimmen! Das donnernde Heranschießen der Wildbäche, Schutt, Trümmer, Felsblöcke mit sich führend! Das schmetternde Niederzucken des Blitzes, der alle Augen blendet, alle Ohren zerreißt, alle Sinne betäubt! — Es ist ein furchtbares Schauspiel! wimmern die einen; es ist ein herrliches Schauspiel! sagen die Anderen entzückt. Der letzteren

sind nicht allzuviele. Ich kenne manchen, der das Betrachten eines Gewitters angeblich als den größten Hochgenuß preist und doch blaß bis über die Lippen, starr und bangend den rasenden Gewalten zusieht. — Gleichsam vierspännig, mit den feuerigen Rappen der vier Elemente fährt das Gewitter heran; die Luft kann Dir das Haus zerreißen, das Wasser kann Dich überschwemmen, das Feuer kann Dich tödten, die Erdlawine kann Dich begraben. Doch es geht vorüber, Dein Haus steht und Du lebst. Kühl und rein ist die Luft, erfrischt ist Dein Wesen und alle Angst ist vergessen.

Zu wundern ist freilich nicht, wenn die Menschen bei dem Herannahen solcher Naturgewalten unruhig werden, merkt man ja selbst den Thieren eine außergewöhnliche Erregung an. Rinder, Schafe, Ziegen verlassen ihre Weiden und trachten den Menschen zu; ja selbst halbwilde Thiere, wie z. B. Vögel, Rehe, Hirsche verlieren ihre Furcht vor dem Menschen, wenn das Ungewitter heranrollt. Freilich liegt schon in der dem Gewitter vorausgehenden drückenden Schwüle eine Ursache zur Beklemmung und Bangigkeit, welche von manchem Menschen wie eine Vorahnung nahenden Unheiles empfunden wird.

In katholischen Ländern sucht man dem Unheile durch mancherlei außernatürliche Mittel vorzubeugen. Während der Hochsommermonate, so lange noch das Getreide unter freiem Himmel steht, werden keine Tänze und sonstigen öffentlichen Lustbarkeiten abgehalten, um den Himmel nicht zu erzürnen. Erst wenn die Früchte unter Dach und Fach sind, mag's wieder losgehen. Auch soll in manchen Gegenden um die Zeit der Hochgewitter Niemand übersiedeln, weil in das Haus, in welchem der um solche Zeit Uebersiedelte sich niederläßt, der Blitz einschlägt. Auf Berghöhen und Wasserscheiden sind

Wetterkreuze errichtet, das sind vier bis fünf Meter hohe dachlose Holzkreuze mit drei Querbalken und den Leidenswerkzeugen Christi. Das Bild des Gekreuzigten selbst ist nicht vorhanden.

Diese Wetterkreuze, welche kirchlich geweiht sind, besitzen nach der Meinung mancher Leute die Kraft, die herannahenden Gewitter aufzuhalten, daß sie sich im Nachbarthale entleeren sollen. Jene Wetterlöcher auf hohen Bergen, von denen man glaubt, daß aus ihnen die Gewitter hervorsteigen, können durch geweihte Weidenzweige, die man an ihrem Rande aufsteckt, unschädlich gemacht werden. In manchen Dorfkirchen wird am Charsamstage eines jeden Jahres Feuer geweiht, glosende Kohlen, wovon die Bauern in Thongefäßen mit nach Hause nehmen; dieses Feuer wird auf den Herd gethan und es soll den Sommer über nicht ausgehen, denn es schützt vor dem Einschlagen, weil angenommen wird, daß das heilige Feuer jenes unheilige, welches aus den Lüften kommt, überwindet.

Nebenbei bemerke ich, daß man auf dem Lande nur „vom Donner erschlagen“ wird. Der Blitz geht nach einer Volksmeinung dem schlagenden Donner um ein kurzes voraus, als himmlisches wohlmeinendes Zeichen, daß man sich nun auf den Tod vorzubereiten habe. Und thatsächlich bekreuzigen sich die Leute nach dem Blitzscheine, sagen: „Helf uns Gott!“ oder sonst einen frommen Spruch und erwarten dann oft in Todesangst den Donner. Als ich einst in einer Bauerngesellschaft zu erklären suchte, daß nicht der Donner, sondern nur der Blitz tödten könne, ward ich ein „neumodischer Schulfuchser“ genannt, und ein Geistlicher, dem ich das gelegentlich erzählte, meinte, da sei mir schon recht geschehen, die schlichten Leute müsse man bei ihrem alten Glauben

lassen, sie hätten sonst auch nichts Gutes auf der Welt. — Darauf habe ich wohl tiefbeschämt geschwiegen.

Wenn das Gewitter naht, giebt es im Volke weitere Mittel dagegen.

Auf Thürmen von manchen Kirchen und Kapellen werden Wetterglocken geläutet; in vielen Gegenden werden bei nahendem Gewitter Pöller abgeschossen, auch im Freien oder auf Kochherden Feuer angezündet aus geweihtem Holze, dessen in die Lüfte steigender Rauch die drohenden Wolken ohnmächtig machen soll. Gewisse heilkräftige Kräuter werden mit unsinnigen Beschwörungsformeln ins Feuer geworfen, um das Gewitter, falls es von bösen Mächten erzeugt ist, unschädlich zu machen. So weit hat der Aberglauben die Leute gebracht, daß sie die Macht des Teufels für mächtiger halten, als die Macht Gottes, daß sie wähnen, Gott mit Hokuspokus zu Hilfe kommen zu müssen, wenn er über den Bösen soll siegen können. Manche Hausfrau will bei nahendem Gewitter mit dem Crucifix oder mit Heiligenbildern ins Freie, um unter gemurmelten Gebeten das heranfahrende Gewölke zu bekreuzigen und zu beschwören. Es giebt auch besondere Zeichen und Bewegungen, die in die Lüfte hingemacht werden. All diese und andere Dinge erreichen thatsächlich ihren Zweck, wenn sie im Stande sind, die Angst zu mindern und die Zuversicht zu wecken. In vielen Häusern pflegt man sich bei drohendem Gewitter in der Stube zu versammeln, an den Tisch zu knien und gemeinsam die Litanei von den Heiligen Gottes und Gebete zum heiligen „Wetterpatron" Donatus zu sprechen. Dabei brennt eine geweihte Wachskerze aus irgend einem Wallfahrtsorte; aber die Leute hören unter dem Brausen des Gewitters oft ihre eigenen Worte nicht. Fallen Schloßen, so werden einzelne Körner untersucht, ob

nicht Menschenhaare in denselben sind; in diesem Falle müßte das Hagelkorn mitsammt dem Haare rasch verbrannt werden, um das gehexte Wetter zu dämpfen und der Hexe den Garaus zu machen. Es wären zahllose Sitten und Gebräuche, die in unserem Gebirgsvolke bei Gewittern üblich sind, anzuführen, es ist aber nicht viel Erbauliches dabei, manches ist so lächerlich und unsinnig, daß es auch als Angstvertreiber nicht gerechtfertigt werden kann, denn der Aberglauben, als ob man mit derlei den Willen Gottes ändern oder seine Kraft brechen könne, ist eine wahre Gotteslästerung. Die Ansicht, als ob der böse Feind die Herrschaft führe mitten in der Schöpfung des allmächtigen und gütigen Gottes, ist im wahren Sinne des Wortes irrgläubig.

Solche althergebrachte thörichte Mittel und Anwendungen gegen das Gewitter, selbst wenn sie sich religiösen Anstrich geben, sollten so lange und so scharf verspottet werden, bis man sich derselben schämt. Wenn jenes alte Weib die leere Weihwasserflasche auf eine lange Stange stülpte und sich dadurch gefeit glaubte, so ist das nicht weiter der Rede werth; wenn aber nachher der Meßner kam und sagte: „O einfältiges Weib, was nutzt die leere Weihwasserflasche! Mit dem Weihwasser selbst und dem Sprengwedel mußt Du die bösen Geister der Lüfte vertreiben!“ — so ist das wohl der Rede werth und möchte ich vor Allem ein Weihwasser und einen Sprengwedel haben, mit dem man den Meßner selbst vertreiben könnte! — In den Lüften giebt es keine bösen Geister, solche giebt es nur in abergläubischen, rohen, übelgesinnten Menschenherzen. In den Lüften, und wenn daselbst Eis und Feuer niederprasselt, herrscht der Geist des Herrn, der nicht wie ein Fetisch behandelt sein will, sondern als der ewige Gott, in dessen Willen der Mensch sich demuthsvoll ergeben soll.

Weltlicher gesinnte Menschen trachten dem Gewitter, besonders den Blitzschlägen, auf andere Art vorzubeugen. Sie löschen auf dem Herde das Feuer, weil gesagt worden ist, daß der aufsteigende Rauch eine Blitzstraße werden könne. Sie versammeln sich in einer Stube, möglichst in der Mitte derselben und von Schornsteinen entfernt, damit ein an diesem und an der Wand niederfahrender Blitz sie nicht treffe. Die Einen sagen, man müsse die Fenster geschlossen halten und keine Thür aufmachen, damit keine Zugluft als guter Elektricitätsleiter entstehe; die Anderen meinen, man müsse Fenster und Thüren offen lassen, damit im Falle eines Blitzschlages die Erstickungsgefahr abgehalten und den Halbbetäubten Möglichkeit geboten sei, hinauszukommen. Ich glaube, die Zugluft ist zu vermeiden, ein Fenster aber offen zu lassen. Ein Vogel Strauß'sches Mittel ist es, die Fensterläden zu verschließen oder sich gar in den Kellern zu verstecken. Der Blitz flattert ja nicht wie eine Taube zum Fenster herein, er nimmt seinen Weg von oben nach unten, von unten nach oben, so daß er den Keller so gern aufsucht, als den Dachgiebel. Wehe aber Dem, der bei einem plötzlichen Brande im Keller sich befindet! —

Rathsam ist es, während eines Gewitters sich nicht unter die offene Hausthüre zu stellen oder in die Nähe von gießenden Dachrinnen; auch von Metallgegenständen halte man sich fern. Der, den das Gewitter auf freiem Felde überrascht, hat auch mancherlei Maßregeln gegen den Blitzschlag gehört. Er möchte am liebsten nach Kräften laufen, um ein schützendes Obdach zu erreichen, allein das Laufen soll ja den Blitz anziehen! Irgendwo heißt es, nichts sei gefährlicher, als auf freiem Felde der einzige hervorragende Körper zu sein — also in den Wald! Anderswo wieder wird vor dem Walde

gewarnt, nie solle man bei einem Gewitter sich unter einen Baum stellen. Am gefährlichsten sei die Eiche, in Eichen schlage der Blitz am liebsten. Wenn mich im Freien ein Gewitter überrascht, so pflege ich keinerlei Möglichkeiten zu erwägen, sondern meines Weges zu gehen, so ruhig und sorglos, als ob über mir die holde Sonne stünde. Schleudert mich der Sturm zu Boden, so stehe ich wieder auf; durchnäßt mich der Regen bis auf die Haut, so werde ich später wieder trocken, schlägt mir der Hagel Beulen, so werden sie wieder heil, und tödtet mich der Blitz, so rechne ich mir das fürs Sterben an.

Es ist der Blitzableiter erfunden worden. Seine wohlthätige Wirkung ist weder theoretisch noch erfahrungsgemäß zu bestreiten, allein so weit hat er es noch nicht gebracht, daß die Leugner seiner positiven Erfolge endgiltig geschlagen wären. Nach meiner Meinung erfüllt der Blitzableiter einen großen Theil seiner Aufgabe dadurch, daß die Leute, die unter seinem Scepter wohnen, sich für geschützt halten. Denn dieses Sichfürgeschütztbalten, die Schlichtung der Angst, ist schließlich das Wichtigste, was wir unabänderlichen Naturgewalten gegenüber zu erreichen haben. Die heiße Angst bei jedem Gewitter durch ein ganzes Menschenleben hin ist ja weit schlimmer als der Blitz, der einmal in das Dach fährt. Vom Blitzschlag bis zum Zünden und Brennen ist auch noch ein weiter Weg, von zehn Blitzschlägen zündet kaum einer; und ebenso selten wird vom in das Gebäude fahrenden Blitz ein Hausbewohner getödtet. Sicherer ist es in einem Hause, welches auf Felsgrund steht, als in einem auf feuchtem lehmigen Boden. Zu warnen ist vor Heuhaufen und Heuhütten, solche scheinen vielleicht des davon aufsteigenden Dunstes wegen den Blitz anzuziehen. Verhältnißmäßig sicher vor dem

Blitzschlage ist es auf sehr hohen Bergen, auf Gletschern und auch in den Tiefen der Engthäler, die von steil ansteigenden Bergen begrenzt sind. Noch sicherer ist es in Eisenbahnzügen; man hat wenige Beispiele, daß Eisenbahnreisende vom Blitz erschlagen wurden; selbst wenn es in einen Zug einschlägt, pflegt der Schlag, ohne zu schaden, abgeleitet zu werden.

Ich fühle mich am beruhigtsten in einem Hause, das in der Nähe von hohen Bäumen steht, obzwar ich einmal gesehen habe, wie der Blitz unter einem hohen Fichtenbaum, ohne diesen zu berühren, in eine niedrige Hütte schlug. Erfahrungsgemäß schlägt der Blitz z. B. viel öfter in den Schaft eines Baumes, als in den Wipfel. Und es schlägt in den Kirchthurm kaum so oft ein als in Häuser, die ringsum stehen, aber die Vorstellung, daß solch hochragende Gegenstände, besonders der Blitzableiter, für niedrigere eine schützende Wirkung haben, soll nur in Gottesnamen gepflegt werden. Der Mensch ist ja zu verzagt, wenn er gar nichts weiß, was ihn vor dem blinden Zufalle oder dem Strafgerichte eines Blitzschlages schützen kann.

Der leidlose Tod eines vom Blitze Erschlagenen ist freilich nur ein geringer Trost; ja die Plötzlichkeit desselben vermehrt nur noch unsere Angst und macht jeden Augenblick unheimlich, den wir in Gewitterluft verleben. Wir können es zwar nicht wissen, wie es einem vom Blitze Getroffenen im Augenblicke des Sterbens zumuthe ist, denn selbst die plauderhaftesten Leute bewahren, wenn sie todt sind, die Geheimnisse der Natur. So viel uns aber solche zu sagen wissen, die aus der Betäubung des Schlages wieder erwachten, ist es ein urplötzliches Verlöschen des Bewußtseins. Die Getroffenen erinnern sich nicht einmal, den Schein des Blitzes

gesehen zu haben, noch viel weniger können sie den Gedanken ans Sterben gefaßt haben. Ihre unangenehmen Empfindungen verschiedener Art gehen erst in dem Augenblicke an, da sie dem Leben wieder gegeben sind. Dem Menschen kann's passiren, daß er sich achtzig Jahre lang vor dem Sterben fürchtet, und schließlich stirbt er gar nicht. Das heißt, er wird durch Gottes Gnade so plötzlich ausgeblasen, daß er von Allem nichts wahrnimmt und nichts weiß. — Und dieser glühende Athem des Schöpfers ist allezeit über uns. Der Blitz ist fast die einzige vernichtende Kraft, vor welcher der Mensch absolut machtlos dasteht, da kann er nichts mildern und lindern, nichts abschwächen und hinausschieben; er kann dieser Gefahr weder entgegengehen noch ausweichen, er ist ihr unbedingt unterworfen.

Ich schließe mit der Meinung: die Angst vor dem Blitze steht in keinem Verhältnisse zum Unheil, das er anrichtet. Wenn uns auch gesagt wird, daß die Blitzschläge sich von Jahr zu Jahr mehren, so können wir getrost darauf antworten: das ist nicht erwiesen, früher hat man die Fälle eben nicht so aufmerksam verbucht und allgemein bekannt gemacht, als es heute durch die Zeitungen geschieht. Diese Zeitungen mit ihrer vollgerüttelten Unglückschronik, die sie uns Tag für Tag vorsetzen, könnten thatsächlich in uns den Glauben an die *gute* alte Zeit bestärken, in welcher man „derlei nicht gehört". In gewitterschweren Tagen ist der Himmel zu aller Zeit erfüllt gewesen von fliegenden Flammen, so zahllos wie die Leuchtwürmer auf Erden; zu allen Zeiten sind die Blitze wagrecht und senkrecht gegangen; und wenn in volkreichen Städten heute ein Mensch getroffen wird, wo früher nur ein Baum gestanden, so fährt der Blitz draußen auf dem Lande jetzt vielleicht in ein wildes Gestrüppe,

wo einst eine Menschenwohnung gewesen, jetzt aber keine Seele mehr vorhanden ist. So gleicht sich's aus. Im Ganzen sind von hunderttausend Menschenleben, die täglich vergehen, kaum zehn, welche verzehrt werden, wenn Feuer vom Himmel fällt.

Das rollende Rad der Maschine ist dem Menschen gefährlicher als der Blitz; das vom Erdensohn erfundene Feuerrohr kostet unvergleichlich mehr Leben als der Blitz; die menschlichen Lüste und Leidenschaften fordern unendlich mehr Opfer als der Blitz, warum jenen fröhnen und vor diesem beben! Man hat in der angeblich so lichtfreundlichen Gegenwart verlernt, zu den Sternen aufzublicken und begnügt sich mit dem Fünklein im Staube, Gold genannt; nur zu dem effectvolleren Himmelslicht, dem Blitze, zuckt das Auge noch schaudernd empor. Warum schaudernd? Warum nicht anbetend? — Wenn Gott durch das finstere Gewölke seinen Leuchtspan niederhält, thut er es denn, um die Menschen zu erschrecken? Nein, sondern um sie zu suchen.





Ein Selbstmord.

An einem klaren, sonnigen Spätherbsttag schritt ich durch den Grazer Stadtpark. Gott, wie dieser Garten schön ist, selbst noch, wenn die gelben Blätter niedergleiten wie goldener Schnee! Wie frisch grün noch der Rasen, wie blau der Himmel, gegen den die entlaubten Baumkronen fast übermüthig wüst aufragen.

Rasch an mir vorüber schreitet ein Mann, stramm aufrecht in voller Jugendlichkeit, mit einem weißen Batisttuche trocknet er von seinem blühenden Angesicht den Schweiß. Wer noch so jung wäre, sich an einem kühlen Herbsttage gegen die Glut der eigenen Kraft wehren zu müssen! Eine elegante Gestalt, mitten im Leben, mitten in dem, was sie Glück nennen. Bald ist er meinen Augen auf den Schlangenwegen entschwunden. Ich humple an meinem Stocke mühsam nach und freue mich an den Schätzen der Armen, an der reinen Luft, an dem lieben milden Sonnenschein. Auf glattem Rasen tummeln sich muntere Kinder; und wenn morgen der erste Schnee fällt, so werden sie von Neuem munter sein; wenn in ihren Stuben die Eisblumen an den

Fenstern stehen, werden sie munter sein; wenn der graue Nebel draußen über dem Weihnachtsmarkte liegt, werden sie munter sein; sie haben es gut, sie werden den Frühling sehen, sie werden noch viele Frühlinge sehen. . . .

Ein Doppelschuß im Stadtpark. Ueber den Leichtsinn der Leute, nach Sperlingen zu schießen, wo die Umgebung voll Spaziergänger ist! — Etwas Anderes wars. Um einen Strauch biegend, sehe ich Leute zusammenlaufen. „Erschossen hat sich Einer!"

Ich trete hinzu, die Drahteinfassung der Wiese ist durchbrochen; immer neu herbeieilende Menschen bilden einen Kreis, die rückwärtigen dehnen ihre Hälse, um den vorderen über die Köpfe, über die Schultern sehen zu können. Erschossen hat sich Einer! Die Kunde verbreitet sich weitum, hier drängen sich die Leute schweigend, was man sieht, das braucht man nicht erst zu erfragen, zu hören.

Auch mir gelingt es, soweit durchzukommen, daß ich unmittelbar davor stehe. Der Todte ist jener Mann, der wenige Minuten früher so beneidenswerth aufrecht an mir vorübergegangen war. Auf dem Rücken liegt er da, zuerst ersehe ich die Füße, der rechte ist gerade ausgestreckt, der linke im Knie etwas zur Höhe gebogen. Die Arme hingelegt auf den Rasen, die Finger unter den braunen Glacehandschuhen kaum merklich gekrümmt. Der Kopf nach rückwärts gebogen, das Gesicht, soweit es ein wohlgepflegter blonder Bart nicht deckt, bereits blaß wie Lehm, blaß bis unter die Nasennüstern hinein. Zwischen den halbgeöffneten Lippen schimmert eine Reihe weißer Zähne, die offenen Augen glotzen in der Starre des Todes . . . . An der rechten Schläfe ein dunkelrothes Scheibchen, kaum so groß als ein Kreuzerstück. — Weiterhin liegt der elegante schwarze Hut.

Neben dem rechten Fuß der Revolver, fast noch raucht seine Mündung.

Täglich liest man in den Zeitungen von Selbstmorden; man liest die Notiz kaum zu Ende, so gewöhnlich ist das. Das Schattenbild einer Vorstellung der That des Todten dämmert flüchtig vorüber, und schon haftet unser Gedanke auf einem Vereinsbericht, auf der Theateranzeige — wenn nicht gar auf dem Courszettel. Und nun steht man plötzlich in der That vor einem solchen Ereigniß und kann das Ungeheuerliche nicht fassen. Ein Mensch sich mit freiem Willen selbst getödtet! Unsere Natur schreit empört: Nein, nein, es ist nicht möglich! Aber der Leichnam verschwindet nicht vor unseren Augen, wir können die gräßliche Wahrheit nicht fassen und nicht leugnen und nicht abweisen, sie brennt sich wild und unauslöschlich in unsere Seele ein.

Wenn ich mich nun entsinne auf die Vorgänge in meinem Gemüthe, als ich vor der Leiche des Selbstmörders stand, so fällt mir nachträglich der rasche Wechsel der Empfindung auf. Zu allererst nicht etwa der Schreck, sondern die Ueberraschung. Man erschrickt ja kaum mehr heutzutage, wenn es heißt: ein Mensch hat sich getödtet. Aber die Ueberraschung, daß jener schöne Mann, der vorhin an mir vorüberging und in mir fast das Gefühl des Neides hätte erwecken können, wenn ich dessen fähig wäre, daß dieser Mann von eigener Hand getödtet nun vor mir lag. Und als ob man sich jetzt erst darüber klar würde, daß ein Kugelschuß in den Kopf wirklich todt macht!

Meine zweite Empfindung war jener der gemeinen Neugierde ähnlich. Wer ist es? Warum hat er's gethan? Er scheint den „besseren", vielleicht den vornehmen Ständen anzugehören, seine Kleidung ist nach neuem Geschmack, seine

Züge sind fein und tragen im Tode noch Spuren von Geist, an seiner rechten Hand ein glatter goldener Ring. Ein leises Fragen geht durch die Runde: Wer mag es sein? Kühne Vermuthungen, aber keine Antwort. Ein reicher Mann, der sein Vermögen verloren hat? Es giebt Leute, die an Reichthum ihr Glück, ihre Ehre, ihren Lebenszweck hängen; solche vermögen den Verlust ihrer materiellen Güter nicht zu ertragen. Eine Kugel durch den Kopf! — War's Einer jener Bedauernswerthen, die durch gewissenlose Verleumdung Ehre und Achtung verloren und denen das eigene gute Gewissen zu gering erscheint, um dem Leumunde zu trotzen, und die nicht den Muth und die Kraft haben, ihre zernichtete Ehre wieder herzustellen? Eine Kugel durch den Kopf! — War es ein von Freunden Betrogener, vom Weibe Verrathener, dem ein schön geträumtes Familienleben plötzlich furchtbar zusammengebrochen? Eine Kugel durch den Kopf! — War es ein im Uebermaß der Weltfreuden Blasirtgewordener, im dürren Pessimismus Vertrockneter oder im Ringen nach Wahrheit lahm und wirr gewordener Verzweifelnder? Eine Kugel durch den Kopf! — War es ein durch tragisches Geschick der Schuld Anheimgefallener, dem keine andere Lösung und Sühne mehr blieb, als die Bleikugel? — Der blasse Mund ist stumm und so beredt zugleich, so furchtbar beredt.

Die dritte Empfindung in mir, als ich vor dem Todten stand, war der Zorn über eine Welt, über gesellschaftliche Zustände, die solche Opfer fordern. Das physische wie moralische Elend auf Erden war zu allen Zeiten groß, aber der Mensch hatte ein hohes Ideal in sich getragen, er war fähig eines erlösenden Aufblickes, er besaß ein Gut, das außerhalb dem Vergänglichen lag, ein unzerstörbares Gut, sein Herz flüchtete, wenn ihm furchtbares Elend hienieden umgab, zur

Vorstellung von einer besseren Welt, und sein Mannesideal lautete: Ausharren in Geduld, bis das irdische Leben ein Höherer ausbläst, der es gegeben hat und dessen Eigen es ist. Diese ideale moralische Kraft hat man zerstört oder sucht sie zu zerstören, und das Ende bei Vielen — welche die neue Lehre zu wörtlich nehmen — ist eine Kugel durch den Kopf.

Eine weitere Empfindung im Anblicke des Selbstmörders war — das Gefühl der Genugthuung. Das war ein Mann. Der hatte den Muth, ein Leben, das ihm vergällt und verdorben worden, von sich zu werfen. Ein Revolverschuß ist ein lauter Protest gegen unsere Zustände und Cultur, eine schwere Anklage und zugleich der Ausdruck tiefster Verachtung, der hochmüthigen, selbstgefälligen Welt ins Antlitz geschleudert. Der hat's gewollt, der hat's vollbracht, das war ein Mann. Auch er hat sich den Fortschritt zu Nutze gemacht, die Erfindung des Pulvers, die technisch vollendete Handwaffe; er hat den Bau des menschlichen Schädels studirt zu dem praktischen Zweck, um den sicheren Weg in denselben zu finden.

Diesem Gefühle hart auf dem Fuße folgte das der Verachtung. Ein Fahnenflüchtiger! Ein Egoist! Haben nicht wir alle unter denselben Lasten zu keuchen? Müssen nicht wir alle unter Selbstbeherrschung, Nachsicht und Ergebung mit uns und Anderen auszukommen suchen? Das Leben ist eine Pflicht und eine Kunst und eine Heldenthat. Eine Pflicht, weil es die Natur will und der Gattung nützt! eine Kunst, weil das Leben, wenn es recht gelebt ist, Harmonie und Befriedigung gewährt; eine Heldenthat, weil es ein Kampf ist, den die Menschheit gemeinsam für ihre Vervollkommnung zu führen hat, und weil es schon dem Einzelnen

zum Siege wird, wenn er sich brav und mannbar aufrecht hält. — Der, welcher vielleicht sonst die geringsten Unarten seitens Anderer durch Säbel oder Pistolen zu sühnen pflegte, der liegt nun da, eine wehrlose Beute des neugierigen, frevlen Pöbels. Alte Weiber gucken ihm in den Mund, in die Nasenhöhlen hinein, ein übermüthiger Gassenjunge faßt und zerrt ihn an den Beinen, oder schupft sein Haupt mit der kothigen Stiefelspitze hin und her. Der, welcher vielleicht seine persönliche Reputation als das Höchste gehalten, welcher eine verlorene Ehre vielleicht wieder neu verdienen und gewinnen hätte müssen, liegt nun als Cadaver da, und die Leute dichten ihm allerlei Niedertracht an, die ihn zum Selbstmord getrieben; als zweifelhafter Charakter, wenn nicht gar als schlechter Geselle, lebt er fort in dem Gedächtniß der Welt, auf deren Meinung er sonst all seine Karten gesetzt hat. Wenn er selbst die Flinte ins Korn geworfen, wer soll sonst sein Andenken vertheidigen? — Das war etwa Einer, der nichts Höheres gekannt hat, als Ehre oder Geld. Armer Narr! Die Leute hielt er für falsch, wankelmüthig, niederträchtig, und wollte von ihnen geehrt sein. Vom Geld wußte er, daß es für das wahre Glück nichts bedeute, und wollte es doch haben. Daß Pflichttreue und Seelenruhe mehr werth sei, als die Ehre, die Meinung der Leute, daß ein anspruchloses Gemüth ein höheres irdisches Gut sei, als Geld und materieller Ueberfluß, davon hatte der Tropf vielleicht gar keine Ahnung gehabt. Weil ihm der Tant entzogen war, ist er störrisch geworden. Oder er hat in wahnwitziger Verhöhnung aller treuen kindlichen Einfalt dünkelhaft alles wissen und begreifen wollen, hat sich in geblähtem Hochmuth über die Mitgeschöpfe, über die Naturreiche stellen wollen; sein Eins und Alles war die „Erkenntniß,“ bis er eines

Tages unseligerweise zur Erkenntniß gekommen, daß er anstatt ein großer Geist zu sein — ein großer Thor war. Nun sah er, daß alles, was besteht, werth sei, daß es zugrunde geht, und weil er das Weltall nicht zerstören konnte, so zerstörte er seinen Gehirnkasten.

Und endlich, als all diese Gefühle und Gedanken mein Herz gespensterhaft umgaukelt hatten, da ich vor dem Todten stand, kam das, was wohl als Erstes hätte da sein müssen — das Mitleid. Welche innere Kämpfe mußte der Unglückliche gerungen, welche Qualen ausgestanden haben bis zum letzten leichten Drucke am Hahn des Revolvers! Anfangs, je nach Laune und Stimmung, hat er vielleicht aus Koketterie mit Selbstmordgedanken gespielt, hat muthwillig mit solchen geprunkt. Dann kamen Widerwärtigkeiten und die Selbstmordgedanken traten häufiger auf, sie wurden sogar manchmal unangenehm, ließen sich aber nur schwer verscheuchen. Tägliche Zeitungnotizen über Selbstmorde thaten auch das Ihre, um mit dieser Sache vertraut zu machen. Gleichzeitig verringerte sich die Freude am Leben, das Interesse und die Kraft zum Kampf ums Dasein. Der herben Welt wurde nicht mehr gehörig parirt, es kamen Schicksalsschläge, fremde und eigene Sünden, der Feuerkreis von Ungemach und Elend zog sich immer enger um den Gepeinigten, finster und schmeichelnd zugleich trat der Selbstmordgedanke in den Vordergrund, ganz und herrisch trat er in den Vordergrund und ließ sich nicht mehr abweisen. Jetzt stand gegen den Todesgedanken die unbändige Natur auf, der Wille zu leben. Es war zu spät. Die Existenzverhältnisse stimmten nicht mehr mit seinen Forderungen. Er wollte leben und konnte nicht mehr. Welch qualvolle Nächte, welch furchtbare Stunden der Einsamkeit! Dieser Zustand war gräßlicher, als sterben. Noch raffte er

die letzten Reste seines zertrümmerten Willens zusammen und plötzlich war's fertig: Er konnte nicht mehr leben, er wollte nicht mehr leben. Er bereitete die Mordwaffe, er bestellte noch sein Haus oder ordnete, was zu ordnen war. Er kleidete sich hochzeitlich an; eine Rose an die Brust, wenn es nicht zu kokett wäre, er hätte der Welt gerne zu verstehen gegeben, daß der Tag seiner Scheidung von ihr sein schönster Festtag sei. Daraus ersieht man, diese Welt, sie war ihm noch nicht gleichgiltig, er beschäftigte sich noch mit ihr in Gedanken. Und auf dem Wege ins Freie — denn unter dem Sonnenlichte sollte sein freigewähltes Schaffot stehen — packte ihn noch einmal das Leben und entzündete wilde Todesangst in seinem Herzen. Mit feinem Batisttuch trocknete er von seiner Stirne den kalten Schweiß. — Die Schloßberguhr zeigt fünf Minuten vor Drei. Nun legt er einen Schwur ab: bei Allem, was ihm lieb und heilig gewesen auf dieser Erde, bei Allem, was er gehaßt und gelitten hat — er soll den Stundenschlag nicht mehr erleben! — Aber hier sind spielende Kinder, hier soll es nicht geschehen. Einige Schritte weiter. In der Hand, schußbereit den Finger, aber unter dem Rock noch verborgen den Revolver. Da ist der Ausblick auf die Domkirche. Eine Religion, die den Selbstmord verboten hat! Hier soll es nicht geschehen. Die Uhr zeigt zwei Minuten vor Drei! — Weiter! Dort auf dem Sockel steht ein ehernes Kunstgebilde, ein frohes Naturkind — erinnernd an die Unschuld des Lebens. Hier! — Nein, hier soll es nicht geschehen. — Meineidig werden! Feige Canaille, verdammte! .... Da knallt's — munter fliegt der blaue Rauch zur Höhe, der Mann stürzt zu Boden. Zweimal zuckt noch sein Arm, sein Auge, dann ist alles aus.

Auf dem Schloßberg schlägt die dritte Stunde. —

So hatte ich es im Geiste gesehen, als ich vor der Leiche stand. Mittlerweile war der Zusammenlauf immer größer geworden, Polizeiorgane kamen herbei und das Außerordentliche löste sich in die Prosa des Officiellen auf.

Ich ging meiner Wege. Und als wieder das Alltägliche um mich war, durchzuckte mich plötzlich ein heißer Schreck. — Ein Mensch hat sich ermordet, sich selbst freiwillig ermordet! Ist das möglich? — Jetzt erst kam mir die ganze Ungeheuerlichkeit der That zum Bewußtsein. Halb betäubt taumelte ich in mein Haus. Die Stube war voller Leben und Jubel, denn die Kinder spielten Ringel Ringel reia. — Kindeslachen! Kindesauge! Irrlichter nennt sie ein finsterer Philosoph. Möchten alle finsteren Philosophen solchen Irrlichtern folgen!

Am nächsten Morgen brachten die Blätter eine Notiz: „Gestern um drei Uhr Nachmittags hat sich im hiesigen Stadtpark ein den besseren Ständen angehöriger Mann durch einen Revolverschuß entleibt. Das Motiv der That ist unbekannt.“





Offenes Schreiben an einen Verzagten.

Lieber Freund!

Die Stimmung, welche sich in neuer Zeit so oft bei Dir ausdrückt, gefällt mir gar nicht. Wie ist das? Du bist jung, gesund, begabt, reich, angesehen — und fühlst Dich elend.

Nun kommt es darauf an, ob Dein geistiges Unbehagen dem Temperamente entspringt oder dem äußeren Einflusse einer modernen Richtung. Ist Ersteres, so wird Zeit und Erfahrung ausgleichend wirken; in letzterem Falle möchte ich Dir noch den freundschaftlichen Rath geben, Dich von den professionellen Pessimisten (die sich übrigens bei solchem Gewerbe für sich selbst zumeist wohl befinden) abzuwenden und die ganz Weltanschauung mit Jenen zu theilen, welche sich des Lebens freuen. Ob Pessimist oder Optimist, es wird am Ende ja auf Eins hinauskommen; in der Zeit aber, da wir unter der irdischen Sonne athmen, ist es für uns das einzig Vernünftige und Mannbare, uns schlecht und recht, ohne Wimmern und Klagen, in das gefallene Los zu fügen, es mit Anstand zu ertragen und es so angenehm als möglich zu gestalten.

Du siehst überall nur das Weltleid, das in allen Wesen bohrt und schneidet; und daß Du es siehst und mitempfindest,

zeugt von Deinem guten Herzen. Das Herz muß aber nicht allein gut, es kann auch groß sein, und groß ist es, wenn es auf Mittel und Wege sinnt, das Weltleid zu lindern, die Seelen davon möglichst frei zu machen und zu erheben in ein lichteres Bereich, wo sie sich wohler fühlen können. Und wenn einmal die Phantasie dabei zu Hilfe genommen würde, so wäre das auch kein Unglück. Die Phantasie ist eine gar treffliche Eigenschaft, welche auszubilden und auszunutzen sich wohl der Mühe verlohnt.

Ich vermuthe, daß Dich das Lesen sogenannter naturalistischer Erzählungen herabgestimmt hat. Solche rücken Dir mit Vorliebe das Alltägliche und Gemeine vor Augen und glauben der Poesie Genüge zu thun, wenn sie den Koth und die Niedertracht recht handgreiflich schildern. Wenn Einem schon im Leben das Angenehme lieber ist, als das Widerwärtige, so ist nicht einzusehen, warum man sich gerade in der Literatur bei dem Unangenehmen und Jämmerlichen festnageln lassen soll. Die Wahrheit über alles! sagen sie und glauben damit weiß was Großes gesagt zu haben. Ist nicht auch der Sonnenschein wahr? Warum immer Nacht und Nebel schildern? Ist nicht auch die Rose wahr? Warum bloß die Dornen beschreiben? Kann nicht auch ein guter, heiterer, glücklicher Mensch wahr sein? Warum stets nur die gemeinen Leute, die Schufte, Schurken und Gäuche aufmarschiren lassen? Ja freilich muß die Dichtung und Kunst wahr sein, aber sie hat die Wahrheit nicht dort zu nehmen, wo sie trivial, schmutzig und verstimmend wirkt, sondern dort, wo sie schön, groß, erhebend oder erschütternd und versöhnend ist.

Die sogenannte naturalistische Dichtung gilt heute bei manchen Leuten etwas: weil sie was Neues ist, weil sie mit ihrem wollüstigen Wühlen in Koth und Laster den

heimlichen Leidenschaften schmeichelt, und weil sie ein scharfer Gegensatz ist der süßlich-sentimentalen, falsch-idealistischen Richtung, welche bisher zum Theile noch geherrscht hat und die mit Recht ihre Gegner finden mußte. Allein für die Dauer behaupten wird sich ein Naturalismus, wie er in Emil Zola seinen Hauptvertreter hat, nicht. Denn er entspricht zu wenig dem Sinn des Volkes für Außergewöhnliches und Sonntägiges und er widerspricht zu sehr der menschlichen Neigung für Angenehmes und Erfreuliches. Was man jeden Tag erleben kann und mit leiblichen Augen immer noch viel besser sieht, als es mit der größten Kunst geschildert zu werden vermag, und was Einen im Leben verstimmt, schlimm aufregt, empört, das mag man sich nicht auch noch immer wieder für theueres Geld in der Buchhandlung kaufen.

Zudem sind diese Naturalisten trotzdem Idealisten und Phantasten, aber sie sind es nicht in die Höhe, sondern in die Tiefe, sie machen den Menschen im Allgemeinen schlechter als er ist. Sie strengen sich sehr an, Welt und Leben auf den denkbar niedrigsten Grad des Rechtschaffenen zu stellen und zu verschandiren, wehren sich andererseits mit wahnwitziger Leidenschaftlichkeit gegen etwaige Vorstellung einer besseren Zukunft in dieser oder einer anderen Welt. Zum Naturalismus hat sich der speculative Pessimismus gesellt, und das meine ich mit dem Idealisten, der nicht in die Höhe, sondern in die Tiefe geht. — Freund, Du hast zwei Augen, sieh' mit dem einen das Häßliche, mit dem anderen das Schöne, Du kannst es, ohne zu schielen; Du hast zwei Ohren, höre mit dem einen die Klage, mit dem anderen das Jauchzen; Du hast ein Herz, das Leid und Freude empfinden kann, also warum engmüthig immer nur Charfreitag leben und nie Ostersonntag?!

Du beklagst Dich über das Fehlen aller weisen Planmäßigkeit und daß überall nur der Zufall, und nichts als der Zufall herrsche. Mein Freund, wie soll ich Dir das mit schwachen Worten widerlegen, da es doch die Natur widerlegt vom Kleinsten bis zum Größten! Siehst Du nicht den Wassertropfen, den Du aus dem Bache auf den Sand schleuderst, rasch seine vorgeschriebenen Wege gehen, daß er wieder dorthin komme, wohin er gehört? Siehst Du nicht jeden Tag die Sonne zur bestimmten Minute aufsteigen? Weißt Du nicht, daß man eine Finsterniß, einen Planetendurchgang auf Jahrhunderte bis zur Secunde genau vorausbestimmen kann? Du bist Soldat, überlasse Dich bei Befolgung des Reglements einmal ein paar Tage dem Zufall, Du wirst schon sehen, was daraus wird: ins Stockhaus kommst Du fürs Erste. Was sich der Planmäßigkeit und Ordnung nicht fügt, das geht zugrunde, das gilt in der menschlichen Gesellschaft wie in der übrigen Natur, so groß ist die Herrschaft des Gesetzes.

Allerdings spielt auch der Zufall eine Rolle, aber so stark ist der Zufall nicht, daß er die Welt aus den Angeln heben könnte. Selbst das Unzweckmäßige beweist die Ordnung dadurch, daß es nie zu einem nachhaltigen Siege kommen kann.

Mit der beständigen Neigung zu verneinen wird man freilich blind und taub für die Thatsachen. Eine gewisse Weltgläubigkeit gehört wohl dazu, um zuversichtlich sein zu können. Diese Weltgläubigkeit und Zuversicht an den Sieg der Zweckmäßigkeit ist schon für sich eine Art von Religion, in welcher die Religion im gewöhnlichen Sinne und die Sittlichkeit und Tüchtigkeit ihren Grund hat. Diese Weltgläubigkeit kann angeboren sein, kann aber auch erworben

werden. Ich kenne Viele, die — von der pessimistischen Geistesrichtung angekränkelt — in ihrer Jugend so fühlten und sprachen, wie heute Du, und welche später die zufriedensten, lebensfrohesten Menschen geworden sind. Manche, die durch Fülle von irdischem Glück zu Pessimisten geworden, hat das Unglück wieder zu Optimisten gemacht. Du wirst Dich — ich bin dessen überzeugt — wohl ohne den strengen Corrector Unglück zurechtfinden.

Es mag ja sein, daß Du jetzt unter dem Drucke eines bestimmten Kummers oder Leides stehst. Ich kenne das, auch ich habe Zeiten durchleben müssen, da es mir vorkam, dieses Leben sei das größte Uebel und nicht mehr länger auszuhalten, und da ich mir nicht vorstellen konnte, daß ich je wieder einmal anders würde denken und fühlen können. Und siehe, ganz sachte ging es vorüber, es kamen wieder Tage, da ich in stiller Herzensseligkeit Gott dankte für seine Welt und dafür, daß er ist.

Gute Gelegenheit, die Existenz und Macht der Weltordnung zu erfahren, hat der Schuldige, Treulose und Jeder, welcher aus dieser Weltordnung hinaussprang: er ist verloren und glücklos; mögen auch alle äußerlichen Erfordernisse für ein schönes Dasein ihn umgeben, er ist glücklos, das Leben erscheint ihm öde, die schöne Welt ohne Reiz, ohne Beseligung.

Mit welch frohem Gemüthe müßtest Du, der Schuldlose, Geliebte, in sicherem Geleise Aufsteigende, die Weltordnung erkennen und verehren! Deine gesunden lebensdurstigen Sinne, täglich kannst Du sie nähren und entzücken. Deinen Geist, beständig kannst Du ihn ausbilden, klären und erheben. Dein gutes Herz kannst Du fortwährend edel bethätigen, indem Du Deinen Mitmenschen Liebe erweisest, die Dir wieder Liebe zurückbringt. Deine Kraft kannst Du

gebrauchen zum muthigen Kampf gegen das Niedrige in und außer Dir, sie gebrauchen zur strammen Pflichterfüllung, und Du wirst sehen, welche Genugthuung Dir allmählich daraus erwächst.

Du zweifelst an allem Adel im Menschen und sagst, selbst das Gute, das die Leute üben, thun sie aus Eigennutz. Ich kenne derlei geistreiche Auslegungen. Seien wir zufrieden, daß die Armen überhaupt gespeist und bekleidet werden, daß die Waisen Hut und Stütze finden, daß nach den in Elend und Jammer Versinkenden sich rettende Arme ausstrecken und daß über die Rettung eines Mitmenschen Thränen der Freude geweint werden können. Es ist wohl doch ein Unterschied in dem sittlichen Werthe eines Menschen, ob er jetzt aus Rache dem Nachbar das Haus anzündet oder ob er aus Eitelkeit der hungernden Familie des Kleinhäuslers eine Melkkuh schenkt. Böse Menschen sind auf Wohlthatüben nicht eitel; wer sich aber gerne mit Tugenden schmückt, der beweist, daß er die Tugenden für einen Schmuck hält. Außerdem magst Du ganz überzeugt sein, mein Freund, daß es wirklich edle, uneigennützige Menschen giebt. Es muß sogar himmlisch beseligen, ein solcher zu sein, denn wir wissen, daß schon das Bestreben, ein solcher zu werden, eine Art Befriedigung in unser Wesen senkt. Ja wohl! In einem Menschenleibe rein und schuldlos eine Welt zu durchwandern, wäre das nicht ein tapferes Meisterstück auf alle Fälle? Wer nach den Grundsätzen menschlicher Gesittung sich so vollkommen als möglich gemacht hat, der ist geborgen. Es mag sein und werden, wie immer, er hat das Seine gethan. Er ist unter allen Umständen frei von der größten Pein: sich selbst Schuld geben zu müssen.

Du sprichst in Deinem letzten Schreiben von der „muthigen That des Selbstmordes.“ Freund, es giebt keine schreiendere

Selbstanklage und Selbstverurtheilung, als den Schuß ins Herz. Wer sich hinrichtet, der sagt damit, daß er die Hinrichtung verdient; nicht in allen Fällen, aber in vielen trifft das zu. Du kennst in dieser Sache meine Meinung. Einem prächtigen Burschen wie Dir, rathe ich Folgendes: Lege in die Urne eine weiße und eine schwarze Kugel und ziehe das Los, ob Du Dich tödten oder ob Du ein Weib nehmen sollst. Ziehst Du die weiße Kugel, so nimm ein Weib, und ziehst Du die schwarze Kugel, so — mache es ebenso. Ein treues Weib lieben und ein süßes Kind erziehen auf jeden Fall. Sich das einzige, kurze, unter Umständen höchst schätzbare Leben nehmen — in gar keinem Falle.

Ich vermuthe indes, mein Rath kommt zu spät. Wenigstens glaube ich, daß dieser Brief Dich schon in einer besseren Stimmung finden wird, als jene war, in der Du den Deinen schriebst. Dann aber bitte ich Dich, halte den Sonnenschein in Deinem Gedächtnisse fest, damit — wenn etwa wieder einmal Nebel kommen sollte — Du überzeugt bist, daß sie am Himmel steht. — Du wirst Dich wundern, Junge, wie die irdische Sonne Dir noch viele Rosen entfalten und Früchte zeitigen wird! Glückauf!

Dein treuer

Rosegger.

Graz, am Charfreitage 1888.





Werth der Vergangenheit.

Sollte unter obiger Bezeichnung etwa eine Würdigung der menschlichen Erfahrungen und Geschichte vermuthet werden, so wäre das ein Irrthum. Die vorstehende Betrachtung hat es vorwiegend mit dem Gemüthe zu thun, darum weiß ich auch nicht, ob das Wenige, was ich sagen will, genau so verstanden wird, als ich es meine.

Unsere Wünsche und Bestrebungen gehen auf die Zukunft los und wollen dann, wenn die Zukunft Gegenwart wird, ihr Genügen finden. Sie arbeiten und ringen heute mit einer Art heldenhafter Selbstverleugnung, um morgen die Frucht des heutigen Tages genießen zu können. Ja die Hoffnung auf diesen kommenden Genuß läßt uns die Qual des Erwartens erträglich finden, ist sogar im Stande, die mühevolle Arbeit selbst zu einer Art von Genuß zu machen. Die vielversprechende Zukunft ist der Köder, der uns zu unermüdlicher, oft aufreibender Thätigkeit lockt, denn nur wenige Menschen arbeiten rein der Arbeit zu liebe; die das können, sind freilich die Glücklichsten, weil bei ihnen Arbeit und Genügen zusammenfällt; sie müssen ihr Heil nicht auf die

Zukunft setzen, weil ihr Leben von der Gegenwart erfüllt wird. Im Allgemeinen jedoch liegt in unserer Vorstellung der Zukunft die Triebfeder unserer Handlungen, die Triebkraft der ganzen menschlichen Entwickelung. Die Zukunft ist also praktisch weitaus wichtiger als die Vergangenheit.

Ja, sie scheint sogar bedeutungsvoller als die Gegenwart. Denn manches Gut erscheint uns größer, so lange wir es hoffen, als wenn wir es haben. Um wie viel geringer müßte es erst sein, wenn wir es auch nicht mehr haben, wenn es vergangen ist. „Für das Gewesene und für das Gehabte giebt nicht einmal der Jud' etwas", sagt ein Sprichwort. Ja, wir sind sogar ärmer, nachdem wir ein Gut verloren haben, als bevor wir es besessen. Herabgekommene Menschen, die eine glänzende Vergangenheit hatten, sind die allerunglücklichsten. Wir denken in unseren guten Tagen viel zu selten an die Mahnung des Dichters:

Nicht an die Güter hänge Dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren;
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Jeder Mensch, er sei reich an Gold oder an Ehre, oder an Gesundheit, oder an Liebe, an Freude welcher Art immer, sollte an jedem Morgen und an jedem Abende sich diesen Spruch vorsagen wie ein Gebet, damit er sich vorbereite, damit er gerüstet sei, wenn seine schöne Gegenwart in die Vergangenheit hinabgesunken ist. In diesem Gerüstetsein auf alle Fälle liegt das Geheimniß der Weisheit. Ist eine glückliche Vergangenheit für den nicht mehr Glücklichen schon peinlich, um wie viel mehr das erst, wenn die Vergangenheit Noth und Elend barg; dann ist sie schon gar

verachtet. — So hat auf dem täglichen Markte des Lebens die Vergangenheit einen äußerst geringen Werth.

Ganz anders aber schätzt ein beschauliches Gemüth die entschwundene Zeit. Denn es kann Folgendes gesagt werden: Die Vergangenheit eines Menschen, deren er sich erinnert, ist das sicherste und reellste Gut, das überhaupt auf Erden gedacht werden kann. Die Zukunft mit ihrem idealen Inhalte ist noch nicht und der Mensch weiß nicht, ob er sie sehen wird. Die Gegenwart ist zwar, aber ihre Güter hängen von unzähligen Zufälligkeiten ab, können jeden Augenblick verändert, zerstört werden und sind für ihren Besitzer stets eine Quelle von Unruhe und Sorge. Anders die Vergangenheit, sie ist ein feststehendes, unveräußerliches Besitzthum in dem Gedächtnisse des Menschen, sie ist sein, so lange der Mensch denken, träumen, leben kann. Der, dessen Vergangenheit frei ist von Schuld, kann sich in ihr ergehen wie in einem Paradiese, sie wird ihm zu einem Reiche des Glückes.

„Was nutzen mir die Freuden, welche vergangen sind?" fragt ihr. Und ich antworte mit der Frage: „Was schaden mir die Leiden, welche vergangen sind?"

Verklungene Musik kann ich in der Erinnerung wiedergenießen, ein vergangener Zahnschmerz bereitet mir selbst bei bestem Gedächtnisse keine schlaflose Nacht mehr. Werde ich auch trotz lebhaftester Einbildungskraft von einer längst genossenen Mahlzeit nicht mehr satt, so haben ihre Freuden doch stärkere Spuren in meiner Seele hinterlassen, als ein etwa darauffolgender Katzenjammer.

Es kommt freilich auch auf die natürliche Anlage eines Menschen an, inwieferne er die Vergangenheit in seiner Seele zu nutzen weiß. Der Schwarzseher wird sich stets nur an die Leiden und das Unangenehme seiner Vergangenheit

erinnern, die Freuden und glücklichen Stunden werden seinem Gedächtnisse entschwunden sein, oder er wird solche unwillkürlich entstellen, so daß er zum Schlusse kommt, er habe sein Lebtag nur Schlimmes erfahren. Bei dem heiter angelegten Menschen wird das gerade umgekehrt sein, er wird nur immer von den Freuden und Genüssen seiner Vergangenheit träumen, das Bittere derselben vergessen haben oder es zum Guten deuten, so daß er stets nur von einer glücklichen Vergangenheit sprechen kann. Für ein solches Gemüth nun wird die Vergangenheit zu einem hohen, fast überirdischen Gute. Sie ist eine allen Fährlichkeiten entrückte idealreale Welt, ja, sie ist mehr als eine solche. Ideale wie wirkliche Dinge können schwanken, aufregen, täuschen, vergehen. Die vergangene Lebensepoche hat bestimmte Eindrücke in unserem Haupte hinterlassen und vermöge der abklärenden, alle Leidenschaften dämpfenden, alle Wunden heilenden Zeit ist in die Erinnerung an die Vergangenheit eine, ich möchte sagen, künstlerische Abrundung und Ebenmäßigkeit gekommen, die uns eben wie ein schönes Kunstwerk berührt, wie ein Kunstwerk, dessen Gegenstand wir selbst sind.

Das sich Versenken in die Erinnerung seiner Vergangenheit, wie beschauliche Gemüther es in stillen Stunden pflegen, ist ein Genuß, den nur Wenige kennen. Denn es paßt so gar nicht in unsere ruhelose, der Zukunft mit Gier zujagende Zeit. Es eignet sich so gar nicht für Leute, die den Kampf ums Dasein mitzuringen haben und doch auch ein Weniges von den Schätzen erhaschen wollen, die in der Zukunft liegen sollen. Zu denken, zu sinnen, zu träumen, das ist orientalischer Brauch, und die Weisen kamen aus dem Morgenlande. Im Abendlande herrscht nur die That, da wird ruhelos gearbeitet, oft gedankenlos angefaßt, sinnlos

gewirthschaftet; wo es nichts zu bauen giebt, dort wird niedergerissen, denn nur That! That! und macht man's schon nicht besser, so macht man's wenigstens anders. Das Hauptmerkmal der heutigen Geschlechter ist die Bewegung um jeden Preis.

Es scheint also, daß die Menschheit sich verjüngt habe. Zu einem Theile mag's richtig sein; zum anderen Theile aber deutet die unerhörte Hast, mit der heute gelebt, gewirkt und geplant wird, auf ein Fieber hin. Und wo Fieber ist, da ist eine Krankheit; auch der Greis geberdet sich in seinem Zehrfieber manchmal noch jugendlich frisch, bevor er an Altersschwäche stirbt.

Das sei, wie es ist. Ich für meinen Theil halte es mit den Ruhigeren, Sinnenden, Beschaulichen. Ich blicke nicht gern gegen Amerika, wo die Sonne untergeht, sondern lieber nach dem Morgenlande, wo sie aufging; nicht gerne nach der Zukunft, wo man stirbt, sondern lieber nach der Vergangenheit, wo man geboren wurde.

Man möge sich nur vor dem Vorurtheile befreien, als ob das Vergangene auch das Verlorene sei. Wie schon gesagt, ist unser vergangenes Leben erst recht unser Besitz, der freilich nur durch ein gutes Gedächtniß und glückliche Seelenstimmung vermittelt wird. Der Besitz ist so groß und real, daß er von unserer steuererfindungslustigen Zeit eigentlich besteuert werden müßte. Werden doch auch die Promessen besteuert, deren Güter in der Zukunft liegen, warum nicht auch das Gold großer, erhebender, freudiger, holder Erinnerungen, das in der feuerfesten Casse unseres Hauptes ruht! Mir z. B. ist die Erinnerung an meine Mutter unvergleichlich werthvoller als alles Andere, wofür ich heute stramm besteuert werde. Mein Heimatshaus auf der Bergeshöhe,

wie es in meiner Seele dasteht in sommerlichem Sonnenschein, in brausendem Wintersturm, in lauschiger Mondnacht, dieses Haus mit seinen geliebten Menschen und trauten Hausthieren, mit Allem, was dran und drum in unendlicher Mannigfaltigkeit lebt und webt — es ist mein Eigenthum. Obzwar es heute still und einsam steht, und von keinem Herrn behütet und von keinem Knecht bewacht, nach und nach in seinem Moder zusammenbricht — es ist mein reiches, unveräußerliches, von keinem „Höferecht" bestrittenes Eigenthum. Und steuerfrei! Das gleiche Eigenthumsrecht ist mir zugeschrieben über das Kirchlein von Kathrein am Hauenstein, wo ich noch Jahr für Jahr die seligen Feste der Kindheit begehe — in meiner Erinnerung. Ueber vierzig Jahre ist es her, seit die süßen Lieder der Weihnacht, die frohen Weihegesänge der Ostern in mein gläubiges Kindesohr geklungen haben, und noch immer und immer klingen sie mir nach, ich höre sie, so oft ich will, und mit den trauten Weisen stehen in mir alle Bilder und Stimmungen wieder auf, die einst in längstvergangenen Tagen gewesen sind. — Das gleiche Eigenthum ist mir sichergestellt für alle Häuser, die in jener Gegend stehen und in denen ich Leben, Lust und Liebe genossen, für alle Wälder und Wässer, für alle Berge im weiten Rund und für den Himmel darüber mit all seinen Gestirnen, die nicht einmal den Naturgesetzen unterworfen sind, sondern kreisen, wie ich will. Und liebe Menschen, die sie längst begraben haben auf den Kirchhöfen zu Kathrein und Krieglach, deren Reste längst fruchtbares Erdreich geworden für Blumen und Disteln — mir leben sie noch, leben in Jugend und Freude, wir necken und lieben uns, und so wird es bleiben. Und einen hochsommerlichen Nachmittag habe ich im Waldlande, da kommt des Weges heran

— nein, das ist so sehr mein, mein Eigenthum, daß ich es nicht enthülle.

Aber nicht allein das sonnige, wonnige Glück, auch die Stunden des Leidens, die Tage des Schmerzes, die Jahre tiefen Wehes — sie sind mir theuer. Und wenn ich gefragt würde, was ich lieber missen wollte, das Leid meiner Vergangenheit oder die Freuden meiner Gegenwart, ich wüßte mich nicht zu entscheiden. Von den Freuden meiner Gegenwart weiß ich noch nicht, ob es rechte sind, ob sie haften bleiben werden in meinem Gedächtnisse als Perlen, die ich meinem Schatze einverleiben kann. Sie sind eben ein Gut, um dessen Besitz ich täglich ringen muß, für das ich noch zittere und dessen möglicher Verlust mir nicht aufkommen läßt den reinen Genuß, welcher ähnlich wäre jenem an der Vergangenheit, den ich im Gegensatze zu dem irdischen, das selige Gut nennen möchte.

Unsere Vergangenheit ist ein Bau, den wir selbst aufgeführt haben und in welchem wir nun gleichsam wohnen, an ihm immer noch weiterbauen, bis zum Giebel, welcher der Hügel des Grabes ist. Sie ist ein Ruhepunkt, eine Oase, auf die wir flüchten, wenn wir erhitzt und müde sind, und wo wir uns auf uns selbst besinnen. Ein Mensch, der sich immer nur sehen will, wie er ist, wird sich nie kennen lernen, er muß sich auch manchmal sehen, wie er war. Wenn es dir bevorsteht, daß du einen großen Treffer machen und nach Jahresfrist das Geld wieder verlieren sollst, so weißt du im Voraus nicht, wie du dich dabei gehabest und wie das enden wird. Du magst dir in der Theorie vornehmen was du willst, du weißt nicht, wie du des Glückes und des Unglückes Herr werden wirst. Sollte dir aber in deinem früheren Leben einmal Aehnliches begegnet sein — ein jäher

Gewinn und ein großer Verlust, und du besinnst dich darauf, wie du es überstanden hast, so weißt du auch für ähnlichen Fall dein künftiges Geschick. — So steht in unserer Vergangenheit — wenn wir lesen können — unsere Zukunft geschrieben. Und jene lehrt uns auch, diese zu würdigen.

Nicht Der weiß ein Glück zu schätzen, welcher es gewonnen hat, sondern Der, welcher es verloren. Und diese durch Verlust gewonnene Weisheit ist für sich eine Art von Glück.

Beeinträchtigt kann der Werth der Vergangenheit durch zwei Dinge werden: durch eigene, begangene Schuld und durch die Vergiftung des Herzens. Ueber erstere ist weiter nichts zu reden; die furchtbare Macht des bösen Gewissens ist sprichwörtlich, sie wandelt süße Erinnerungen an die Vergangenheit zu höllischer Pein um. Es giebt Leute, die nur darum so hastig in die Zukunft hineinfliehen möchten, weil sie sich vor ihrer Vergangenheit fürchten. Aber auch Dem, dessen Gemüth von fremder Bosheit einst zerrissen und vergiftet wurde, ist die Erinnerung an die Vergangenheit vergällt; das herrliche Bild hat dunkle Flecken, während dort, wo zufällige Leiden waren, Thränen zu leuchtenden Diamanten geworden sind.

Meine Jugend war das, was die Welt herbe nennt. Und doch, wenn ich mir heute etwas recht Gutes anthun will, so schau ich auf jene Zeit zurück. Sie war wohl nicht ganz so, wie ich sie heute sehe; es sind — um nach Weltbrauch zu sprechen — bei jenem Schatze eben auch schon Zinsen dazugewachsen. So steigt der Werth der Jugenderinnerungen mit den menschlichen Jahren, um endlich den trübseligen Gebresten des Alters ein freundliches Labsal zu sein.

In der ersten Hälfte des Lebens pflegt der Mensch nach vorwärts zu blicken und in seinem Auge liegt Muth, Thatkraft, Hoffnung. Dann aber wendet sich sachte sein Haupt und im ernsten Blick Enttäuschung und Ergebung schaut er nach rückwärts. Im Spiele des Kindes sieht er jetzt mehr Freude, als in der That des Mannes. In der Sehnsucht des Jünglings schaut er jetzt mehr Glück, als in dem Erfolge des Greises. Es mag das ja sein, weil uns ferne, unnahbare Gegenstände immer reizender dünken, als nahe, leicht erreichbare; allein wahr ist es auch, daß der Frühling mit seinen Blüten in alle Ewigkeit schöner bleibt, als der Herbst mit seiner Frucht.

Im Leben wie in der Kunst wirkt der Gegensatz: Der Frühling erscheint uns nie so schön, als wenn wir mitten im Winter an ihn denken, und die Jugend ist uns nie so lieb, so rührend lieb, als wenn wir sie uns vorstellen, da unser Haupt schon gebleichte Locken hat. Unsere Jugend kommt also zu ihrer wahren, von uns vollbewußten Geltung erst, wenn wir alt sind. Und also hat die Zeit für uns den höchsten Werth, wenn sie Vergangenheit geworden ist.

Da sitzt der Greis im Kreise seiner lustigtollenden Enkel. Er will ihnen Geschichten erzählen aus seiner Jugend, er erzählt sie sich selbst und über seine längst vergangene Kindheit vergißt er der gegenwärtigen um ihn kreisenden, balgenden, jauchzenden! — Dann kommt ein letzter Tag. „Nur ein kleines Weilchen noch!“ so bittet er den Arzt, aber das Restchen seiner Zukunft wird Tropfen um Tropfen zur Vergangenheit und mitten in seiner Last preist er das Stündlein der Erquickung, das er vielleicht gestern noch hatte. In Fieberträumen ruft er mit heller Stimme einen Namen, einen fremden Namen, den Niemand zu deuten weiß. Und

der Gerufene war ein blühender, fröhlicher Mensch in längst-vergangenen Tagen.

Endlich ruht er im Schreine. Die Erben zanken vielleicht um die irdischen Güter, die er hinterlassen hat. Das größte aber nimmt er mit sich, denn es ist unveräußerlich.





Ehret die Todten!

Einst reiste ein König über Land. Er ging im Kleide anderer Menschen, um unerkannt zu sein, denn er wollte das Volk kennen lernen. Ein Höfling begleitete ihn. Sie waren in ein Thal gekommen, das lieblich dalag wie ein Paradies. In diesem Thale gefiel es dem Könige so gut, daß er sich daselbst ein Sommerschloß bauen wollte, doch beschloß er, früher die Bevölkerung zu beobachten, denn ein schönes Thal allein genügte ihm nicht für seinen Sommerfrieden, es sollten auch gute Menschen darin wohnen. Der König und sein Begleiter kamen in ein Dorf, in welchem gerade zwei Aufzüge durch die Gassen gingen: ein lustiger, reichgeschmückter und musicirender Hochzeitszug und ein still und träge dahinwallender Leichenzug. Der Höfling gedachte sich sofort ersterem anzuschließen, allein der König hielt ihn zurück mit dem Bedeuten, daß sie dem Leichenzuge folgen wollten. Der Zug bewegte sich gegen den Friedhof. Unterwegs gestattete der Höfling sich die Bemerkung, daß er nicht recht einsehe, warum man das Lustige verschmähe und sich an das Traurige halte? Worauf der König antwortete:

„Ich bin nicht ausgezogen, um mich zu ergötzen, sondern um die Bewohner dieses Gaues kennen zu lernen. In ihrer Lust sind die Menschen alle mehr oder minder gleich und neigen zum Thierischen hin; in ihrem Schmerze und in ihrer Trauer offenbart sich ihr Inneres, edel Menschliches, und wenn ein Funken Göttlichkeit in ihnen vorhanden ist, der herbe Schmerz schlägt ihn heraus, sowie der Stahl den Funken aus dem Steine schlägt. Wenn ich sehe, wie sie mit ihren Weibern durch den Tanzboden fliegen, so weiß ich noch nichts; wenn ich sehe, wie sie ihre Todten bestatten, so weiß ich etwas."

Also sprach der König und sie wandelten hinter dem Leichenzuge her, dem Kirchhofe zu. Der Weg war übersäet mit Steinen; die Leute schrien ein Gebet und wiederholten es zehnmal und öfter. Die Klageweiber thaten ihr Bestes. Kein schattiger schirmender Baum stand da. Die hölzerne Einfriedung war streckenweise gebrochen und lehnte sich an die wilden Büsche. Einige prunkhaft angelegte Denkmäler standen da, von welchen der Mörtel sich loslöste oder das Gesimse herabgebrochen war. Die Hügel waren überwuchert von Gras, selbst von Nesseln, und die wenigen Blumenbeete machten ihre Verwahrlosung erst recht deutlich. Die Gräber waren in willkürlicher Lage, das eine hoch aufgehäuft, das andere tief eingesunken, und die Steige führten planlos darüber hin. In dem Erdhaufen des aufgewühlten Grabes war ein Gemenge von morschen Sargbrettern und Knochen. Unter lärmendem Gebete und grellen, verzweifelten Klagen der Angehörigen wurde der Sarg polternd in die Tiefe gesenkt, Mehrere gossen aus Gläsern und Töpfen Weihwasser hinab — bald darauf setzten die Leute ihre Hüte auf, gingen auseinander und sprachen von alltäglichen Geschäften.

Der König blickte den Höfling an und sagte: „In diesem Thal baue ich mein Sommerschloß nicht. Hier sind die Leute undankbar und roh, ohne Idealismus und ohne Herz — sie ehren ihre Todten nicht."

„In dem Hochzeitshause hätten wir sie vielleicht von einer besseren Seite kennen gelernt," bemerkte der Höfling. Da kam ein Bote gegangen, der sagte zum Todtengräber: „Mach ein neues Loch, morgen bringen wir wieder Einen. Beim Hochzeitsfeste im Wirthshause haben sie gerade Einen erschlagen."

Der König blickte den Höfling an. Beide schwiegen und wanderten weiter.

Wenn dieser weise König heute unsere schönen Länder bereisen würde, um einen Platz für sein Sommerschloß zu suchen, und die Menschen darnach beurtheilte, wie sie ihre Todten ehren — er würde bei uns kaum bauen.

Seinerzeit habe ich von dem übergroßen, läppischen Prunk gesprochen, der auf unseren Stadtfriedhöfen herrscht und zu Allerseelen allemal wie eine Modeausstellung von Trauerwaaren sich breit macht. Heute ein Wörtchen über das Gegentheil, welches man auf unseren Landfriedhöfen findet.

Vor Zeiten hat man die Friedhöfe um die Kirchen herum angelegt. Mitten in einem Kreise von Todten, durch Gräberwälle abgegrenzt von der Welt und dem Weltlichen, im Gotteshause gleichsam an der Ewigkeit Schwelle zu stehen — es mag sinnig und stimmungsvoll gewesen sein. Aber weil der Friedhof so als Tummelplatz für die Kirchengänger, wenn nicht gar manchmal für den Jahrmarkt, diente, so konnte von einer Gräberehrung keine Rede sein. Die Kreuze wurden einfach an die Mauer genagelt, wo sie eben Platz hatten, die dazugehörigen Gräber waren weitum zu suchen,

waren der Erde gleich gemacht und wurden jeden Tag hundertmal mit Füßen getreten, was freilich den Todten nicht mehr wehe that, was aber den Lebendigen hätte weh thun müssen. Zum Glücke waren diese nicht wehleidig, wenn es nicht gerade an ihr eigenes Fleisch oder an ihren Geldbeutel ging. — Der Lebende hat sonst immer recht, aber manchmal haben die Todten auch noch ein gewichtig Wort, und sie drohten mit Seuchen! Daher befahl das Gesetz, daß man die Kirchhöfe fürder nicht mehr um die Kirche und mitten in den Ortschaften dulden dürfe, sondern sie hinaus an entlegenere Stellen verlegen müsse.

Da bot denn manche Gemeinde ihre Geistesfähigkeit auf, um dem Friedhof auf dem möglichst ungünstigen Orte anzulegen: an Straßen und Kreuzwegen, an Bächen und Eisenbahnen, in Sandhalden, an steilen Lehnen u. s. w. Und fast immer auf einer Anhöhe, die höher als der ganz nahe stehende Ort lag, damit von den Gräbern das Wasser in die Gärten sickern und sich in die Brunnen senken konnte. Es ist unglaublich, aber es ist wahr, daß man unter unseren Landfriedhöfen mehr als zwei Drittel finden kann von solchen, die höher liegen als der Ort, ja manche unmittelbar so, daß an deren Fuß die Trinkbrunnen fließen.

Wenn man die Todten erhöhen will, so sollte man es nicht auf Gefahr der Lebendigen thun. Ich stimme für eine andere Erhöhung und Ehrung.

Wer einen Begriff bekommen will davon, wie das „heilige Feld“ aussehen soll, der gehe nach Italien, oder hinaus zu den Evangelischen ins Reich. Wie viel Kunst und Geschmack! Wie viele Zeichen der Liebe! Wie das Gotteshaus, so ist auch der Gottesacker eine Stätte der Andacht, der Sammlung, der Erbauung. Duldet unser Klima gleich-

17 *

wohl nicht Marmorgebilde im Freien, so soll doch das, was wir haben und aufrichten können, von Geschmack und Würde sein. Ein einfaches Holzkreuz, ein schlichter Stein, ein Blumenbeet, ein Baum — es ist ja edel und es ist genug. Nur gepflegt und betreut soll es sein, die Ziegen sollen nicht auf Gräberrasen weiden, die Gebeine sollen sorgfältig gesammelt und wieder bestattet werden, die Wege sollen nicht über Grabstätten gehen, und wenn für den unten Ruhenden schon kein Platz mehr war auf dieser Erde, so sollte doch für dessen Hügel einstweilen noch einer sein, bis der nächste den Einen ohnehin verdrängt.

Was heute auf Dorffriedhöfen noch Schönes zu finden ist, das stammt größtentheils aus älterer Zeit: die würdigen Holzkreuze mit edel geschnitzten Christusbildern, die kunstvollen Schmiedeisenkreuze, die Urnendenkmale griechischen oder romanischen Stiles, das giebt noch Stimmung. Heute plumpe Gußeisenkreuze mit ebenso plumpen Bildnissen, und die unendlich geist- und seelenlosen Steinobelisken, einer wie der andere, von Geschmacklosigkeiten höheren Stiles nicht zu reden. Man sieht, wie nüchtern und phantasielos wir werden. Unsere Denkmale werden nicht von warmer Menschenhand erzeugt, sondern in der Fabrik, darum ist kein Herz in ihnen.

Manche Friedhöfe bleiben kahl und ganz öde, kaum von einem rohen Zaun umgeben; rasenlose, stellenweise aufgewühlte Erde allein giebt davon Zeugniß, daß hier, vielleicht noch obendrein zu seicht gegrabene Gräber sind.

Von einer materialistischen Richtung wäre es am Ende ja begreiflich, wenn sie die letzte Ruhestätte des Menschen zu einem Schindanger herabwürdigte, denn diese Materialisten finden eine wahre Wollust darin, im Kothe zu waten und Aas zu sein. Allein von den Vertretern der Kirche,

die doch den Kirchhof zu beaufsichtigen haben, ist es unbegreiflich, daß sie auf die würdige Pflege der Friedhöfe im Allgemeinen so wenig Gewicht legen. Zwar ist es ihre Art, die Augen der Hinterbliebenen nicht auf den Grabhügel, sondern vielmehr auf das Fegefeuer zu lenken, in welchem die abgeschiedenen Seelen möglicherweise schmachten können, allein es ist doch auch eine Pflicht da, und es ist eine christliche Tugend, die Todten und ihr sichtbares Andenken zu ehren. — Das Grab ist ein ethisch wichtiger Factor. Ein Grab auf dem Kirchhof predigt in seiner tiefen Lautlosigkeit oft eindringlicher, als der Priester auf der Kanzel. Die Achtung vor den Todten wandelt sich leicht in Liebe zu den Lebendigen. Die Nächstenliebe ist eine Blume, die nirgends besser gedeiht, als auf Friedhofserde. Der Kirchhof ist die Stätte, wo in unseren Vorfahren die Vorzeit uns noch ihre kühle Hand herüberreicht, an ihre Thaten und Tugenden mahnt, aber auch an ihre Leiden und Enttäuschungen.

Im Angesichte der Verrottung auf unseren Friedhöfen taucht öfter und öfter der Gedanke an die Feuerbestattung auf. Diese Feuerbestattung wäre das Zweckmäßigste und wird über kurz oder lang sicherlich wieder eingeführt werden. Ich persönlich kann mich für die Leichenverbrennung zwar nicht erwärmen. Ich sehe in den Gräbern eben einen moralischen Werth, den einer sichtbaren Erinnerung an liebe Heimgegangene und einer Mahnung zu lieben, so lange man lieben kann. Das aus Gräbern immer wieder in allen Gestalten aufsprießende Leben ist uns eine, wenn auch nur symbolische Verheißung der Unsterblichkeit. Bei der Leichenverbrennung wird alle Vorstellung künftigen Werdens ausgetilgt; obzwar selbst in der Asche noch Lebenskraft ruht, so ist Sterben und Verbranntwerden doch wie ein zweimaliges

Vernichtetwerden. Jeder, der ein gottbegnadetes Herz hat, der sieht in den Friedhöfen nicht allein den Sarg einer vergangenen Welt, sondern auch die Wiege eines neuen Lebens.

Eines Tages wohnte ich einem Begräbnisse bei, an welchem die Verwandten des Verstorbenen in ihrem Schmerze sich wie wahnsinnig geberdeten. Nur ein junger Mensch, der Sohn des ins Grab fahrenden Vaters, blickte zwar thränenden, aber verklärten Auges unverwandt aufs Fenster des Beinhauses hin. Als die Menge sich vom Grabe schon entfernt hatte, stand er immer noch so da. Trat ich endlich zu ihm und fragte, was er sehe?

„Durchs Beinhaus sehe ich," sagte er fast mit Entzücken. „Zum einen Fenster hinein, zum anderen hinaus, den Rosenstrauch. Mein Auge durchdringt die Todesnacht und erblickt das neue Leben jenseits des Grabes."

Unsere Natur schaudert vor verwesenden Körpern von Mitmenschen. Es ist aber nicht allein das Grauen des Abscheues, es ist vielmehr noch das Grauen vor dem Geheimnisse. — Die kluge Welt liebt es zwar, den todten Menschenkörper mit dem eines todten Thieres zu vergleichen. Sie dünkt sich mit solchem Vergleich sehr weise und unbefangen. Ich lasse nun Jedem das Vergnügen, nach Herzenslust Thier zu sein. Ich für meinen Theil aber habe Achtung vor einem Stück Erde, das einmal das edle Gebilde eines Menschen gewesen, in welchem ein gütiges Herz geschlagen, die Vernunft gewohnt hat. Ein Gehirn, das den Blitz geleitet und den Lauf der Sterne ergründet hat, eine Hand, welche die sixtinische Madonna gemalt, ein Herz, das fähig war, zum Wohle der Menschheit freiwillig zu verbluten, ist nicht von jenem Stoffe, aus welchem die Natur Hunde und Maulthiere formt. Ich will das Thier nicht erniedrigen, indem

ich den Menschen erhöhe, auch in ihm waltet zielbewußt und groß die Natur. Allein die Flamme Gottes ist nicht in ihm, diese brennt auf einem weit feineren Dochte. Und wenn unsere grobtappende Chemie keinen Unterschied findet zwischen der Asche des Menschen und der des Thieres, so findet sie ihn eben nicht. Bei gleichem Stoffe hätte ja doch die gleiche Kraft zu Tage treten müssen, um „Kraft und Stofflerisch" zu reden. — Und selbst wenn wir es zugeben könnten, daß in der That kein stofflicher Unterschied sei zwischen dem Körper eines Menschen und dem eines Thieres, so giebt es ewig den Unterschied, den unser Gefühl, unser Gemüth sieht.

Wer die Kinder nicht liebt und die Todten nicht ehrt, der ist kein guter Mensch. Den Kindern haben die Gemeinden stattliche Schulhäuser gebaut; die Todten verlangen so viel nicht. Aber daß der Ort ihrer ewigen Rast nicht entweiht werde durch Verwahrlosung und Ungeschmack, das ist ihr Recht. Ihres und das unsere! Denn unser Herz, wenn es pietätvoll und dankbar ist, bedarf es ja, daß die Ruhestätte geliebter Menschen würdig und heilig sei. —

Dem Vorstehenden sei als Beispiel die folgende „Zuschrift" an den Verfasser dieses Buches angeschlossen.

„Ich hatte eine junge, schöne, engelsmilde, heißgeliebte Schwester.

Und als sie neunzehn Jahre alt war und lieblich wie eine Lilie und so sanft und hold wie ich glaube, daß auf Erden ein ähnliches Wesen nicht mehr zu finden ist, und gerade als es mir klar war, wie unbeschreiblich ich sie liebte, da ließ ich sie eine Klafter tief in die Erde verscharren.

Und das ging so zu. Als Ernestine achtzehn Jahre und einige Monate alt geworden, begann sie sachte blässer und

ätherischer zu werden und der Arzt rieth einen südlichen Curort an. Anfangs war sie damit freudig einverstanden, als jedoch die Abreise herankam, bat sie in rührender Weise, man möge sie nicht in die Fremde schicken. Aber wir alle redeten ihr zu, drängten sie hinaus, wie es ja herkömmlich ist in unserer Zeit, daß man den Menschen, wenn er krank wird, von daheim verbannt und in die weite Welt hinausstößt. Sie gab sich geduldig darein und ich begleitete sie.

Der Curort war sehr schön und, nach den Büchern und Zeitungberichten, die darüber geschrieben worden, auch sehr heilkräftig, aber Ernestine war still und betrübt, sie litt an Heimweh. Doch es war eine sechswöchentliche Cur verordnet worden. In der dritten Woche war sie schon so sterbenstraurig, daß ich zur Abbrechung der Cur und zur Heimreise willigte, aber nun war sie nicht mehr fähig zu reisen. In der vierten Woche ist sie bei vollem Bewußtsein sanft verschieden. Ihr letztes Wort war: „So sehe ich dich nimmer, du Heimat."

Ich ging auf das Telegraphenamt, traf mancherlei Anordnungen, und als ich hierauf wieder zurückkehrte in ihre Wohnung, um sie schön und in einem Blumengarten aufbahren zu lassen, war die Leiche nicht mehr da. Nach der Vorschrift des Curortes war sie sofort in einen Sarg gethan und in die Todtenkammer des nächsten Bauerndorfes überführt worden.

Allsogleich eilte ich dahin. Der Friedhof lag auf einem schattigen Abhange in der Nähe einer rauchenden Ziegelbrennerei. Die Umzäunung bestand aus morschenden Bretterlatten und Brennesseln, der Boden war uneben holperig. Die meisten Gräber waren eingesunken, mit Unkraut bewuchert, auf den neueren bemerkte man von Thieren nicht bloße Klauen-

eindrücke, sondern auch andere Spuren. Die Holzkreuze standen alle schief, nach links, nach rechts, nach vorne, nach hinten geneigt, so daß es schien, als seien sie besoffen und wackelten hin und her. Ich ging durch hohes wildes Gedistel dahin und scheuchte Kröten auf. Die Todtenkammer war gemauert, aber die Mauern hatten große Risse und stellenweise keine Tünche, auf dem modernden Schindeldache wucherte grünes Moos. Die windschiefe Thüre stand halb offen, sie hatte kein Schloß um versperrt zu werden, wahrscheinlich war es gestohlen worden; an der Stelle, wo es angeschlagen gewesen, sah man noch die Löcher. In der Kammer war es ganz dämmerig, in einem Winkel lag halbverfaultes Stroh, an einer Ecke lehnte ein schwarz angestrichener Schragen, daneben auf dem Ziegelboden stand der braune Holzsarg, in welchem meine Schwester lag.

Ich begehrte eine ordentliche Aufbahrung, sie wurde mir versagt, denn es war nirgends ein Platz dazu. Die Curorte verleugnen ihre Todten, denn die Todten machen schlechte Reclame. Zur Ueberführung der Leiche in die Heimat waren die Mittel nicht vorhanden, also mußte ich mich entschließen, das liebe Kind in der öden Fremde zu begraben. Wie wehe mir war, das kann ich nicht sagen.

Unmittelbar nach dem einfachen Begräbnisse ging ich dem Bahnhofe zu, allein dort packte mich die Sehnsucht, noch einen einzigen Blick auf den Sarg der Verlassenen zu thun, mit solcher Gewalt, daß ich noch einmal umkehrte nach dem Friedhof. Es war ein trüber, regnerischer Abend, das wuchernde Unkraut bog sich vor Nässe, die lehmige Erde legte sich schwer an das Schuhwerk. Alles glitschig, aus dem Boden schaute dort und da ein Knochen hervor, und die dunstige Luft schlug stellenweise einen Geruch nieder, der mir den Athem ver-

legte. Die unförmige Grube war ganz am Rande, Trümmer des Zaunes ragten über das viel zu seichte Grab herein und das Unkraut ringsum war niedergedrückt von den lehmigen Erdlasten, die man darauf hingeworfen hatte. Der Sarg, welcher ganz ungleich gestellt worden, so daß die Kopfseite niedriger lag, als die Füße, war schon zum Theile mit knolligen Erdstücken bedeckt. Ein alter mühseliger, mißmuthiger Mann und ein altes keifendes Weib waren eben daran, mit Schaufeln das Erdreich hinabzuwühlen. Aber das ging überaus mühselig und langweilig. Und die beiden Greise waren über die Maßen häßlich, er mit rothen Triefaugen und sie mit stieren Glotzaugen; zahnlos, fahle Haarfetzen hingen ihr aus dem großen Filzhute hervor, den sie auf hatte. Und noch weit häßlicher machte sie das Unwillige, Träge, Gallische, das in ihrem Wesen lag. Daneben stand ein etwa fünfjähriger Knabe in zerlumptem Beinkleidchen, auf dem Kopfe einen schwarzen zerrissenen Strohhut, das Gesicht grünlich gelb und schmutzig! Mit den mageren Barfüßen quatschte er im lehmigen Morast umher und stieß manchmal einen krächzenden Ton aus. Später merkte ich, daß er ein dürres Rind, welches auf dem Friedhof graste, zu bewachen hatte, damit es nicht durch den zerrissenen Zaun hinausging. Das Ganze war ein so widerliches Bild, wie ich all meiner Tage keines gesehen hatte. Um es richtig beschreiben zu können, müßte ich ein Zola sein. Und in dieser Wüste von Häßlichkeit soll meine holde Schwester gebettet sein? Beiden Grableuten riß ich die Schaufel aus der Hand. „Ihr gehört ins Versorgungshaus!“ rief ich ihnen in bitterem Zorne zu, und begann selber das Grab zuzuschaufeln, in der festen Absicht, das geliebte Herz an solcher Stelle nicht verwesen zu lassen, sondern ihm bald anderswo eine freundlichere Ruhe-

stätte zu erwerben. Schande und Schmach rief ich über eine Gemeinde, welche den Weiheort ihrer Todten so abscheulich vernachlässigt!

Aber wie jener Friedhof in der Nähe des schönen Curortes ist, so giebt es zahllose Dorffriedhöfe im Lande. Die Gräber läßt man sich bezahlen, verkauft womöglich ein und dasselbe Grab in wenigen Jahren mehrmals, im Uebrigen sucht die Kirche die Erhaltung des Friedhofes der Gemeinde zuzuschieben und die Gemeinde wieder behauptet, sie ginge der Kirchhof nichts an, das wäre des Pfarrers Acker. Die Folge ist, daß dieser „Acker" halb einer Wildniß und halb einer Ruinenstätte ähnlich sieht.

Möchte die Regierung nur einmal Boten ausschicken, um zu sehen, wie es auf vielen unserer Dorffriedhöfe hergeht, sie würde Wunder erfahren! Sie würde sehen, wie die Friedhofsverordnungen mitunter gehalten werden. Ich kann nicht alle meinen, sondern nur einzelne, und weiß genau, welche ich meine. Aber die Verwilderung allein ist es nicht.

Ich habe nie die Stumpfheit einer Bevölkerung begreifen können, die solcher Wirthschaft ruhig zuschaut und im Schlendrian selber mitthut. Wenn man ihr schon keine Pietät für ihre Todten zutrauen kann, so sollte sie sich wenigstens vor den Seuchen fürchten, mit welchen die schlechtverwahrten Todten sich rächen können! Da ist in manchen Orten ein Verwundern und Klagen über die große Sterblichkeit! Daß sie die geheiligte Stätte so vernachlässigen, bis dieselbe zu einem Giftherde wird, daran denken sie nicht.

Und die Kirche! Wie heftig wehrt sie sich gegen die Leichenverbrennung! Ich sage, wenn sie auf den Kirchhöfen das Unwesen duldet, welches den sonst erhebenden Ort so widerlich macht, dann darf sie sich wohl nicht wundern,

wenn sich immer mehr und mehr Leute für die Verbrennung entscheiden. Ich war ursprünglich ein Gegner der Leichenverbrennung, aber so oft ich einen verlotterten pietätlos gehaltenen Friedhof sehe, nähere ich mich stets einen Schritt dem Systeme der Verbrennung. Und also habe ich unter großem Opfer seitens der Familie in der That Anstalt getroffen, daß meine arme Schwester Ernestine aus jenem ekelhaften Orte gehoben und nach Gotha überführt wurde.

Oder Ihr, die alles Bevormundenden, erlaubt es doch wenigstens, daß man seine Lieben im heimatlichen Garten bestatten darf, unter der Linde, in einem Haine von Eichen oder Fichten, oder an einem anderen profanen Orte, der doch nie so profanirt werden wird, als euere Kirchhöfe es sind. Wenn ihr uns aber auf den gemeinsamen Kirchhof zwingen wollt,*) so müssen wir euch zwingen, diesen Kirchhof gesetzmäßig seiner Bedeutung würdig zu versorgen."

*) Es ist übrigens Niemand gezwungen, auch der Katholik nicht, sich auf einem Kirchhofe begraben zu lassen.

Der Herausgeber.



Das heilige Bildniß.

Wie kurz die Lebenszeit und wie lang eine Nacht für den Kranken, der nicht schlafen kann! Und wie furchtbar das, was ich einst erfahren habe!

Erschöpft und schlaflos lag ich da und zählte die Stunden, und zählte das Tiktak der Uhr — die Pulsschläge der Zeit. Nach einer kleinen Ewigkeit, in der sich physische Schmerzen und beängstigende Träume fortwährend durch meine Seele geflochten hatten, war es drei Uhr. Dann die zweite Ewigkeit. Gottlob, nun wird es bald tagen. Die Gaslaterne draußen, welche die ganze Nacht über ihre ruhige Fenstertafel auf meine Zimmerdecke gelegt hatte, wurde ausgelöscht. Auf den Gassen rollten schon die Wagen, der Zeisig im Bauer begann die Schläfrigkeit von seinen Fittichen zu schütteln, aber der blasse Dämmerschein an der Wand wollte sich noch nicht einstellen. Es mußte schwerer Nebel liegen über der Stadt. Es schlug ja schon sieben Uhr, es ging gegen acht Uhr. — Was ist denn das? Noch immer finstere Nacht! Plötzlich kommt mir ein gräßlicher Gedanke, ich springe aus dem Bett, ich streiche ein Reibholz, hell auf zuckt das

Flämmchen. Ich athme auf, erblindet bin ich nicht. Ich gehe zur Uhr, der Zeiger rückt auf Neun und es schlägt dieselbe Stunde. Ich eile ans Fenster, draußen ist ein seltsames Lärmen, Handlaternen zucken hin und her und am Himmel bleibt es finster. Ich schlage den Kalender auf, keine Sonnenfinsterniß steht drin. Durch die Thürfuge wird wie gewöhnlich das Morgenblatt hereingesteckt — politisches Gezänke, vermischte Nachrichten, geschäftliche Ankündigungen, marktschreierische Unterhaltungsanzeigen für diesen Tag die Menge. Es bleibt finster. Ich fasse mich an den Gliedern, rüttle mich, um aus dem beängstigenden Traum zu kommen, aber ich wache ja, sehe von der Lampe beleuchtet alle Gegenstände meines Zimmers klar und bestimmt. Sehe an der Wand die Bildnisse der lieben Menschen, die auf dem Kirchhofe schlafen, sehe und höre meinen kreischenden Vogel, der unruhig flattert und mit angsterfüllten Augen auf mich herschaut. Meine Stirne ist nicht heiß, mein Puls geht kaum stärker als gewöhnlich, fünfundsiebzig Schläge in der Minute. Der Zeiger steht auf halb Zehn, im Zimmer Nacht, draußen Nacht. Heute bleibt die Sonne aus, oder ich bin wahnsinnig geworden.

Ich eile nun aus dem Hause. Auf der Gasse verwirrte Menschen, sie schreien, stöhnen oder huschen still dahin und prallen aneinander. Man ruft, die Straßenlaternen sollen wieder angezündet werden. Welch ein Verlangen! sie brennen nicht einmal in Vollmondnächten, wie erst mitten im Tage! Die Uhren schlagen die eilfte Stunde, am Himmel keine Wolke, es funkeln die Sterne, aber mancher Himmelskundige will bemerken, daß es fremde Sterne seien, oder aus ihren Geleisen gesprungen. Da werden auch schon Rufe laut: Die Welt ist entgleist! Schreckliche Rufe der Verzweiflung, aber

noch schrecklichere die der Gotteslästerung, des Aufruhrs, der wilden Gier und Freude an der neu einbrechenden Gesetzlosigkeit.

Ich eile zu einem bekannten Doctor für Nervenleidende, um ihn zu bitten, daß er mich in eine Heilanstalt für Geisteskranke bringen möge. Er ist umringt von Vielen, die ähnliches Begehr haben, er hält mit beiden Händen seinen Kopf und sagt: „Liebe Leute! Auch ich bin wahnsinnig geworden, oder es ist das Weltende da!“

„Wenn es bloß das wäre!“ versetzte Einer, „aber ich fürchte die Welt ist nur verrückt, wir haben die nordische Nacht, die vielleicht ein halbes Jahr dauert, oder ein ganzes, oder immer, wir verhungern und erstarren eines langsamen Todes. Nicht das Sterben fürchte ich, sondern das, was wir früher noch erleben werden.“

Ich gehe zu einem Astronomen. Mit Noth taste ich mich die finsteren Treppen empor in seine Stube. Da sitzt er bei der Ampel und rechnet. Simulirt und rechnet, schüttelt den Kopf, rechnet dann gelassen weiter. Plötzlich beleben sich seine Züge. „Es stimmt,“ murmelt er.

Ich bitte ihn um wissenschaftliche Erklärung des unerhörten Naturzustandes.

„Wie aus diesen Ziffern ersichtlich,“ sagt der Gelehrte, „tritt das Ereigniß in regelmäßigen Zwischenräumen von 19673·4099 Sonnenjahren ein. Muß aber bemerken, daß der Decimalbruch, um mich populär auszudrücken, ein unendlicher ist, daher bei Berechnung der Rotirung unseres Planeten während seines Laufes auf der elliptischen Bahn genauer als auf das Fünftel einer Secunde nicht wohl bestimmt werden kann. Dasselbe Verhältniß — um mich populär auszudrücken — auch im Raummaße. Theilt man nämlich die Planeten

in Bezug auf die Entfernung von der Sonne in Theile wie 4:13, bei Anderen in 197:9801 u. s. w. ein, so —"

Da sehe ich: Auch hier ist es finster. Als ich wieder auf die Gasse komme, ist das Menschengewoge ein noch wilderes, als vorhin. Viele Leute haben — wie man bei den jetzt angezündeten Laternen sieht — fahle Gesichter und eisgraue Haare. Andere sind ausgelassen und treiben es wie besessen. Schon ist ein neuer Industriezweig da, ein Mann schreit in cynischer Weise seine neuerfundenen Patent-Lampions aus, die man auf den Hut stecken kann. Ueberall auf Straßen und Plätzen tansparente Vergnügungsanzeigen. Manchem ist das zu wenig, sie sind auf Zinnen und Thürme gestiegen, um auszublicken nach einer Morgenröthe. Ein lauer Wind trägt vom Parke her die Blüten der rothen Quitte und des Apfelbaumes und — wie unheimlich zu solcher Tagesstunde! — in einem Busche schlägt die Nachtigall.

Am heimlichsten ist's noch in den Weinkellern, Bierhallen, Theatern und in sonstigen Räumen, die man nur bei künstlichem Lichte zu betreten gewohnt ist. Aber der Wahnsinn feiert hier überall sein Gelage und den Ballettänzerinnen wird zugejubelt, als wären es kreisende Sonnen.

Ich will mir Zerstreuung und Trost in der Kunst suchen. Ich höre wohl die nervendurchwühlenden Töne der Oper, aber immer muß ich denken: Es ist finster. Ich sehe wohl die Sculpturen der Hellenen, aber ich weiß, die Sonne hat uns verlassen und mir ist ach und weh zum Sterben. Ich irre auf öden Straßen und in Wildnissen um. Zwischen schaurigen Bergeswuchten steht ein Kirchlein und still leuchten darüber die Sterne des Himmels. Ich trete ein und sehe, von zwei Kerzen milde beleuchtet, ein wundervolles Bildniß. Es ist die Mutter mit dem Kinde. Maria mit dem kleinen

Heiland. Ich schaue in das milde, reine, himmlische Angesicht, da ist mir, als gehe sachte, sachte die Morgenröthe auf. Hinsinke ich vor das Bildniß, Hoffnung und Vertrauen erwacht. Eine Frau sitzt im himmlischen Rath, da können wir nicht verloren sein. Ein heftiges Weinen überwältigt mich, da fühle ich auf meiner Stirne eine sanfte Hand. Die Augen schlage ich auf, es ist lichter freundlicher Tag und an meinem Bette steht die geliebte, treue Lebensgefährtin und frägt mich liebreich, was mich im Traume denn so sehr bewegt habe?

„Anna," sage ich, „so lange ich lebe, soll das Bildniß, welches dort an der Wand hängt, mit Immergrün und Rosen bekränzt werden. Ich habe diese Muttergottes eben im Traume gesehen. Sie hat mich erlöst aus Grauen und Bangniß. Lege Deine Hand an meine Brust, nicht wahr, wie wild es noch tobt, da drinnen! Nichts ist denkbar, das so schrecklich wäre, wie Finsterniß. Die Himmlische hat mich getröstet, Du hast mich aufgeweckt. In diesem lieblichen Bildniß will ich die Himmlische und die Irdische verehren. Dieser heiligen Maria mit dem Kinde will ich die Lieder weihen, die ich edlen Frauen singe; dieser göttlichen Königin will ich die Kränze opfern, die ich Dir, mein geliebtes Weib, flechte. Welch gräßliche Nacht auf Erden, wenn nicht Frauenaugen leuchteten! welch ein dunkles Leben müßte ich vertrauern, wenn Du nicht wärest!

Die Frau im Himmel ist das Licht des Glaubens, die Frau auf Erden das Licht des Lebens.





Das Reich des Uhu.

Eines Abends zur späten Stunde kam ich in eine große Stadt. Ich irrte durch die Gassen wie durch eine Wildniß, denn ich war fremd. Die Gasthöfe waren überfüllt, der Musentempel war bereits geschlossen, doch schritt aus einem Hinterpförtchen desselben noch ein Mann, an dem ich — seltsam genug — einen alten Jugendfreund erkannte.

Dem klagte ich meine Noth, daß ich zwischen den Tausenden von Dächern obdachlos wäre. „Komm' mit mir," sagte er, „ich will Dich in einen guten Hort geleiten."

Er nahm mich an der Hand, führte mich durch viele Gassen und endlich in ein finsteres Gebäude. Die Vorhallen, durch die wir schritten, waren so unheimlich, daß ich stehen blieb und sagte: „Ich gehe nicht weiter, so lange ich nicht weiß, wohin."

„Gehe nur weiter," sprach er, und mit kräftigem Arm geleitete er mich durch düstere Säle. In einem derselben, der durch eine Pechlunte mit rostigem Schein erhellt war, blieben wir stehen, mein Gefährte hob einen Hammer und pochte an die Thür. Diese ging auf, ein schlanker Mann im weiten

Mantel, mit Lanze und Helm trat heraus und fragte mit heiserer Stimme nach unserem Begehr.

„Ich, Ritter Kuno der Drachenschwanz, geleite einen müden Pilger und heische Eintritt in die Burg.“ So mein Führer.

Der schlanke Mann verschwand, kehrte aber bald wieder und sagte: „Dem Ritter Kuno ist der Eintritt ja nicht verwehrt, und nicht seinem Genossen!“ Wir traten ein.

Wir traten in einen großen, altgothischen Saal, der mit Fackeln und Ampeln beleuchtet, mit Fahnen und Standarten geschmückt war, und in welchem an Tafelrunden Männer in alter Gewandung saßen, viele angethan mit Zeichen hoher Würde. Als wir eintraten, läutete eine dumpfe Glocke; hierauf ging uns entgegen ein Mann mit stählernem Brustpanzer, auf welchem eine Eule war. Dieser fragte nach unserem Begehr und mein Führer antwortete wie früher vor der Pforte.

Bald hernach öffnete sich eine Gasse zwischen Rittern und Knappen hin, zwischen zwei Reihen von Hellebarden. Wir stiegen Stufen hinan bis vor einen Altar, an welchem still und düster zwei blaue Flammen lohten und auf welchem ein großer Vogel saß. Mein Führer kreuzte seine Arme über die Brust, verneigte sich sehr tief vor dem Altare und murmelte: „Uhu!“ Dann winkte er mir, das Gleiche zu thun.

Als dieses geschehen war, wendeten wir uns einer Tafelrunde zu, an welcher vor gewaltigen Humpen auf Thronen drei ehrwürdige Greise saßen, in leuchtenden Gewändern, geziert mit Orden und goldenen Ketten. Auch vor diesen verneigten wir uns tief und mein Begleiter, der mich an der Hand hielt, sagte, gegen sie gewendet, mit Geberden tiefer Ehrfurcht: „Herrlichkeit! Du bist das Licht! Ich, Ritter Kuno der Drachenschwanz, habe auf der Heide einen Pilger gefunden,

der im Verschmachten war. Ich habe ihn in die Burg geleitet und erhebe für ihn meine Fürbitte, daß er für kurze Weile Atzung und Hort finde in Uhus Reich."

Auf Solches wendete sich von den drei Greisen jener, der in der Mitte saß, und sprach: „Unserem lieben und getreuen Ritter Kuno den Drachenschwanz sind wir in Gnaden gewogen. Jedoch begehren wir zu erfahren Name und Artung dessen, dem wir unsere Hut gewähren."

Hierauf verneigte sich mein Begleiter und sagte: „Herrlichkeit! Du bist das Licht! Der Mann, den ich Eurer Gnade empfehle, ist mir bekannt seit Jahr und Tag. Sie nennen ihn Poetrus, dess' Beruf es ist, in Wort und Schrift die Menschen zu ergötzen und zu erbauen. Seine Tugend ist, daß er seine Ehre niemals vertauscht hat für Ehren. Aber die Wüste, die große Wüste Profanum, ist oasenlos, also fleht er um Labe in Uhus Reich."

„Er sei willkommen!" sprach der Greis. „Ritter Kuno, geleitet ihn zur sicheren Stätte. Ihr bürget uns für ihn, daß er habe, was sein Herz begehrt."

Wir verneigten uns wieder und während die Versammlung in laute Rufe: „Lulu! Lulu!" ausbrach, setzte mir mein Begleiter eine blaue Spitzmütze auf mit den Worten: „Uhu walte Dein zur frohen Sippung!" und führte mich hinab zu einer Tafel, die wohlbesetzt ward mit Speise und Trank. Ein Trommelwirbel verkündete „Schmußpause" und die Anwesenden eilten nun frei und fröhlich durcheinander.

Mein Begleiter prangte bald auch selbst in ritterlicher Rüstung. Ich blickte ihn an und fragte: „Was ist das? Ist es ein Mummenschanz? Nein, dafür däucht mir die Ordnung und der Ernst zu groß. Ich habe von Freimaurerlogen gehört, ist es dergleichen? Oder bin ich wirklich durch

Zauber in eine fidele Ritterburg des Mittelalters versetzt worden?"

Mein Begleiter beantwortete mir keine dieser Fragen, er lächelte nur.

Nachdem wir uns Alle sehr geatzt hatten, erscholl wieder der Tamtamschlag. Die drei Greise nahmen ihre Throne wieder ein, die eben noch so heitere Stimmung wurde plötzlich ernst, fast düster.

Einer der drei Greise erhob die Stimme und sprach: „Der Geschichtschreiber verlese uns den letztvergangenen Uhutag!"

Da stand am unteren Ende des Saales ein Junker auf und verlas ein Protokoll, in welchem mit wunderlichem Gemisch von Ernst, Witz und Humor die Ereignisse erzählt wurden, die eine Wochung früher in diesen Räumen sich zugetragen hatten. Da hatten berühmte Sänger Lieder von Wagner und Brahms gesungen, da hatte ein großer Declamator Dichtungen von Schiller und Hamerling vorgetragen, da hatte ein Maler zum Ergötzen der Anwesenden drollige Augenblicksbilder an die Wand gemalt, da hatte Dieser und Jener sein Bestes geleistet für geistige Anregung und herzliche Heiterkeit. Auch waren Zwei gewesen, die den Shakespeare und den Offenbach vorstellten, wie sie gegeneinander um das Theater ringen. Zwischen der schönen Helena und Hamlet wird eine Heirat geplant, die sich aber schließlich wieder zerschlägt, weil Offenbach findet, daß Hamlet zu wenig Mitgift hat, während er seine Helena mit Millionen ausstattet. Manche persönliche Anspielung brachte der Geschichtschreiber, die ich nicht verstand, bei der aber unbändig gelacht wurde.

Nach dieser Lesung trat der Kanzler vor und verkündete eingelaufene Grüße aus vielen Reichen der Erde und be-

sonders aus dem der Allmutter Praga. Bei letzterem erhob sich ein Sturm von Entzücken, die Männer standen auf, schlugen mit flachen Händen zusammen, dann im Takt auf die Tische und schrien: „Ha! Ha! Ha! Ha!"

Hierauf folgten Verleihungen von „Ahnen" und Orden. Der Auszuzeichnende trat bis zu den Stufen des Thrones, einer der Greise erwähnte in kurzen Worten seine Verdienste um das Reich und heftete ihm dann den Ahnen (der, um aus der Schule zu schwatzen, aus einem geprägten Metallblättchen bestand) an die Mütze oder den Orden auf die Brust. Ausgezeichneten Junkern, die noch nicht Ritter waren, wurde der Orden aber nicht auf die Brust geheftet, sondern in den Westensack gesteckt. Die also Beglückten traten dann leuchtenden Auges und wahrhaften Hochgefühles voll an ihre Plätze zurück.

Nun war aber ein Ritter, hager und blaß, der als des Neides und der Mißgunst Sklave, weil er nicht ausgezeichnet worden, allerhand Unziemlichkeiten trieb. Schon einmal mußte er darob im Burgverließe schmachten. Da er unverbesserlich war und im Uebermuthe die Gesetze des Reiches verachtete, so erhob sich nun im Saale, anfangs leise, allmählich lauter das Verlangen nach seinem Kopfe. Endlich wurde er von Schergen vor den Thron geführt und die Herrlichkeit verurtheilte ihn zum Tode. Aber der Bösewicht verzog keine Miene, höhnisch schaute er zu, als der Scharfrichter die Vorbereitungen traf, ihn zu enthaupten. Plötzlich stülpte man ihm einen Sack über den Kopf und wenige Secunden später wurde sein Leichnam davongeschleppt. — Allein der Dämon, der in diesem Manne war, sollte nicht zur Ruhe kommen! Als Geist schritt, lief, huschte er durch den Saal, riß den Männern die Mützen vom Haupte, beraubte sie der Ahnen

und Orden, verwechselte solche auf die empörendste Weise, ließ ganze Quellhumpen verschwinden und richtete überall Verwirrung an. Die höchste Herrlichkeit, der Greis, der in der Mitte saß, fühlte den Ursippen-Orden, den er sonst auf der Brust getragen, plötzlich an seiner Nase hängen. Auch das war ein Werk des Geistes des Hingerichteten. Jeder mußte ihn gewähren lassen, Niemand durfte ihn sehen, denn Geister sind unsichtbar. Das Schlimmste war, daß man dem Geiste durch Gesetze nicht beikonnte: um ihn aber für seine Frechheiten gebührend zu bestrafen, wurde beschlossen, ihn wieder zum Leben zu erwecken. —

Und nun wird es Zeit sein, meinen Lesern zu sagen, daß hier von der „Schlaraffia" die Rede ist. Von jener über ganz Deutschland und andere Welttheile, wo Deutsche leben, verbreiteten „Gemeinschaft gleichgesinnter Männer, deren Zweck die Pflege von Humor und Kunst nach bestimmten Formen und unter gewisser Beachtung eines gebotenen Ceremoniells und deren Grundgedanke die Hochhaltung der Freundschaft ist." Der Inbegriff aller schlaraffischen Tugenden, Vollkommenheit und Herrlichkeit heißt „Uhu", er wird versinnbildlicht in einer Eule und findet seinen lebendigen Ausdruck in dem Oberschlaraffen, „die Herrlichkeit" genannt. Die Vereinigung in einer bestimmten Stadt heißt „Schlaraffenreich," alle Vereinigungen heißen „Allschlaraffia," deren Allmutter das Reich Praga ist, aus welchem dieser große, merkwürdige Verein seinen Ursprung genommen. Die Allschlaraffia zählt gegenwärtig zusammen an hundert Reiche, die miteinander innig verbunden sind. In Deutsch-Oesterreich z. B. giebt es über zwanzig Städte mit Schlaraffenreichen; Amerika zählt deren sieben. Die weitaus größte Anzahl weist selbstverständlich Deutschland auf. Ein Gesetzbuch: „Der Schlaraffenspiegel," ferner eine

Schlaraffenzeitung" besorgen die Wahrung und Verbreitung des allgemeinsamen Geistes der Reiche. Die Schlaraffenreiche unterstützen sich gegenseitig und der Schlaraffe hat überall, wo es Schlaraffen giebt, Heimat und Freunde.

Wenn man die Allschlaraffia einen ins Bizarre gezogenen Freimaurerorden nennen wollte, so hätte man ihn damit recht gut gekennzeichnet. Ich hatte diese Vereinigung lange für nichts als für eine Ulkgesellschaft gehalten und bin erst allmählich eines Besseren belehrt worden. Ich nenne nur die Heiligen der „Schlaraffia", deren Jahrestage festlich begangen werden: Funke (Schiller), Faust (Goethe), Florestan (Beethoven), Adolar (Weber), Paulus (Mendelssohn), Erlkönig (Schubert), Don Juan (Mozart), Nathan (Lessing), Parsifal (Wagner), Gaudeamus (Scheffel), Torquato (Liszt). Diese Namen mögen den Geist der „Schlaraffia" wohl errathen lassen. — Neben solchen Heroen der Literatur und Kunst herrscht eine Unzahl kleinerer Geister mit ihrem neckischen Witz und ihrer ungebändigten Laune. Humoristische Vorträge bilden einen Hauptbestandtheil der Unterhaltung. Jeder Reichsinsasse ist strenge verpflichtet, sein Bestes zu leisten.

Von der Unterhaltung im Schlaraffenreiche sind ausgeschlossen die Politik, die Religion, Karten- und andere Gewinnstspiele und gewisse Gespräche über pikante Gegenstände, die sonst in Männerkreisen bisweilen beliebt sind. Auch dürfen in diesem Reiche des Humors keine profanen Zeitungen gelesen werden, sowie man überhaupt die Fühlung mit der öffentlichen Presse möglichst vermeidet; vielleicht weil Einem bei dieser aller Humor vergeht? Die „Schlaraffia" will ihre Bürger dem gewöhnlichen Leben entrücken, sie vermeidet mit Vorliebe alles, was an das Alltägliche, Profane erinnert,

darum giebt sie dem Insassen in der Schlaraffengewandung ein sichtbares Zeichen, daß er nun einer anderen Welt angehört; darum hat sie zwischen sich und der profanen Welt einen Wall von Formen aufgerichtet, der manchmal unbequem sein mag, im Ganzen aber zur Wahrung eines idealen Geistes nöthig ist und nebenbei sehr viel Gelegenheit giebt, Geist und Humor zu entwickeln und manche Einrichtungen der Welt treffend zu ironisiren. Ich habe das Vereinswesen, das Sectenwesen, die Wichtigthuerei, die Ordens- und Titelsucht, sowie die erkünstelte Romantik nie besser travestiren gesehen, als von und in der „Schlaraffia.“ Dabei nehmen es die meisten Insassen wirklich und furchtbar ernst, was daran noch das Allerlustigste ist.

Daß tapfer in den Humpen gegraben wird nach Quell (Bier) und Lethe (Wein), ist bei deutschen Männern selbstverständlich. Daß dabei strenge Ordnung gehalten wird, ist für die geselligen Freuden von großem Vorzug. Daß bei der „Schlaraffia“ unter den Mitgliedern aller Standesunterschied aufhört, daß Einer vom Anderen nur mit „Ihr“ angesprochen wird und alle profane Titulatur wegfällt, ist einer der größten ihrer moralischen Vortheile.

Der Grundstock der „Schlaraffia“ waren ursprünglich Schauspieler, die, den bornirten Vorurtheilen der sogenannten Gesellschaft weichend, unter sich eine besondere poesievolle Welt aufrichten wollten. Bald gesellten sich ihnen Musiker, Maler, Bildhauer, Dichter und Schriftsteller bei, denen es in der sogenannten Gesellschaft doch manchmal ein wenig zu ungesellig und langweilig geworden war, und die einige Regionen höher stiegen, nach einem Reiche freier und beweglicher Geister.

Die Durchschnittsmenschen im Banne ihrer verrotteten, alltagsmäßigen Sitten und Gewohnheiten sind auf die Länge

nicht zu ertragen, sie sind und machen ledern über die Maßen; aller Schwung hat aufgehört, der Witz hat keine Seele mehr, das Gemüth ist blöde und träge, der Humus naiver Freude versteinert sich zur kalten harten Vernünftigkeit. Wie lechzt man in solcher Wüste nach einer Oase, wo von frischem Hauche des Olymps belebt der Geist einmal auf dem Kopfe stehen und die Beine in die Luft recken darf, wo das Herz einmal recht vom Herzen pudelnärrisch sein darf, wo der sonst unter Sorgen ernsthaft und gebückt einherschreitende Mann wieder einmal kindliche Spiele zu treiben weiß und sich daran ergötzt, als ob er wirklich wieder ein reiner Liebling Gottes, ein Kind geworden wäre. Dieses Bedürfniß im Menschen war Ursache, daß die „Schlaraffia" so beispielloses Wachsthum erfahren hat, wie keine zweite der Geselligkeit lebenden Körperschaften auf der ganzen Welt.

Keinem Menschen fällt es ein, Vereine und Pflegestätten harmloser Vergnüglichkeit und herzenswarmen Humors Wohlthätigkeitsanstalten zu nennen. Und sie sind es! Sie sind es ganz gewiß, sie befreien uns von Last und Leid, sie halten uns von anderen Zielen fern, denen der gehetzte, nach Zerstreuung jagende Mensch sonst häufig zueilt, und die ihm nicht immer so wohl bekommen, als die auf sittlichem Grunde sich tummelnde Bummelwitzigkeit, welche hier im Gewande deutsch-mittelalterlichen Ernstes sich so ergötzlich, ich möchte sagen, volksthümlich erfrischend ausnimmt.

Jenes erstemal, als ich in der „Schlaraffia" gewesen, war nicht das letztemal. Seither nicht allzuselten sattle ich nach des Tages Müh' mein Rößlein und reite in die Burg. Viel wirklichen Kunstgenuß und auch viel wirklichen Schabernak habe ich schon dort erfahren, und auch manch ernster, erhebender Augenblick ist aufgegangen in dem Reiche.

Ich habe heißen Junker- und Knappenexamen zugehört, wobei sie vom „Schulrath" aus den Satzungen geprüft werden. Ich habe manchem Ritterschlag beigewohnt, der so prunkhaft und feierlich vor sich geht, daß dabei sogar Labung (Trinken), Atzung (Essen) und Lundung (Rauchen) verpönt ist. Ich habe gräuliche Zweikämpfe erlebt, die oft durch fixeste Leerung von Humpen entschieden werden, oder auch durch geistigen Wettstreit in von der Herrlichkeit vorgeschriebenen Bearbeitung eines Gegenstandes aus Kunst und Literatur. Ich habe endlich Vehmgerichte gesehen; diese kommen nur in wirklich ernsten Dingen zur Anwendung, in Ehrensachen, und entscheiden mit düsterer Würde über Ausschließung des angeklagten Insassen aus dem Reiche.

Ein Insasse des Reiches wollte in der Burg Nationalitätenhader schüren und suchte Alle, die dagegen waren, persönlich zu verdächtigen. Eines Tages erhielt er ins Haus gesandt folgenden Vehmbrief: „Wir Freigraf und Schöffen des hohen Gerichtes der Schlaraffenvehme laden Euch, Ritter N. N., hiermit feierlichst ein, am 13. Hornung des Jahres 1588*) vor den Schranken des hohen Vehmgerichtes zu erscheinen, allwo gegen Euch in peinlicher Anklage verhandelt werden soll. So Ihr dieser Einladung nicht folget, sollet Ihr nimmer Schlaraffenritter sein und Euer Name fürder ausgelöscht werden aus den matriculis unseres Reiches und Allschlaraffia's. So gegeben in unserer Burg Grazia, am 6. Hornung im Jahre des Heiles 1588.

Freigraf und Schöffen der Vehme."

Der Angeklagte stellte sich vor den Richterstuhl bei Anwesenheit der gesammten Ritterschaft. Das Urtheil lautete

*) Der „Schlaraffia" Zeitrechnung ist um dreihundert Jahre zurück.

auf Schuldig, Ausschließung aus dem Reiche, also vom Schlaraffenleben zum Tode gebracht.

Endlich erinnere ich mich an eine Sippung in unserem Reiche, bei welcher die Nachricht eintraf von dem Heimgange eines bekannten Schlaraffen im Reiche eines fernen Landes.

Mehrere dumpfe Glockenschläge erschollen. Die drei Greise (Oberschlaraffen) auf dem Throne erhoben sich und der mittlere sprach leise und feierlich die folgenden Worte: „Schlaraffen, hört! Ein Sendbote ist angeritten mit einer Botschaft, die uns mit Betrübniß erfüllt. Vor drei Tagen um die siebente Stunde des Abends hat unser viellieber Schlaraffenbruder Ritter N. N. zu M. diese Erde verlassen. Wir weihen uns seinem Gedächtnisse."

Nach diesen Worten wurden alle Lichter ausgelöscht, nur die zwei blauen Flammen am Altare Uhus blieben brennen. Alsdann trat der Burgpfaffe hervor in seinem weiten, schwarzen Talare und begann unter lautloser Stille der Insassen so zu sprechen:

„Schlaraffen, hört! Durch Uhus Rathschluß ist unsere fröhliche Sippung in eine Runde von Trauernden verwandelt worden. Unser Bruder N. N., der eine Zierde war der Allschlaraffia, dessen wir oft mit Freude und Liebe gedachten in dieser Burg, er ist schon hinübergegangen. Er hat eine kleine Weile die Sonne gesehen, die vor ihm und nach ihm leuchtet in Millionen Jahren. Er hat eine kleine Weile der heiligen Kunst gedient, die ewig ist, wie Uhu, der ihrer walte! Er hat eine kleine Weile der Freundschaft gepflegt mit seinem treuen Herzen. Er ist schon hinübergegangen. Tief betrübt uns die Kunde, welche berichtet, daß seine letzten Lebenstage nicht frei waren von Kummer und Noth, und

fast möchte der Klageruf um ihn auf unseren Lippen sich zum Vorwurfe wandeln: Bruder, warum hast Du geschwiegen? Warum bist Du geschlossenen Mundes vergangen? Du hast Allschlaraffia angerufen in Deinem Glücke, in Deinem Ruhme, daß sie sich mit Dir freue. Warum hast Du sie nicht angerufen in Deinem Leide, in Deiner Verlassenheit? Warum bist Du schweigend vergangen? Dachtest Du denn nicht daran, daß Du eine Mutter hast — die Allschlaraffia? Warum, Du armer Freund, bist Du ihr nicht an den Busen gesunken, um Dein Anliegen abzulasten in ihrem Schooße? Warum, Du theurer Genosse, hast Du unseren Beistand, unseren Dank verschmäht, da Du uns doch so Vieles einst gegeben? Schweigend bist Du vergangen. So sind die Zähren noch bitterer, die um Dich fließen. Umflorten Auges schauen wir in die Runde, nach einer Stätte suchend, um unsere Liebe zu Dir niederzulegen. Deinem Grabhügel einen Lorbeerkranz? Du bedarfst nichts mehr von uns, Du willst nichts mehr. Aber in einsamer Kammer finden wir Deine hinterlassenen Waisen, die keine Thräne mehr haben, um zu weinen. Zu diesen treten wir hin und bitten sie, daß wir den Tribut der Liebe, des Dankes, den wir Dir schulden, vor ihnen niederlegen dürfen. — Und Du, viellieber Bruder in Uhu, höre es! Feierlich geloben wir, Deiner Tugenden Gedächtniß hochzuhalten, auf daß Dein verklärter Geist in der Schlaraffia lebe immerdar. Dein müder Leib aber, geliebter Bruder, er ruhe im süßen Frieden. Punctum."

So der Burgpfaff, und das Ende vom Liede war, daß der Reichsschatzmeister umging mit der Sammeltruhe. Aller Augen waren feucht geworden, Jeder erhob sein Herz und seinen Säckel.

Nochmals ergriff hierauf die Herrlichkeit das Wort und forderte das Reich zu einem Ehrenritte auf, dem Gedächt-

nisse zur Weihe. Die Ritter ergriffen ihre Schwerter, die Junker ihre Dolche und die Knappen ihre Lanzen. So zogen sie mit gezückten Waffen, mit fast finsterem Ernste, der Reihe nach rund um den Saal. Dann hielten sie vor dem Wappen desjenigen Reiches, dessen Insasse der Verstorbene gewesen, an, murmelten „Lulu!" und ein Trommelwirbel löste den Reigen.

Am nächsten Tage wanderte ein rundes Sümmchen der fernen Stadt zu, wo die hablosen Hinterbliebenen des heimgegangenen Schlaraffen um den Gatten und Vater trauerten.

Also herrscht in Uhus Reich nicht bloß der kecke, weltüberlegene Humor, sondern auch dessen Busenfreundin, die weltumfangende Liebe.



Unterm Apfelbaum.

Auf dem Hügel stand ein Apfelbaum. Hinter dem Hügel lag die Heide mit ihrem kurzen fahlen Federgras und mit ihrem braunen Moose. Dort und da schimmerte aus dem Boden ein grauer Stein hervor, dort und da stand noch eine Kiefer mit kahlem rothem Schafte und mit der knorrigen Krone. Die Landschaft stieg sachte bergan; je weiter hin, desto dichter standen die Baumstämme, bis es ganz dunkel war in ihrem Schatten. Dann kamen Bergeshöhen mit weißen Felskämmen, dann kamen Schluchten mit rauschenden Wässern. An Hängen, wo die Sonne auf rothes Erikenkraut schien, rieselten Eidechsen, schlängelten sich Nattern dahin. Auf feuchten Wiesengründen huschte der Marder der hüpfenden Kröte nach. Durch Waldesdickicht, wo dürres Geäste ein unendliches Gitter zog und auf pflanzenlosem Boden niedergebrochene Strünke moderten, knisterte es manchmal, als ob der Hirsch sich Bahn bräche mit seinem Geweih. Und wer weiter in die Wildniß drang, der konnte das Heulen des Wolfes vernehmen. Die Wildniß ging fort über Berg und Thal, und der Knabe, welcher unter dem Apfelbaume saß, kannte ihre Grenze nicht.

Vor dem Hügel sank der Boden thalwärts. Blumige Matten und reifende Kornfelder dehnten sich weit. In der Ferne von Baumgärten beschattet und beschirmt lagen Dörfer und weißschimmernde Landhäuser. Der Silberstreifen eines Sees war zu sehen und in grauer Ferne lag etwas hingebreitet, das manchmal wie ein unsicherer Schatten erschien, manchmal in hundert hellen Pünktchen leuchtete. Das war eine große Stadt. Weiter reichte es nicht mehr, das frische Auge des Knaben, der unter dem Apfelbaume saß. Er saß aber nicht immerwährend dort, er ging hin gegen die Heide, wo ganz einsam die Hütte seiner Eltern stand, er ging hin auf die Matte, um seine Heerde zu hüten. Er ging auch hin, um an den grauen Steinen mit einem kleinen Kiesel Funken herauszuschlagen, um auf die Kiefern zu klettern und Eichkatzen zu jagen, um allerlei Kurzweil zu treiben auf der Heide, die so zu sagen ganz sein eigen war. Manchmal kam er aber doch wieder und saß unter dem Apfelbaum und schaute hinaus. Er schaute nicht auf die Felder, er schaute nicht auf die Dörfer, er schaute nicht auf den See, er schaute auch nicht auf den Schattenstreifen im fernen sonnigen Grau — er schaute nur so hinaus.

Und je schlanker der Knabe wurde, desto öfter kam er zum Apfelbaum und schaute so hinaus.

Da erschien einmal ein Mägdlein, das war auch ein Hirtenkind und der Knabe hatte es bisher verachtet, weil es ein dummes Mädel war. Das kam und setzte sich in den Schatten des Apfelbaumes, an die eine Seite des Stammes, wie der Knabe an der anderen saß. Sie sagte eine lange Weile nichts, er schwieg ebenfalls und verachtete sie.

Endlich ward ihr das Schweigen doch zu beschwerlich und sie sagte: „Warum schaust Du denn hinaus?"

Er antwortete: „Weil ich hinausschaue.“

Da sagte sie nichts mehr, sondern beobachtete eine Ameise, die den Stamm hinauf lief. Die rauhe zerklüftete Rinde war für das Thierchen wie Berg und Thal, über die es emsig, klug den gangbarsten Pfad suchend, dahineilte. Endlich verlor es sich im Geäste. Das Mägdlein richtete sein rosiges Gesicht immer noch empor in das grüne Zweigwerk. Das ärgerte den Knaben und er rief plötzlich: „Warum schaust Du denn hinauf?“

„Zu sehen, ob die Aepfel schon reif sind,“ sagte sie.

Der Knabe wendete sich mit neuer, stummer Verachtung von dem albernen Ding, denn die Aepfel blühten erst in weißen und röthlichen Röselein.

Bei diesem Jungen war es zu langweilig, das Mägdlein ging hinweg.

Weit hinten in der Wildniß heulte der Wolf. Weit draußen in der grauen, sonnlichtdurchwobenen Ferne pfiff die Dampfmaschine, der Knabe unter dem Apfelbaume hörte nicht das eine und nicht das andere. Und die Tage vergingen.

Kam eines heißen Tages wieder einmal das Hirtenmägdlein und setzte sich in den Schatten. Es grüßte den Knaben nicht, es schwieg und schaute empor in das dunkelgrüne Astwerk. Der Knabe blickte auch hinauf, die Aepfel waren noch klein wie Nüsse und grün wie Laub. Uebrigens sah er nun eigentlich keinen Anlaß mehr, das Hirtenkind zu verachten; es sitzt eben im Schatten, da hat es recht; es schaut halt in den Baum hinauf, wen kümmert's was? — Als der Schatten länger wurde, ging jedes zu seiner Heerde.

Wieder vergingen die Tage. Und der Knabe bemerkte mittlerweile, daß die Welt immer schöner werde und daß

er sich immer wohler fühle. Manchmal so wohl, daß eine seltsame Unruhe in ihn kam vor lauter Wohlsein.

Und eines Tages, als er unter dem Apfelbaume ein wenig geschlafen hatte, weckte ihn ein Geknister. Und als er die Augen öffnete, sah er, wie das Hirtenmägdlein hinankletterte am Stamme des Baumes. Es setzte seine Finger und seine Zehen scharf in die Rinde, allein, wenn es ein paar Spannen lang oben war und weiter greifen wollte, rutschte es immer wieder zurück. Oben hingen üppig schwellend die rothwangigen Aepfel; das Mägdlein wollte ihrer und konnte nicht hinauf. Da that dem Knaben das Herz weh, er sprang empor und half mit strammen Armen der Kletterin nach, bis sie den untersten Ast erreichte, sich an demselben hinaufschwang und einen schönen großen Apfel vom Zweige brach.

Als sie wieder auf dem grünen Rasen war und das ein wenig zerknitterte Kleid glattgestrichen hatte, hielt sie den Apfel dem Knaben vor.

Der Knabe erschrak darob so sehr, daß ein heißes Zittern ging durch seinen Leib.

Ihr Antlitz war glühend roth, das Auge schlug sie zu Boden. Plötzlich schaute sie ihn an mit einem flehenden Blick, die Spende nicht zu verschmähen.

„So wollen wir ihn theilen," sagte er leise. Und dann haben sie zusammen den Apfel gegessen. — Der Knabe wendete sich ab. In höchster Ueberraschung klammerte sie sich an ihn und rief ihn beim Namen. Wie hieß er? Leser, er hieß wie Du und ich, er hieß Adam.

Es kamen die stillen, friedvollen Tage des Herbstes. Vergangen waren die Aetherschleier der Luft und klar lag die Welt da bis in ihre fernsten Weiten. Der Knabe stand

am Apfelbaum und schaute hinaus. Und nun sah er! Er sah die schönen Auen und das Leben der Pflanzen, er sah die Dörfer und der Leute Schaffen; er sah die malerischen Schlösser und den Edelmann hinreiten zu Pferde; er sah den See und die Schiffe; er sah die Stadt und ihr unendliches Wogen und Streben, sah der Leute Jagen und Haschen, sah ihre Thaten und Tugenden, ihr lautes Prahlen und ihr heimliches Fallen, sah ihre heißen Lüste, ihre brennende Pein, sah das Sichemporringen der Einen zum Frieden des Herzens und das Untergehen der Anderen im Brodem der Welt. In ihm war das Licht der Erkenntniß. Und als er so mit dem inneren Gesichte nach seiner Art die unendliche Tragödie des Lebens geschaut, pries er sich glücklich, daß er schuldlos im Schatten seines Apfelbaumes war, dessen Schattenkreis, wie er glaubte, der Weltunfrieden und das Unglück nicht überschreiten könne. Die Aepfel prangten auf dem Baume und werden wohl wachsen jegliches Jahr; also wollte er sonder viele übermüthige Wünsche seine Jahre hinleben im heiteren Frieden zwischen Wildniß und Welt, nach beiden Richtungen hin das Walten der Natur, wie der Menschen beobachten, bis er in späten Zeiten in einem Reigen froher Enkel und Urenkel eines Abends entschlafen werde am Fuße des Apfelbaumes.

Das Jahr rückte vor. Sachte gilbten auf dem Baume die Blätter, lautlos begannen sie niederzuflattern eines nach dem anderen. Der Knabe, welcher freilich keiner mehr war, sah nun auch das und freute sich des anmuthigen Spieles. Eines Morgens, nachdem ätzender Reif gelegen war auf der Heide und auf den Matten, fielen vom Baum die Blätter so reichlich, daß es gleichsam war wie ein goldiges Schneien. Der Knabe freute sich noch immer. Von den Bergen der

Wildniß kam ein eisiger Wind, da sprangen die letzten Blätter los und tanzten um den Baum und wie neckend oder höhnend um das Lockenhaupt des Knaben, und flogen weit hinaus auf die blassen Matten. Es war ein fast unheimliches Spiel, der Knabe hatte es noch nie so beobachtet. Der Himmel war grau geworden wie Blei und manchmal spann sich aus der frostigen Luft ein weißes Flöckchen hervor, das wieder verging, wie es entstanden war. Der Knabe dachte auch einmal an die Vöglein, die einst in der Krone des Apfelbaumes genistet und gesungen hatten, er blickte hinan — und erschrak. Alle Aeste waren kahl, der Baum stand da wie ein dürrer Besen und die Zweige waren lauter Kreuze und Kreuzchen, als wäre der ganze Apfelbaum ein Kirchhof geworden.

Vom Gebirge her kam nun der Winter mit aller Macht. Der Knabe gedachte noch einmal der holden sommerlichen Zeit im Schatten des Apfelbaumes, ließ diesen dann allein bei den Stürmen und zog in seine Hütte. In diesem Winter gab es Glück über die Maßen. Der innere Weltblick, welcher dem Knaben aufgegangen, ließ ihn hundertfach, tausendfach leben. Er lebte im Geiste mit den Menschen der Wälder, mit denen der Dörfer, mit denen der Städte und mit denen der Meere. Aber er lebte mit ihnen nicht das Alltagsdasein, sondern eine Welt des Hohen und des glücktrunkenen Herzens. Daneben lebte er noch seine eigene persönliche Alltägigkeit, und die war noch reizender als das eingebildete Sein aller Anderen zusammen. Das Mägdlein, welches er unter dem Apfelbaume erkannt, hatte er lieb über alles Maß. Er suchte es auf in des Vaters Hütte, er krauste ihm das Haar mit seinen schlanken Fingern, er nahm das Haupt zwischen seine schmalen Hände, hielt es weit von sich, daß

er so recht dieses schöne, liebe Angesicht betrachten konnte, riß es dann in seine engste Nähe, daß die Wangen und die Lippen zusammenkamen. — Also schwelgten sie, da draußen der Winter stöberte, also scherzten sie dem Frühling entgegen.

Und der Frühling erschien. Erst im lauen heftigen Föhn, der von der Ebene herzog, dann in der Gieß des schmelzenden Schnees, dann in den Gänseblümchen auf dem Rasen, dann im Jubiliren der Finken, dann im Aufgrünen der Weiden, der Lärchen. Alles keimte, sproßte, und reiches blumendurchwobenes Grün lag über der sonnigen Gegend. Nun ging der Knabe wieder dem Hügel zu, wo der Apfelbaum stand. Der ragte noch in seiner starren Gestalt, kein Blatt war an den Zweigen, überall die kahlen Kreuze, große und kleine, als wäre der Baum ein Kirchhof. Und draußen an den Dörfern prangten die Obstbäume in Blüthenschnee und alle Creatur war lachend und jauchzend. Dem Knaben war wieder so wohl, daß er solches Wohlsein allein kaum zu ertragen vermochte. Er pflückte Blumen zu einem Strauße, that ein Hagebuttenknöspilein dazu, der Blumensprache süßeste Anfrage, und schritt gegen die Hütte seiner Freundin.

Unterwegs begegnete ihm eine alte Person, die kleine emsige Schritte machte, dann wieder stehen blieb, um Athem zu holen. Das war die Magd Agatha von der Liebsten Hütte.

„Wohin gehst Du so eilig, Agatha?" fragte der Knabe.

„Ich gehe in das Dorf zum Töpfer und zum Pfarrer."

„Was sollst Du beim Töpfer?"

„Beim Töpfer kaufe ich ein Milchnäpflein."

„Und was sollst Du beim Pfarrer?"

„Beim Pfarrer sage ich, daß er Eine einschreiben und Eine ausstreichen soll."

„Wie ist das?“ fragte der Knabe.

„Das ist, weil wir in der heutigen Nacht ein kleines Mägdelein bekommen haben“, antwortete die Magd.

Der Knabe wurde roth im Gesichte, denn sein Herz hatte einen Freudensprung gethan in der Brust.

„Ja!“ sagte die Magd ernsthaft, „das wird eingeschrieben und —“

„Und?“

„Und das Andere wird ausgestrichen.“

„Was ist das?“ fragte er, fast stand ihm der Athem still.

„Das ist, weil wir in der heutigen Nacht unser großes Mägdelein verloren haben.“

Da ist dem Knaben der Blumenstrauß aus der Hand gefallen. —

Jetzt waren die Tage des Leides gekommen. Eingeläutet wurden sie durch Todtenglocken, dann währten sie trotz Maienpracht und Sommersonnenleuchten fort wie eine unendliche Nacht. Einmal noch saß der Knabe — ach, er war schon lange kein Knabe mehr! — unter dem kahlen Apfelbaum, dann ging er davon.

Ueber die Heide ging er hinauf und in den Wald und in die Wildniß. Je dunkler und wüster es um ihn ward, desto lichter und milder ward es in ihm. Je mehr seine Füße bluteten auf den rauhen Pfaden, die er sich selbst schlug, desto weniger blutete sein Herz. Keinen wirksameren Balsam giebt es für inneres Leid, als äußeres.

Auf Urwaldmodergrund stand eine Esche. Sie war gewaltig groß, halb verdorrt und in ihrer zerrissenen Krone horsteten Raben. Im Stamme hatte diese Esche eine rinnartige, spinnwebendurchzogene Höhlung. Aus dieser Höhlung trat ein dürftig, nur mit Bärenhaut bekleidetes Weib her-

vor. Des Weibes Haar war roth, sein Auge flammend, sein rosiger Mund begehrend. Der Knabe ging vorüber. Einmal schaute er um nach dem Weibe, nur einmal, dann beschleunigte er seine Schritte. Und er wanderte immerfort, bis er ohnmächtig zusammenbrach auf stechendes Brombeergestrüpp. Zwei Jäger fanden ihn, labten ihn, trugen ihn mit sich hinaus zu den Menschen.

Auf dem Hügel der Apfelbaum grünte wieder in frischen zarten Blättern; einzelne Aeste jedoch reckten sich immer noch kahl hervor und hatten nichts als ihre starren gekreuzten Zweige. Ein wenig hat der Knabe gerastet unter seinem Schatten, dann ging er wieder fort. Er wanderte über die Matten zu den Dörfern, er segelte über den See, er zog über die Ebene hin auf weißen Straßen bis zur großen Stadt. Endlich stand er mitten im üppigen Leben, im heißen Daseinsringen der Menschheit. Manchmal klang ihm das Geräusch der Stadt wie ein tausendstimmiges Jauchzen, manchmal wie ein tausendstimmiger Schmerzensschrei. Er wußte nicht, was all das sollte, fremd blieb ihm die große Welt, sie war eine Wildniß anderer Art. Wie viele prangende Gärten! Wie viele schwellende Früchte! Er genoß ihrer manche, es war nichts. Seines Apfelbaums, in dessen Schatten er glücklich gewesen, konnte er nie mehr vergessen.

Endlich müde gehetzt, kehrte er heim und beschloß, nur mehr den Seinen zu leben. Da war ein hilfloser Vater, da war ein hilfloses Kind. Nicht holdselig war es wie andere Kinder, sondern welk und siech. Er pflegte es Tag und Nacht und fühlte sich dabei glücklicher, als einst draußen bei den Ergötzlichkeiten der Welt. Und als das, was sterben mußte, gestorben war, wendete er sein blutendes Herz fremden Menschen zu. Was er mit der Zucht seiner Heerden

kümmerlich erwarb, damit kaufte er sich den auserlesensten Genuß dadurch, daß er es den Aermsten gab. Und in den Feierstunden ging er zu seinem Apfelbaume auf den Hügel. Der war eingehüllt in seine blaßgrünen Blätter; an schwankenden Zweigen hingen Früchte, die reif waren. Von der Krone des Baumes aber der höchste Ast war kahl und hatte sein Kreuzlein, das er hoch emporhielt über alles frische Laub. Und so ist es geblieben. Den Knaben hat man sitzen sehen unter dem Baume jeglichen Tag. Eine Tafel hatte er vor sich und einen Stift: er zeichnete auf, was er gesehen, was er gelebt, was er gedacht hatte in seinen wechselnden Tagen. Manch schwersinnige Betrachtung und manch fröhlich Spiel der Phantasie hat er aufgeschrieben, von Frauenhuld auch und Liebeslust, denn er schrieb im Zeichen des Apfelbaumes. Manches grüne Blatt fiel ihm ins bleichende Haar, mancher überreife Apfel fiel ihm in den Schooß. Er genoß, was vom Himmel fiel und freute sich, daß er wunschlos war. Sein Wahlspruch hieß: Ergebung, denn er schrieb im Zeichen des Kreuzes. Aus dem Apfelbaume hervorgewachsen, hoch über der Krone stand das Kreuz.

Seine Pole sind gewesen und sind geblieben — Adam und Christus.





Mein schwarzer Kamerad.

Da säßen wir nun wieder beisammen, mein lieber Alter. Schon lange haben wir uns nicht mehr gesehen, nicht wahr? In dunklen, stürmischen Zeiten, da verläßt Du mich; nur die schönen Stunden, den holden Sonnenschein theilst Du mit mir. Ja, ja, man kennt das, andere machen es auch so. Lass' es gut sein. Sage, was hast Du den Winter über gemacht? In Nacht und Nebel geschlafen? Es sieht Dir ähnlich. Wenn ich am Schreibtische bei der Studirlampe gearbeitet, wärest Du doch immer hinter mir gesessen, meinst Du? Mag wohl wahr sein, ich sah mich nicht um. Deine Gegenwart stört mich nicht, Dir traue ich all meine Geheimnisse an, Du verstehst zu schweigen.

Ja, ja, mein Lieber, Du bist mein ältester Freund. Wir müssen von gleichem Alter sein, denke ich. Als ich noch im Kinderkittel auf der Wiese Blumen gepflückt, und dann mit den Anderen blinde Kuh gespielt, bist Du schon mit mir herumgelaufen. Weißt Du noch, wie wir manchmal zusammen hinpurzelten auf den Rasen, just als ob einer dem anderen das Bein gestellt hätte? Aber immer hübsch miteinander ver-

träglich. Offen gestehe ich dies, einen treueren Kameraden als Dich, kenne ich nicht. Allerdings — und das magst Du gestehen — bist Du auf mich angewiesen. Oder glaubst Du, faul ausgestreckt in der Sonne zu liegen, würdest Du just auch noch ohne mich zusammenbringen? Versuch's einmal. Nun, so lange ich lebe und Gott seinen Tag vom Himmel giebt, soll's Dir nicht fehlen. Zwar dick und fett wirst Du bei mir nicht werden und wenn die Leute sagen, Du gingest neben mir herum wie ein Schatten, so lasse sie reden, sie haben schon Unwahreres gesagt. — Ah, jetzt ist er auf einmal verschwunden. So macht er's öfter. Etwas blutarm muß er sein, sobald sich die Sonne auch nur auf einen Augenblick verzieht, trollt er sich davon. Sollte er denn so stark gelebt haben? Noch in den besten Jahren und kann ohne Sonnenschein auch nicht einen Augenblick existiren. — Na, die Wolke ist vorüber und Du bist wieder da. Eigentlich ein drolliger Bursche! Seit vierzig Jahren geht er mir nach auf Schritt und Tritt, guckt mir alles ab, macht mir jede Bewegung nach und kann selbstständig noch immer nicht den einfachsten Handgriff machen. Von den Gelehrigsten ist er wahrlich keiner. Seine Anhänglichkeit ist aber so groß, daß — als ich letztens vom Kirschbaum herabfiel, er pflichtschuldigst mitpurzelte. Obzwar ich glaube, daß er nicht so schwer gefallen ist als ich, rieb er sich doch den Rücken und ging hinkend von der Stelle.

Na, mein Junge, erinnerst Du Dich noch, wie ich dazumal — o wie lange schon ist das her! — als Ministrant den Priester bei der Frohnleichnamsprocession begleitete? Ich hatte ein schneeweißes Chorhemd an, Du gingst neben mir her, schwarz wie der Teufel. Hab' mich arg für Dich genirt! Schon damals ist das Bedenken ausgesprochen worden über

meinen kameradschaftlichen Umgang. Wer schon in früher Jugend mit dem Schwarzen umgeht! Da wird man etwas erleben.

Hernach wie wir selbander bei der Nacht im Mondenschein das erstemal zu Nachbars Grethlein gegangen sind. Auf dem Hinwege liefest Du mir mit langem Kragen voraus, am Fenster warst Du schon drinnen, bevor sie noch das Glas aufmachte. Dich ließ sie aber an der Wand stehen, während sie mit mir plauderte.

„Hansel!“ flüsterte sie heraus, „was fällt Dir denn ein? Bei der Nacht schlafen die ordentlichen Leut'!“

„Sollen nur gut schlafen,“ antwortete ich, „es muß auch unordentliche geben, sonst thät' der liebe Herrgott sein Nachtlicht umsonst brennen lassen.“

„Der Herrgott ein Nachtlicht! Was Du aber dalkert daherred'st.“

„Schau, wie der Mond so schön scheint. Heiß macht er. Geh, Grethel, lass' mich hinein zu Dir in den Schatten.“

„O nein!“ sagte sie.

Das große Fenster stand in aller Weiten offen, aber das Hineinsteigen erlaubte sie nicht und so blieb ich heraußen stehen, bis mir die Zeit lang ward. Dann sagte ich: „Gute Nacht, gestrenges Grethel!“ und ging traurig davon. Du warst aus dem Fenster gesprungen und, schier klein geworden, zappeltest Du mir nach auf den Fersen. Unterwegs dachte ich darüber nach, warum sie just mich nicht hineingelassen hat? Andere Burschen kommen doch zu ihren Dirndeln. Mein schwarzer Kamerad ist drinnen gewesen. Ja, aber — fiel es mir ein — der hat auch nicht lange gefragt.

Das nächstemal wollte ich klüger sein, etwas weniger reden und etwas mehr handeln. Da begegneten mir zu nacht-

schlafender Stund' zwei Nachbarsburschen, die fragten mich: „Wohin des Weges?"

„Ich geh' halt zu der Grethel," war mein redlicher Bescheid.

„Nein, mein Lieber, zu der Grethel gehst Du nicht!" sagten sie, „wir wollen Dir einen anderen Weg weisen."

Ja, das wäre schon recht gewesen, wenn ihre hölzernen Wegweiser nicht gar so eindringliche Weisung gegeben hätten. Ich bedankte mich für die gütige Auskunft mit den Fäusten, auch Du, mein Kamerad, schlugst wacker zu, leider so rücksichtsvoll, daß Du ihnen nicht ein Haar gekrümmt haben wirst, während sie mich über und über blau gerbten. — Ja, mein lieber Alter, das waren noch schöne Zeiten!

Ein Jahr später ist die Grethel gestorben, das junge Blut. Man sagt, das offene Fenster, die Nachtluft hätte ihr geschadet. Ein kleines Kindlein hatte sie noch zur Kirche geschickt, um an diesem unschuldigen Wesen die Erbsünde abwaschen zu lassen. O Freund, wie bin ich froh gewesen, daß die hölzernen Wegweiser mich beizeiten zurechtgewiesen haben, hätten nur auch die Nachbarsburschen denselben Weg eingeschlagen. Und wie bin ich betrübt gewesen, als wir so hinten drein gingen an ihrem Sarge. Du bist auch still neben mir dahergegangen im Schnee, den Hut in der Hand, das Haupt etwas nach vorne geneigt. So hast Du ausgehalten bei mir in Freud und Leid.

Allmählich tröstet man sich wieder. Du hast es ja auch gethan. Weißt Du es noch? Wieder in einer anderen mailichen Mondnacht war's, wie Du dem Schatten der feinen Angla den Hof gemacht hast? Zuerst ein Kratzfuß, dann ein Tänzchen, dann ein Handkuß, dann ein Mundküßl, und auf einmal ist da, wo Du und der Schatten der Angla zierliches

Spiel getrieben, nur mehr ein einziger schwarzer Fleck. — Ganz sachte hast Du Dich losgelöst und wieder zu mir gestellt, allein lange hernach habe ich den Verdacht mit mir herumgetragen, Du wärest mir ausgewechselt, wärest nicht mein Schatten, sondern jener der Angla, denn so oft ich Dich gesehen, habe ich an sie denken müssen.

Richtig, eines Tages sah ich neben ihr einen anderen gehen. Einen dicken Brauführer, der seine Brust von Silberketten und Hänkelthalern voll behangen hatte. Ein compacter Schatten! Ich trat zu ihr, gratulirte ihr dazu und es war weiter keine Feindschaft nicht.

Und wir beide, Du und ich, gingen wieder unserer Wege. Wir wanderten in der weiten Welt umher. Auf einer nordischen Ebene begegnete uns, wie Du Dich erinnern wirst, der alte Schlemihl. Der blieb stehen, schaute uns eine Weile zu, wie wir so gemüthlich nebeneinander einhermarschirten, und fragte mich zuletzt, ob ich meinen Schatten nicht verkaufen wollte. Das schlug ich rundweg ab. „Den Schatten verkaufen, hieße das Licht verkaufen", sagte ich äußerst feinsinnig, „wehe dem Manne, der keine Schattenseiten hat, er hat auch keine Lichtseiten."

„In diesem Falle bin ich", versetzte Schlemihl, wendete sich dann zu Dir, meinem schwarzen Kameraden, und begann Dir schmeichlerisch zuzureden, Deinen Freund zu verlassen und mit ihm zu gehen. Er würde Dich besser halten, als ein deutscher Poet es thun könne, er würde Dich dick und stattlich machen und zu hohen Würden bringen. Der Schatten eines Crösus! Die halbe Welt würde vor Dir kriechen, dem Schatten eines reichen Mannes folgen sogar die schönsten Frauen. — Du schwanktest so ein wenig hin und her, ich fürchtete schon, Du würdest mit ihm gehen und ich stünde

im nächsten Augenblicke mutterseelen allein auf der sonnigen Heide. Aber als ich davonschritt, gingest Du ruhig mit mir.

Später habe ich gehört, daß Schlemihl auf freier Straße einen Mann getödtet hätte, um sich seines Schattens zu bemächtigen. Der Schatten aber legte sich zur Leiche wie ein treuer Hund und ließ sich begraben mit seinem Herrn.

Ein einzigesmal auf kurze Zeit war mein Leben schattenlos, ohne so öde zu sein, wie das des Schlemihl. Auf der einen Seite leuchteten die milden Augen einer süßen Lebensgenossin, auf der anderen Seite glänzten die hellen Aeuglein des Erstgeborenen, mitten in solchem Lichte schwebte ich wie ein seliger Geist. Es ist lange vorbei. Es sind nachher Zeitläufte gekommen, wo ich Schatten sah nicht bloß auf einer Seite, sondern auf jeder; glaubte manchmal versinken zu müssen im Dunkel noch bei lebendigem Leibe. Und doch ging wieder die Sonne auf, und da hast Du Dich wieder zu mir gesellt, alter, guter Alltagskamerad, und wir haben miteinander manch ernstes Tagwerk vollbracht und manches Schelmenstücklein ausgeführt.

Ich gedenke Dir auch Deinen Beistand in jener Unglücksnacht, da der Blitz vom Himmel fuhr. Mein Haus und mein Heim, all mein Gut sah ich zusammenbrechen in den Flammen. In der weiten Oede stand ich hilflos da, niemand kam, um zu retten, zu trösten, nur Du — Du allein standest zitternd hinter mir. Und also war Dein Trösten: Was dahin ist, lass' es dahin sein und klage nicht. Alles auf dieser Welt ist Schatten. Stelle Dein Glück nicht auf Körper, sie stürzen. Jegliches Wesen ist wandelbar, beständig nur ist das Wesenlose. Alles ist Schatten. Dein eigener Leib ist Schatten, er ist Schatten des Irdischen. Deine Seele ist Schatten, sie ist der Schatten Gottes. Der Herr wandelt in großer Unend-

lichkeit durch Raum und Zeiten, so wandle Deine Seele ihm zur Seite in schweigender Demuth. Er ist Dein Ursprung und Dein Vorbild, und Deine Wesenheit liegt nur in ihm. Dieses Haus, welches Du in Mühsal liebevoll gebaut hast, daß es versank in Asche, es ist kein Verlust für den, in dem Du lebst, deß' Eigenthum Himmel und Erde ist und der aus Asche Welten erschaffen kann. Menschlicher Schatten, Du hast einen guten, starken Kameraden, und was des Herrn ist, das ist Dein.

Also sprachest Du, schweigender Schatten, damals zu mir. Da schnitt ich mir einen Wanderstab und wendete mich der aufgehenden Morgenröthe zu, und als die Sonne aufstieg, da gingest Du wie ein stiller Schleppträger hinter mir her.

Es kamen andere Zeiten.

Als später der oben angedeutete Erstgeborene zu einem findigen Knäblein herangewachsen war, und ich eines Tages mit ihm auf der glatten kiesweißen Reichsstraße stand, sah er, daß Du, mein lieber Schwarzer, an einigem Mangel littest. Den Menschen habe Gott nach seinem Ebenbilde erschaffen und ausgebildet und der Mensch wieder müsse nach seinem Ebenbilde den Schatten erschaffen und ausbilden. Also mochte der Kleine denken und war das im Grunde nicht so übel. Er nahm hernach eine Kohle und zeichnete Dir, meinem Schatten, Augen, Nase und Mund mit Schnurrbart ins Gesicht und in einer Anwandlung von Ausgelassenheit aufs Haupt noch ein paar Hörner. Ein ganz prächtiger Kerl war's; zum Sprechen ähnlich! Nur wußten wir nicht genau, wem. Wie war aber der Kleine überrascht, als der Schatten mit mir davon ging und Augen, Nase, Mund, Schnurrbart und Hörner auf der Straße liegen ließ! —

Ich bin wählerisch geworden, mir ist lange nicht jeder recht und lange nicht jedem bin ich recht. Je größer die Kreise meiner Bekannten, desto einsamer bin ich geworden. Durch eigene Wahl; die Einsamkeit ist meine Freundin, meine Vertraute, meine Geliebte geworden und Du, der Mohr, unser Hausfreund. Diesen Hausfreund kann ich jedem Liebhaber, jedem Ehemann bestens empfehlen. Allerdings hat er auch seine Charakterschwächen. In den Stunden des Glückes, wenn die Sonne im Zenith steht, schrumpft der Mohr vor eitel Demuth in sich zusammen und kriecht ganz an die Fußsohlen des Herrn. Ist die Sonne im Sinken, dann geht er freier aus sich heraus, wächst schlank, bäumt sich trotzig weit über das Feld hin, und wenn er aufstünde, seine Riesengestalt würde hoch in den Himmel ragen.

Ja, mein lieber Alter, so geht's. Aber in die Ruhmeshalle will ich Dich am liebsten nicht mehr mitnehmen. Weißt Du noch, wie Du mich geäfft hast an jenem Festabende, als die „dankbare Mitwelt" dem Poeten den Lorbeerkranz auf das Haupt legte? Standest Du nicht hinter mir und schnittest vor den Augen aller Welt aus den Lorbeerblättern die schönsten Eselsohren? Es sei Dir verziehen, ein Poet, der sich den Lorbeerkranz bei lebendigem Leibe aufs Haupt setzen läßt, verdient keine andere Silhouette. Der Bekränzte mag dann dasitzen auf dem öffentlichen Piedestal, und die Böcke und die Rinder werden kommen und ihm Blatt für Blatt herabzausen zum allgemeinen Gaudium. Bald wird er um die Stirne nur mehr einen kahlen Besen haben, weniger mit einem Lorbeerkranze vergleichbar, als mit einer Dornenkrone. Zum Bekränzen eignet sich ein Todtenschädel viel besser, als ein lockiges Haupt mit Wangen, die noch erröthen, mit Augen, die noch weinen können.

Wenn ich — es geschieht freilich nicht — in meinen alten Tagen mir noch einmal den Hochzeitskranz auf die schimmelnden Locken legen sollte, dann, guter Freund, lade ich Dich zum Feste, dann spiegle Du das mit Rosen und grünen Zweigen bekränzte Haupt an der Kirchenwand, aber mache es nicht ungeschickt; solche Arabesken können nur allzuleicht wie Hirschgeweihe aussehen. Wenn Du mir so etwas anthätest, Kamerad, wir wären geschiedene Leute!

Geschiedene Leute! Kein Ehebund hält so fest, als der zwischen dem Mann und seinem Schatten, es ist in Wahrheit ein Bund, den nur der Tod scheidet. Ja, ich glaube sogar, mein guter, alter Freund, auch der Tod wird uns nicht scheiden. An dem Tage, wenn sie mich auf den Kirchhof tragen, wird auch Dein Sarg dahinschwanken neben dem meinen und still werden wir miteinander eingehen zu den ewigen Schatten.



Lachen und Weinen.

„Da hinein!“ sprach er, und stieß mich durch's Thor.

Ich taumelte eine Weile hin und her, lehnte mich dann an die Mauer und konnte mich nicht besinnen, was ich da sollte. Es waren Nebel um mich und als sich mein Auge ein wenig an die Düsterniß gewöhnt, sah ich unweit von mir eine hölzerne Bude stehen. Eine blasse Frau saß darinnen und um sie standen Krüge, Schalen und Urnen, deren Inhalt ich nicht kannte. Die Frau winkte schwermüthig, ich solle nahe kommen und von ihrer Waare mir etwas auswählen. Da ich denn einmal in die Welt hineingestoßen worden sei, so solle ich mir eine Labniß mitnehmen auf den langen, harten Weg. Sie habe in ihren Gefäßen das Weinen. Sie habe allerlei Weinen. Da habe sie das leicht aufquellende Weinen. Da habe sie das stille, weiche Vorsichhinweinen. Da habe sie das schreiende Weinen, das wilde, herzerschütternde Schluchzen; sie habe das lachende Weinen, besonnte Thränen mit Regenbogenfarbenspiel, und sie habe das rasende, wüthende Weinen. Ich solle zugreifen und mir davon ein Labsal wählen.

Als die blasse Frau so sprach, hörte ich von der anderen Seite ein höhnisches Lachen. „Ein Labsal!" rief es von dort, „ein schönes Labsal, Weinen und Schluchzen! Bei mir, Fremdling, findest Du ein Labsal. Siehe!" Und ein buntgekleideter munterer Bursche, der ein sehr breites Gesicht und ein noch breiteres Bäuchlein hatte, zeigte mir seine Bude, die ich bisher nicht gesehen hatte. Da standen Körbe, Töpfe darin, aufgebauchte Säcke hingen umher und zusammengereidelte Bündel lagen da. „Ich habe das Lachen feil!" rief er lustig, „fröhliches Lachen, klingendes Lachen wie Glockenstimmen, schallendes Lachen mit tiefem Brustton, neckisches Kichern, verhaltenes Lachen, wohlwollendes Lachen und reizendes Lächeln. Ich habe das wie Raketen emporsteigende Aufjubeln, das schalkhafte Schmunzeln und auch das grelle Lachen des Schrecks, das hohle Lachen der Verzweiflung." Bei diesem Aufzählen hatte der Knabe mit dem Finger an die Gefäße und Behälter getippt, in welchen die kostbaren Sorten abgesondert enthalten waren.

Ich war näher zu ihm getreten und fragte nun, was in dem großen Krug enthalten sei, dessen Deckel er nicht berührt habe.

Auf solches schnitt er eine wichtige Miene und flüsterte: „Da habe ich etwas ganz Besonderes d'rinnen. Ich will Dir nur ein ganz kleines Pröbchen davon geben." Ein wenig hob er den Deckel, da stieg ein schauerlich gellendes Lachen auf, vor dem mir alle Nerven bebten. Es war wie ein zerrissener vielfältiger Schrei, gräßlich, nicht zu beschreiben. — „Das," sagte der Knabe und klappte den Deckel wieder zu, „das ist das Lachen des Wahnsinnigen."

Ich wollte mich abwenden, als ein heiteres Gelächter an mein Ohr schlug, welches so lustig und herzlich war, daß ich selber mitlachen mußte, ohne eigentlich zu wissen warum.

Hierauf trat ich vollends zur Bude und kaufte allerlei Lachen ein. Ich ließ es zusammenschütten in einen großen Sack und als ich denselben unter dem Arme hatte, wie man einen Dudelsack trägt, machte ich mich schmunzelnd auf meinen Weg.

Ich habe viele vergnügte Stunden gehabt mein Lebtag. Was ist nicht oft gelacht worden, daß ich mir den Bauch halten mußte, daß mir die Thränen in den Augen standen vor lauter Lachen! — Aber wenn ich es ehrlich gestehen will, ewig thut es mir leid, daß ich an der anderen Bude damals so verächtlich vorübergegangen bin. Viele Lachen wollte ich hingeben, wenn ich weinen könnte. — Ich will Euch ja die Qualen nicht nennen, die unsäglichen, die unser Herz foltern und vergiften können; Ihr kennt sie selber — denkt an das Gräßlichste, was Euch je widerfahren. Denkt an die peinvollen Stunden des Hangens und Bangens vor einem ungewissen Schicksal, denkt an die Gewalten des Schrecks, des ohnmächtigen Mitleids, der Verzweiflung, denkt an die schlaflosen Nächte, in denen Ihr mit Eurem Schmerze so urverlassen gewesen, als wäret Ihr mutterseelenallein auf der Welt. Kennt Ihr den Schmerz, wenn sie vor Euren Augen den Sarg des geliebten Kindes in die Grube senken? Kennt Ihr die Qual, wenn der einzige Mensch, auf den Ihr alles Vertrauen und Glück gebaut habt, Euch verräth und Euer Herz mit Hohn zertritt? Kennt Ihr die Pein, wenn Euer guter Name, dessen Reinheit Ihr mit Opfern aller Art bewacht habt zu aller Zeit, wenn dieser Name plötzlich von Buben und Schurken mit Koth beworfen und vor aller Welt geschändet wird? Kennt Ihr das unermeßliche Elend einer selbstbegangenen Schuld, die Euch nimmer Frieden finden läßt und Euer lächelndes Gesicht zum Zerr-

bild macht? — Kennt Ihr solche Qualen? Ihr mögt sie erfahren haben, aber wenn Ihr weinen könnt, dann ist Euch deren furchtbarste Wucht fremd geblieben.

Ich möchte — so ist es wohl Manchem zu Muthe — heute gern noch einmal umkehren und den langen harten Weg zurück machen, als hätte ich meine Seele vergessen an jenem Eingange. Ich möchte dem bausbackigen Knaben gerne mein Lachen zurückgegeben und dafür bei der blassen Frau ein Weinen kaufen. Nur ein einziges, stilles Weinen aus tiefstem Herzen. Damit wollte ich hinausgehen auf die öde steinerne Heide, wo kein Mensch ist und kein Vogel und keine Blume, wo nur der graue Sand ist und das heiße Gestein — dort wollte ich mir die Labniß vergönnen und weinen. — Und wäre es vorüber, dann wollte ich meinen einsamen Weg durchs Leben schreiten ohne Weinen und ohne Lachen.

Denn wenn Dir das Weinen versagt ist, dem Lachen traue nicht! Im größten Schmerze lachest Du auf — es ist das Lachen des Wahnsinns, es ist wohl auch ein Weinen in seiner Art, ein höllisches Weinen, das Jedem das Herz versengt, der es hört.

Das wahre Lachen und das wahre Weinen — Gesandte Gottes sind beide; sie erlösen uns von der Spannung der Freude und des Schmerzes. Der ist kein ganzer Mensch, der nicht lachen und nicht weinen kann zu rechter Zeit. Aber das Weinen führt die Menschen näher zusammen als das Lachen. Es ist ja anmuthend, wenn ein Kind mit rothen Wänglein herzlich lacht; aber sein klägliches Weinen geht uns tiefer. Und was eine Frauenthräne kann, besonders im Antlitze, das wir schon geküßt haben — wir wissen es Alle. Es giebt wenige Steinherzen, die in Frauenthränen nicht löslich sind. Das wahrhaft Erschütternde jedoch ist das

Schluchzen des Mannes. Ein Mann darf in seinem Leben dreimal weinen, und nicht öfter.

Mir war Einer bekannt, der mußte weit öfter weinen. Bei jedem Begräbniß, dem er beiwohnte, bei jedem Elementarunglück, das vom Himmel fiel auf ihn oder seine Nachbarn, bei jeder eindringlichen Kanzelrede, und so oft er überhaupt Andere weinen sah, mußte auch er weinen. Wenn er sich sehr glücklich fühlte, sei es nach überstandener Drangsal, sei es bei seinen braven Kindern, sei es draußen in dem beseligenden Frieden der Natur oder sei es nach einem guten Gläschen, er mußte weinen. Im lächelnden Angesichte standen ihm die Thränen, er war ein guter Mensch. Plötzlich starb nach mehr als zwanzigjähriger Ehe sein Weib, das er über alles geliebt hatte. Da ging er verloren herum, starrte vor sich hin — geweint hat er nicht. Gebrochen war er von der Zeit an, sein Haar ward fahl und flatterte wie gedörrt über der Stirne, seine Augen sanken tiefer und tiefer in ihre Höhlen zurück, es war in ihnen kein Glanz mehr und kein Thau — und so ist er gestorben. Er hat sich nach innen verblutet. Gilt das denn auch von Thränen? Oder hat der Mann jemals geweint, wenn nicht in diesem größten Schmerze? Waren seine Thränen nicht vielmehr bloß lyrische Aeußerungen gewesen und hätte der Mann in seinem tiefsten Weh anstatt Wasser nicht Blut weinen müssen?

Andererseits lebt unter meinen Bekannten eine Frau, die ist heute gegen sechzig Jahre alt. Sie hat wie wir Alle ihre vielfältigen Freuden und Leiden gehabt, sie hat Kinder geboren und verloren — weinen hat sie Niemand gesehen. Sie hat ein hartes Gesicht, sie hat so viele Gluth in den Augen, daß es ist, als würden die Thränen von derselben aufgetrocknet. Und doch hat man an ihr weder im Lieben noch im

Hassen viel Leidenschaft bemerken wollen und im Lachen brachte sie es nie über ein conventionelles hinaus. Es wird immer ruhig und gefaßt und vernünftig und brav sein, aber ich, ich möchte es nicht haben, dieses Weib mit der steinernen Seele.

Das Lachen ist heilsam, das Weinen ist es noch mehr, das Lachen ist es für den Leib, das Weinen für die Seele. „Ein Stein liegt mir auf dem Herzen!“ hört man manchmal sagen; dieser Stein löst sich im Weinen auf. Das Weinen ist stets ein Abladen und ein Ausgleichen. Der Halm richtet sich freier auf, wenn der Thautropfen von ihm gefallen ist.

Wer weiß, ob der Mensch nicht eben so viel und so oft weinen würde, als lachen, aber „es schickt sich nicht“. Wenn in Gesellschaft ein Spaß gemacht wird — je mehr Lachen, desto besser, und wenn sich auch Mancher dazu anstrengen muß. Wenn jedoch Ernstes, Betrübendes erzählt wird, da darf nicht geweint werden und wer Anlage dazu hat, der muß sich beherrschen. Das kommt davon, weil das Weinen etwas Innigeres ist, als das Lachen, weil es keuscher ist. Es giebt Liebeserklärungen und Liebesgeständnisse, die lachend gemacht werden; ich gebe nicht viel dafür; wer weinend an meine Brust sinkt, der sagt mehr, als Worte und Lieder sagen können.

Echte Thränen wirken auf echte Menschen wunderbar und was überhaupt eine Thräne zu rechter Zeit werth sein kann, das bewies jene Gerichtsverhandlung. Ein junger Mann hatte den Verführer seines Weibes erschlagen. Der Ankläger wollte nun seinen Tod; der Vertheidiger führte in glänzender Rede alle Milderungsgründe auf und sprach mit rührender Innigkeit zu den Herzen der Geschwornen. Diese blieben ernst und ohne Regung. Da brach der Angeklagte in ein

erschütterndes Schluchzen aus, er preßte seine Mütze in das Gesicht und weinte. Die Augen der Geschworenen wurden feucht und er war gerettet. Als sich der Freigesprochene nachher bei seinem Vertheidiger bedankte, klopfte ihm dieser auf die Achsel und sagte: „Es war klug von Ihnen, daß Sie geweint haben." — Ich glaube übrigens sehr gerne an die Echtheit des Weinens in solchen Umständen.

Wie es nichts Heiligeres giebt, als die echte Thräne, so giebt es nichts Widerlicheres, als die falsche. Krokodilen hat man die Schlechtigkeit zugeschrieben, daß sie durch Heulen und falsche Thränen ihre Beute an sich lockten. Das ist eine Fabel. Wenn ein Wesen dieser Erde eines solchen Schelmenstückes fähig ist, so traue ich das dem Menschen am ehesten zu.



Ein Empfangstag im Elysium.

Am zehnten eines jeden Monates — sofern selbiger nicht auf einen Sonntag fällt — ist im Elysium Empfangstag, denn es giebt immer noch Leute, welche von Zeit zu Zeit den Alten gern sehen und von ihm die letzte Entscheidung ihrer Angelegenheiten erwarten. Er ist trotz seines sehr hohen Alters ein noch rüstiger, freundlicher Herr, dessen schneeweißer Bart öfter als dreimal um die Weltkugel gewachsen sein könnte, wenn die Welt überhaupt noch ein gutes Haar an ihm ließe. Er trägt den Leutchen das nicht nach, hört, wenn sie kommen, wohlwollend ihre Beschwerden ab, macht eine ernsthafte Miene, heimlich aber schmunzelt er über die großartige Wichtigthuerei der armen Geschöpflein, die auf dem Erdball umherkrauchen und nur mit dem schärfsten himmlischen Vergrößerungsglase als winzige Milben gesehen werden können.

Sein Kammerdiener und Thorwart ist beiweitem jünger, als er selbst, aber viel gebrechlicher und wunderlicher, denn er hatte einmal auf Erden mitgethan und war dadurch frühzeitig herabgekommen und nervös geworden. Jetzt hat er die

Gesandtschaften anzumelden, ihre Angelegenheiten zu sichten und sehr unbestechlich zu sein, wobei ihm aber manchmal noch etwas Menschliches begegnet.

Eines Tages — es ist noch nicht lange her — tritt der Thorwart zum alten Herrn ein und sagt: „Ewige Gnaden! Für den nächsten Empfangstag lassen mehrere Gesandtschaften bitten."

„Führe sie nur herein," antwortete der alte Herr, „aber trage ihnen auf, sich kurz zu fassen. Seitdem sie unten ihr Parlament haben, sind sie das Schwatzen gewohnt worden."

„Sehr wohl."

Der Empfangstag war erschienen. Schon seit frühem Morgen standen im Vorsaale Gesandtschaften und warteten. Der Thorwart beachtete sie nicht. Sie sollen nur warten, beim Antichambriren wächst die Ehrfurcht vor der Herrschaft. Endlich kam eine Abordnung der Clericalen, sofort gingen die Flügelthüren auf.

Diese Gesandtschaft bestand aus Geistlichen, Aristokraten und Bauern. Als sie des alten Herrn mit dem leuchtenden Auge ansichtig wurden, knieten sie nieder und Etliche zogen den Rosenkranz aus der Tasche.

„Ach, steht doch auf!" rief der alte Herr ihnen leutselig zu. „Was giebt es Neues?"

„Ewige Gnaden," sagte der Sprecher, „auf Erden steht es sehr schlimm. Die Welt wird immer glaubensloser und wendet sich ganz von der Kirche ab."

„Au!" machte der alte Herr.

„Dein Statthalter ist immer noch ein Gefangener, die weltlichen Fürsten sehen nur auf ihren eigenen Vortheil und wollen uns nichts mehr dreinreden lassen. Die Wissenschaft ist überaus profan geworden, bekämpft uns laut, oder was

noch schlimmer ist, übergeht uns stillschweigend. Dann erst die Schule —!"

Da der Sprechwart vor Aufregung nicht weiterreden konnte, so klopfte ihm der alte Herr auf die Achsel und sagte: „Beruhigt Euch. Es ist ja die alte Geschichte. Ihr seid immer in Widerpart mit den Leuten. Sehe ich nicht, daß die Fürsten unseren Statthalter mit den größten Ehren und Auszeichnungen überhäufen, sich um seine Freundschaft bewerben, daß man allerorts herrliche Kirchen baut, daß die Staaten sittlich-religiöse Schulen haben, ja daß selbst ein Theil der akademischen Jugend gegenwärtig lieber Gemeinschaft macht mit der Kirche, als mit der profanen Wissenschaft. Ja, meine Lieben, was wollt Ihr noch mehr?"

„Wir glauben," flüsterte der Sprechwart, „nicht unbescheiden zu sein, wenn wir alles wollten."

„Alles ist etwas viel," sagte der alte Herr, „doch hätte ich nichts dagegen, wenn Ihr davon Jedem wieder das Seine gäbet. Allein Ihr schabt ihnen zu sehr gegen den Strich. Sie haben ja auch ihre Vernunft, die ich ihnen verlieh, daß sie denken und prüfen sollen. Ihr verdammt ein bißchen stark. Damit schreckt Ihr sehr viele Leute, und gerade die idealeren und humaneren Naturen, zurück. Einer der Eueren — war es nicht unser lieber Pater Kochem? — hat einmal ausgerechnet, daß die Hölle fünfzig Kubikmeilen groß sei. Sie wird aber viel zu klein, wenn Ihr alles verdammt. Hat mich auch schier verdrießen wollen, daß Ihr Euere Gebote den meinen voranstellt. Auf solche Art werdet Ihr Die, welche zuvörderst meiner gedenken, nicht leicht bekommen. Ich möchte Euch doch rathen, es einmal mit der Religion der Liebe zu versuchen."

„Ach Gott," unterbrach ihn der Sprechwart, „das ist das Schlagwort der Gegner."

„Mit einer Liebe," fuhr der alte Herr fort, „die sich aber nicht just auf die Kirchengläubigen allein erstreckt."

„Herr!" rief der Sprechwart, „warum sollen denn just wir alles lieben, während alles Andere haßt?"

„Weil Ihr Euch Gott zum Vorbilde nehmen wolltet und nicht die Menschen. — Ich bitte Euch, liebe Freunde, macht mir mein Verhältniß zu den Leuten doch nicht allzu schwer. Mein Wille wäre, daß wir freundlich zu einander stünden und die Menschen untereinander in Wohlwollen lebten. Weiß es wohl, daß ich ein alter Idealist bin; aber schaut, wenn es möglich ist, unter die Leute Zwist, Hader und Unduldsamkeit zu bringen, warum soll nicht auch das Gegentheil möglich sein! Wenn Ihr in dem letzteren Sinne wirken wolltet, so wäre ich Euch sehr verbunden. — Zu Hause alles wohl?"

Die Abgesandtschaft verneigte sich und so war — statt umgekehrt — von ihr der alte Herr entlassen.

Der Thorwart hieß nun, obzwar mit einigem Widerwillen, die Abgesandtschaft der Liberalen eintreten. Diese bestand aus Großbürgern, Advocaten, Professoren, Lehrern und Schriftstellern. Der alte Herr kam ihnen nicht besonders entgegen, er blickte sie prüfend an und strich seinen langen, weißen Bart.

Die Abgesandten verneigten sich, jedoch nicht auffallend tief, und der Sprechwart begann: „Wir müssen Euer väterliches Herz mit einer Klage betrüben. Wir bedürfen Eueres Beistandes."

„Oho!" rief der alte Herr, „Ihr suchet mich? Da muß es Euch schon sehr schlecht gehen."

„Ja, Herr, wir sind arg bedrängt. Unsere Absichten sind die besten, allein die Leute sträuben sich auf einmal da-

gegen. Man will wieder zurück ins dunkle Mittelalter und eine reactionäre Jugend macht sich breit, gegen welche ein Metternich Fortschrittsmann von reinstem Wasser gewesen. Was ist da zu machen?"

„Wollt Ihr nicht Platz nehmen, meine Herren?" lud der alte Herr ein. Als sie saßen, begann er so zu sprechen: „Ihr wisset, daß ich ein alter Conservativer bin, aber nicht einer, der die jungen Bäume in den Erdboden zurückdrückt, sondern der sie wachsen läßt. Natürlicher Entwickelung bin ich nicht abhold, sondern freue mich, wenn dieselbe sich frisch und gesund vollzieht. Wenn auch Ihr es so macht, dann wird die ganze Natur mitthun."

„Ewige Gnaden sind ja selbst ein Liberaler, sofern Ihr die allerverschiedenartigsten Wesen, Neigungen und Richtungen erschaffen habt und aufkommen lasset."

„Ja, ja," unterbrach der alte Herr scherzend, „mein Freisinn geht in meiner Windrose sogar ins Wetterwendische. Doch im Ernste: der Wechsel, die Bewegung, die ungehemmte Entwickelung jeder Creatur in ihrer Art — dies ist das ganze Geheimniß meiner Weltschöpfung. Man darf sich nur ja nicht überstürzen, meine Herren! Man spricht von Fortschritt und nicht von Fortlauf. Schritt für Schritt. Einen jungen Baum kann man zur Förderung seines Wachsthums nicht mit dem Strick in die Höhe ziehen."

„Das wissen wir," versetzte der Sprechwart etwas ungeduldig.

„Es ist möglich, daß Ihr in der praktischen Ausnützung des Liberalismus zu weit gegangen seid," fuhr der alte Herr fort, „daß darob einzelne Stände und Kreise, die nicht mit Euch Schritt zu halten wußten, verarmt sind. Es waren vor Kurzem Bauern und Gewerbsleute da, die sich darob be-

schwerten. — Ihr könnt Euch denken, wie ich's meine. Was sagt Ihr?"

„Kampf ums Dasein nach Darwin!" brummte hier einer der Professoren.

„Apropos, die Herren Gelehrten!" rief der Alte fröhlich. „Ihr habt mich ja abgedankt, wie ich höre! Nun, das macht nichts. Ihr seid mir doch noch viel zu wenig freisinnig. Daß Ihr als Feind der alten Dogmen auf Grund einiger neuerer Entdeckungen und Versuche im Naturreiche selbst Dogmen aufstellt, und manchmal recht willkürlich, der Eine so, der Andere so — das wundert mich. Und wer nicht daran glaubt, ist verdammt! — Ja, ja, es mangelt manchmal an Talent und Willen, fremden Standpunkt zu verstehen, fremdes Streben auf seine Redlichkeit hin zu schätzen. Ich möchte Euch doch rathen, nur das zu lehren, was Thatsache ist, in der Verbreitung Euerer Meinung darüber aber vorsichtig zu sein. Denn eine solche Meinung könnte möglicherweise unrichtig sein, bei Anderen den seelenstärkenden Idealismus zerstören, und den zu vergüten wäret Ihr nicht im Stande."

Der Professor entgegnete: „Es sei die Bemerkung gestattet, daß ohne freie Forschung eine Wissenschaft überhaupt nicht möglich ist, und daß der menschliche Geist so geartet ist, das Gefundene und Erfahrene für wahr halten zu müssen, ohne Rücksicht darauf, ob dasselbe gemeinhin als sittlich fördersam zu betrachten sei oder nicht."

„Den Geist gab ich Euch," sprach der alte Herr. „Pfleget ihn nur. Aber vergesset nicht, daß ich gerade von Euch Duldsamkeit fordere. Denn ihr müßtet wissen, daß die Menschen nicht alle gleich sind, und daß zur Wahrheit und zum Himmel viele Wege führen. — Nur nicht engherzig sein, meine Herren!"

„Wer hat die Engherzigkeit denn erschaffen?“ redete jetzt ein vorlauter, junger Schriftsteller drein. „Wer ist denn selbst so unduldsam, die Leute anders haben zu wollen, als er sie erschaffen hat?“

„Schau, schau!“ rief der alte Herr, „da meldet sich auch noch Einer um sein Theil. Bitte recht sehr um Entschuldigung, meine geschätztesten Herren Literaten, daß ich bei der Weltschöpfung nicht Euch die erste Hand ließ. Ihr hättet was Rechtes gemacht. Meine Jahreszeiten wechseln nur alle zwölf Monate, mein armer Mond alle vier Wochen, unter Euch soll es aber Einen oder den Anderen geben, der jeden zweiten Tag seine Gesinnung wechselt oder dessen glühende Begeisterung für das Gute und Wahre mit dem Courszettel steigt und fällt. Einen so frischbeweglichen Freisinn vermag ich freilich nicht aufzubringen. — Der Liberalismus wird in der Hand der Gewissenlosen den Menschen zum Fluche, in der Hand der Rechtschaffenen zum Segen.“

„Also — dürfen wir hoffen?“ wagte der Sprechwart zu fragen.

„Der, deß' Herz rein ist, möge getrost sein. Einen Freisinn, der in Gewissenlosigkeit ausartet, verweigere ich die Sanction. Den sittlichen Freisinn aber lasse ich mir nicht aus der Welt schaffen, er ist eine Grundbedingung der geistigen Vervollkommnung und des Wohlwollens unter den Menschen. — Nichts für ungut, meine Herren!“

Damit reichte der alte Herr Jedem die Hand und sie konnten gehen.

Jetzt kam eine Gruppe an die Reihe, welche sich beim Thorwart nicht nennen wollte. Sie bestand hauptsächlich aus Kleinbürgern, Caplänen und Studenten mit hübschen Mützen und zerhauenen Gesichtern. Ziemlich ungestüm traten sie zur

Pforte herein, vor den alten Herrn hin und fast athemlos stießen sie das Wort: „Juden!“ hervor.

„Ah!“ rief ihnen der alte Herr zu, „Ihr seid die Antisemiten. Faßt Euch doch.“

„Nicht ihres Glaubens willen!“ sagte der Sprechwart. „Es ist eine erbärmliche Verleumdung, wenn diese Judenknechte behaupten, des Glaubens willen bekämpften wir die Juden. Nein, wir sind human, unverfälscht human! Der Rasse wegen! Der verächtlichen, corrumpirten, alles zersetzenden Rasse wegen müssen sie ausgerottet werden!“

„Womit kann ich Euch in dieser Angelegenheit dienen?“ fragte der alte Herr höflich.

Sie blickten sich gegenseitig an und wußten für den Augenblick keine Antwort.

„Es ist sehr löblich,“ sagte der alte Herr, „daß sich endlich einmal eine stramme Partei bildet, welche die Schlechtigkeit bekämpfen will. Ich bin ihr Bundesgenosse. Den Anfang, meint Ihr, können wir bei den Juden machen, weil sie unter den gegenwärtigen Culturvölkern der älteste Theil sind? Dann aber gehen wir auch zu den Anderen und wollen nichts verschonen, was falsch, gewinnsüchtig, gewissenlos und verworfen ist. Ihr müßt Euch deswegen sehr hüten, die Sünden, die Ihr an den Juden strafen wolltet, selbst zu begehen. Es giebt nichts Verächtlicheres, als einen Sittenrichter, der selber Lump ist.“

„Die Juden sind an Allem Schuld!“ rief der Sprechwart aus.

Der alte Herr klopfte ihm auf die Achsel und fragte: „Habt Ihr Geschichte studirt? — An Vielem sind Juden schuld, ich gebe es zu. An Allem wohl nicht. Am sichersten trifft man die Schuldigen, wenn man persönlichen Haß,

Eigennutz und Neid zu Hause läßt und mit rücksichtslosem Muthe gegen das Schlechte überhaupt zu Felde zieht."

Heftigen Schrittes trat ein strammer Bursche vor und rief: „Die Juden sind nicht arischen Blutes! Nieder mit ihnen!"

„Ich bitte Euch!" lachte der alte Herr, „wenn wir auf der lieben Welt Alle vertilgen wollten, die nicht arischen Blutes sind!"

„Nicht vertilgen, Herr, nur aussondern!"

„Ich habe es einmal mit chinesischen Mauern versucht," entgegnete der alte Herr, „es ging nicht. Und heute geht es noch weniger; heute wissen sie, daß die Erde kugelrund ist. Schiebt Ihr sie nach Osten ab, so brauchen sie gar nicht einmal umzukehren und kommen per Expreßzug vom Westen wieder herein, zudem könnte es ihnen unterwegs bei dem vielen Wasser einfallen, sich taufen zu lassen. Wo nehmt Ihr ein Mittel, Euch vor Juden zu schützen, die keine mehr sind? — Ja, es mag noch viel Spectakel geben, aber schließlich wird nichts übrig bleiben, als Euch miteinander zu vertragen. — Guten Morgen, meine Herrn!"

Damit waren sie entlassen. Beim Herausgehen strich einer der jungen Männer an den Rockzipfel des Thorwart.

„Entschuldigen Sie sich!" schnauzte er den Thorwart an. Als dieser ihn verblüfft anglotzte, warf Jener ihm die Karte hin. Contrahage!

Der alte Herr drinnen schritt nachdenklich den Saal auf und ab. — Viel Erfreuliches dachte er, wird nicht gemeldet. An diesem Menschengeschlechte habe ich mich hübsch geirrt. Ich dachte ihrer recht viele und verschiedene zu erschaffen, damit sie sich gegenseitig beistehen, ersetzen und vervollkommnen möchten. Jetzt sehe ich, daß sie einander spinne-

feind sind. Ich werde am Ende noch dreihundert Millionen Sterne wohnlich einrichten müssen und auf jeden einen Erdbewohner stellen. Hei, wie sie da von der Ferne sich einander begucken und beliebäugeln möchten! Wie sie alle erdenkbaren Erfindungen machen möchten, um sich gegenseitig zu verständigen! Und sind sie beisammen, so wollen sie von einer Verständigung nichts wissen. In ihren Schulbüchern heißt es: Der Mensch ist ein geselliges Wesen. Das ist nicht wahr, der Mensch ist ein sehr ungeselliges Wesen.

Ein wilder Tumult im Vorsaale störte den alten Herrn in seinen Betrachtungen. Gleich dachte er an die Antisemiten; da stürzte der Thorwart herein und berichtete, daß ein fürchterliches Gesindel im Anzuge sei, welches in den Saal wolle.

„So lasse es doch herein!" sagte der alte Herr. In demselben Augenblicke wurde auch schon die Flügelthür aufgestoßen, und wilder Pöbel, mit Revolvern, Petroleumfäßchen, Dynamitpatronen und allerlei anderen Waffen versehen, polterte lärmend in den Saal. Der alte Herr verstand in dem Gejohle nur den Ruf: „Nieder mit dem Capital!" Bald stellte es sich heraus, daß sie nichts Geringeres von ihm forderten, als die Zerstörung der Welt. Es waren die Communisten, Nihilisten und Anarchisten.

Als endlich zur Noth Ruhe geworden war, stellte sich der alte Herr mit in die Hüften gestemmten Armen vor sie hin, neigte einigemale das weiße Haupt und sagte leise: „Ihr seid mir saubere Helden! Wozu mich? Ihr zerstört ja selbst!"

„Wir können nicht," riefen sie, „es steht alles wieder auf."

„So!" sagte der alte Herr. „Nicht einmal zerstören könnt Ihr die Welt! Wie wollt Ihr erst eine neue aufbauen! Bei mir seid Ihr am Unrechten, ich bin der Schöpfer und

Erhalter. Aber in der Unterwelt ist Einer, der paßt für Euch. Geht nur zum Teufel."

Die Rotte verzog sich. —

Endlich war an diesem Tag Ruhe geworden im Elysium. Da kam der Thorwart noch einmal herein und meldete, daß ein Mensch draußen sei. Der Wart habe ihm ein Almosen geben wollen, aber der Mann lasse sich nicht abweisen, sondern verlange mit dem Herrn zu sprechen.

„Wie sieht er denn aus?" fragte der alte Herr.

„Er ist sehr bescheiden gekleidet," berichtete der Thorwart, „hat eine hagere Figur, ein bleiches Gesicht und leuchtende Augen."

„Führe ihn herein. Es ist ein Poet."

Der alte Herr schritt dem schüchtern Eintretenden entgegen, reichte ihm die Hand und sagte: „Grüß' Dich der Himmel! Ich habe Dich schon eine Ewigkeit nicht gesehen. Was treibst Du denn immer?"

„Nichts, Herr," antwortete der Mann verzagt. „Mich verdrießt die Welt. Ich bestrebte mich redlich, sie zu verbessern, die Menschen edler und glücklicher zu machen — ich richte nichts aus."

„Hast Du heute schon zu Mittag gegessen?" fragte der alte Herr.

„Ich danke, nein."

„Willst Du nicht einen Teller Ambrosia mit mir genießen?"

Dazu ließ der Poet sich freilich nicht lange bitten. Bald saßen sie gemüthlich beisammen an der Tafel, aßen Ambrosia und tranken Nektar. Plötzlich legte der alte Herr seine Hand auf die Schulter des Gastes und sprach: „Bruder, Du bist bekümmert, daß Du nichts ausrichtest. Wie meinst Du denn eigentlich, daß es werden sollte?"

„Daß alle Menschen zusammenhalten, wie Kinder eines Vaters, der im Himmel ist,“ antwortete der Poet.

„Weltverbesserer! und bist selber unverbesserlich!“ lachte der alte Herr. „Weißt Du es denn nicht: Seit jeher ist ihnen das gepredigt worden und seit jeher haben sie den Prediger verlacht und verfolgt, gesteinigt und gekreuzigt. Sie wollen es nicht besser haben, so wird es ihnen gut genug sein, wie es ist. Lass' sie machen. Man muß sie nicht immer ernst nehmen. Treiben wir manchmal zu unserem Vergnügen ein bißchen Spiel mit der Welt. Züchten wir im Frühling unsere Rosen, im Winter unsere Eisblumen, und kümmern wir uns nicht immer, wer dabei liebt und friert. Und blutet Dir gleichwohl das Herz, so schaffe Gestalten schöner Symbolik, sei es in seelenläuterndem Ernst, sei es in erquickendem Humor. Aber lauf' den Leuten nicht nach. So störrisch sie auch sein mögen, entbehren können sie weder Dich noch mich. Steigen wir nur nicht zu ihnen in die Tiefe, dann ringen sie weher Sehnsucht voll allmählich unseren Höhen zu. Nach wahnsinnigen Kämpfen werden sie blutend und weinend zu uns kommen. Dann wollen wir die armen Thoren, die lieben Unglücklichen, an unsere Tafel laden und sie laben und erfreuen.“

Also blieb der Poet nun im Elysium. Da die Stunden lang waren, so setzte er seine Zipfelmütze auf, schaute zum Fenster hinaus und ließ die Zipfelmütze baumeln. Am ersten Tage freute er sich, daß er dem tollen Treiben entrückt und in seligem Frieden war. Am zweiten Tage schaute er zur Erde hinab und ärgerte sich über der Leute buntes Possenspiel. Am dritten Tage reckte er den Kopf sehr weit aus dem Fenster und blickte unverwandt hinab. Plötzlich zog er sein Barhaupt zurück und sagte: „Herr, ich muß eilends auf die Erde. Meine Zipfelmütze ist mir hinabgefallen.“

„Ach, lass' doch die Zipfelmütze," sagte der Herr, „Dein Haupt soll dafür einen Lorbeerkranz haben."

„Nein, ich will meine Zipfelmütze!" rief der Poet und machte sich hastig auf den Weg niederwärts zu seiner irdischen Heimat.

Der alte Herr blickte ihm lange nach, dann lächelte er kopfschüttelnd über diese wunderlichen Erdenkinder — doch in seinem Auge stand eine Thräne.





Das göttliche Spielzeug.

Zur Zeit stieg der Poet wieder einmal hinan gegen das Elysium. Als er aber an die Pforte klopfen wollte, verging ihm der Muth. Schon mehrmals war er drinnen gewesen, allemal von dem alten Herrn aufs liebreichste aufgenommen, und allemal hatte ihn wieder der Vorwitz gepackt, zur Erde hinabzusteigen und den Spectakel der Leute mitzumachen. Deß schämte er sich nun, darum stand er zagend vor dem heiligen Thor. Denn es war kein Bleiben unten und sein fast kindisches Bestreben, auf Erden ein Himmelreich zu bauen, war schmählich zu Schanden geworden. Sprach er Verständiges, so wurde er mißverstanden und stiftete Mißverständnisse, gab er sein Gemüth aus, so wurden sie ungemüthlich; pflanzte er ihnen grünende, blühende Bäume, so fällten sie dieselben und zimmerten daraus für ihn ein Kreuz, und der Himmel, den ihnen der unverbesserliche Idealist gründen wollte, fiel allemal ganz höllisch aus. — In seiner trostlosen Bitterniß stieg er hinan zum alten Herrn. Aber anstatt jetzt einzutreten, kauerte er sich hinter eine Lorbeerhecke. Auf Erden die Heimat verloren, im Himmel sie

noch nicht gewonnen, so saß er da und halbverlassen und halb träumend, wie ein spielendes Kind, schlang er einen Lorbeerzweig um sein wirres Haupt.

Der alte Herr hatte ihm vom Fenster herab eine Weile zugeschaut; endlich rief er: „Mein Sohn, was treibst Du denn? Warte doch, bis es Andere thun."

— Ich kann's nicht erwarten, wollte der Poet in seiner Verwirrung antworten, aber er schwieg und verdeckte sein Angesicht, als sei er bei einem argen Schelmenstück ertappt worden.

„Lass' die Thorheiten und komm' herauf!" sprach der alte Herr; da ging der Poet hinein.

Aber selbst beim Becher konnte er seiner Befangenheit nicht Herr werden, endlich spielte er sich auf den Mißmuthigen hinaus und sagte: „Ganz vergeblich zerbricht man sich darüber den Kopf, Ewige Gnaden, warum Du, der Weise und der Gütige, eine solche Welt gemacht hast."

Der alte Herr zuckte die Achsel: „Es ist eben geschehen. Eine Jugendthorheit."

„Oder warum Du das Ding, mit Allem was drum und dran ist, nicht schon längst in Trümmer geschlagen hast. O, verzeih' mir das herbe Wort, ich kann mir nicht helfen, mir ist so weh."

Der alte Herr legte ihm liebreich die Hand auf die Achsel und sagte mit sanfter Stimme: „Dir ist weh! Ich glaube Dir's. Mir geht's nicht anders."

„Du könntest Dir helfen," entgegnete der Poet, „warum thust Du es nicht? Warum nicht?"

Der alte Herr nahm den goldenen Becher und that daraus einen langen Zug. Dann schob er ihn hin: „Trink' auch Du, mein Sohn. Mit diesem Naß will ich meine

Schuld abwaschen, Euch das Dasein leichter machen. Trink', mein Sohn!"

„Ich möchte lieber singen als trinken," antwortete der Poet.

„Ich wüßte ein Lied für Dich," sagte der alte Herr. Dann schwiegen sie. Der Alte strich seinen weißen Bart, endlich that er einen Seufzer und sprach: „Ja, Kind, Du weißt nicht, wie ich dran bin. Daß ich es Dir nur gestehe, ich befinde mich in einer merkwürdigen Klemme."

Das war nun dem Erdenpilger etwas Neues. Daß es auch im Elysium Klemmen geben soll, er wußte es nicht. Den alten Herrn mochte es in seiner ewigen Einsamkeit wohl einmal nach der Theilnahme eines fühlenden Herzen verlangen, er begann auszupacken, was seit ungezählten Jahrtausenden in ihm verschlossen gewesen und zu keines Menschen Ohr gekommen ist.

„Du hast es," begann er zum Poeten gewendet, „vielleicht schon als Kind gehört, daß ich von Ewigkeit her bin."

„Gehört, aber nicht begriffen," antwortete jener.

„Darauf kommt es auch gar nicht an, mein Sohn. Es muß nicht alles begriffen sein. Suche in Deinem Leben nach: Das Unbegreifliche ist stets das Angenehme und das Erhabene. — Ich hatte die Ewigkeit begriffen, da war sie mir langweilig geworden. Ewig jung, ewig stark zu sein, und ewig unbeschäftigt bleiben zu müssen — kannst Du Dir das vorstellen? — Antworte mit keiner Theorie. Höre mir freundlich zu und dann beklage Den, der sonst von aller Welt beneidet wird. — Eines Tages — ich spreche nur nach Deinen menschlichen Vorstellungen — denn eigentlich gab es keinen Tag — kurz, in der Oedniß der Ewigkeit kam mir der Gedanke, ein Spielzeug zu machen, um mir damit die Zeit

zu vertreiben. Lerne daraus, was selbst im Elysium der Müßiggang anstiftet. — Ich erschuf Stoffe und gab ihnen Bewegung. Das rundete sich zu Ballen und drehte sich im Raum wie ein Uhrwerk. Ich trieb es und trieb es immer und unterhielt mich an dem Wechsel von Stoff und Kraft, von Licht und Dunkelheit, von Wärme und Kälte, und als es im Schwunge von selbst weiterging, da rieb ich mir vor Vergnügen die Hände. Es war auch zu nett, wahrhaftig! Viele Körper funkelten und erzeugten in anderen Wärme und Leben. Ein Gleichgewicht entstand in der Bewegung, eine Regelmäßigkeit war in Allem, daß ich selbst darob erstaunte. Erst in diesem Werke ward ich inne, wie mächtig und weise ich bin. Mit besonderer Vorliebe wandte ich mich einem runden Körper zu, der auch seine Bahnen hatte und seine Kreise machte, wechselnd in Licht und Schatten, und auf welchem sich winzige Wesen bildeten, die gar zu possirlich waren. Ich hatte ihnen anfangs keine Bedeutung beigelegt, sondern mich mit ihnen nur ergötzt, sie über die Finger laufen lassen, sie hin- und hergeblasen wie lebendigen Kehricht, sie mit Wasser übergossen, sie mit Feuerspeien geneckt, sie mit dem Beben des Bodens erschreckt, und hatte meinen Spaß gehabt mit den geängstigten Kerlchen, die auf zwei Beinen überaus mühsam umherkrabbelten und sich allemal wieder herausarbeiteten aus der Bedrängniß. Es waren auf demselben Körper stärkere Wesen als diese Zweibeinler, aber anstatt daß diese von jenen stärkeren vertilgt wurden, merkte ich, wie sie allmählich emporkamen, die Feinde unterjochten, die hunderterlei Widerwärtigkeiten besiegten und aus jeder schweren Noth, von der ich dachte, daß sie die kleinen Wesen ganz und gar zugrunde richten müßte, immer kräftiger und klüger hervorgingen. — Ich faßte ein tieferes Interesse

für diese kleinen Geschöpfe und begann ihnen hier und da zu helfen, wo es just unauffällig geschehen konnte, gab ihnen schon frühe einen anmuthigen Kranz von Jahreszeiten, in welchem Früchte gediehen, die sie genießen konnten, verlieh ihnen mancherlei Freude, die in anderen Wesen nicht war, und auch ein gewisses Erkenntnißvermögen, ohne sie in ihrem Willen weiter zu beeinflußen. Ich war gerade einmal begierig, wie weit sie es mit solchen Mitteln bringen würden. Da machte ich nun eine Wahrnehmung, die mich sehr freute. Sie huben an, mich zu ahnen, mich wahrzunehmen, obzwar ich durch ihre Sinne nicht erfaßt werden konnte, sie begannen Altäre zu bauen, um durch Opfer mir zu danken und mich um ferneren Segen anzuflehen. Ich fühlte mich ernstlich zu ihnen hingezogen und wollte ihnen wohl vom Grunde meines Herzens. Alle anderen Körper, die da kreisten, vernachlässigte ich, keiner war mir so lieb als dieser eine, wo die lieben Zweibeinler lebten. Tag und Nacht, Jahr und Jahrhunderte lehnte ich an meinem Fenster und schaute ihnen zu. Als ich die Wahrnehmung gemacht, daß ihr Gefühl und Gemüth, welches sich entwickelt hatte, nicht bloß Lust und Freuden gebar, sondern auch Schmerz und bittere Leiden, trachtete ich zu lindern, gab ihnen Theilnahme für einander, Barmherzigkeit und Ergebenheit. Aber es zeigte sich, daß ihr Gemüth ausartete, Leidenschaften aufwachten und daß sie manches Leiden sich selbst erzeugten. Und gerade die selbstverschuldeten Drangsale trugen sie mit größter Ungeberdigkeit, so daß sie zu verrohen und zu verwildern drohten. Ich hatte ihnen zur Labe den Schlaf gesandt, ich gab ihnen Tränke, welche ein rosigeres Licht senken sollten in ihr verbittertes Herz; allein da wurden Viele noch wüster und ähnelten sosehr den unvernünftigen Thieren, daß sich die Meinung unter ihnen ver-

breitete, sie wären mit den Bestien blutsverwandt. Sie thaten auch darnach, benachtheilten, zerfleischten sich einander, trieben es thierisch und hielten sich für entschuldigt. Also ward ich sehr bekümmert und sah, daß diese Wesen, welche die Anlagen zu größtem Wohlbehagen in sich trugen, eigentlich die unglücklichsten Geschöpfe der ganzen Welt waren. Um mein Weh voll zu machen, beobachtete ich aber auch, wie Viele dieses unseligen Geschlechtes mit heißer Sehnsucht halb unbewußt der Richtung zustrebten, wo ich war, wie sie ihre Klugheit schärften, ihre Kenntnisse erweiterten, um mich, den sie fühlten, zu entdecken und ganz an mich zu kommen. Ich gab ihnen mancherlei Zeichen, Viele verstanden sie, Viele nicht. Andere zeigten Angst vor meiner Wesenheit und leugneten sie, und ihr lautes Leugnen war doch wieder ein Hilferuf, ausgestoßen in glühendem Drange nach Wahrheit. Je heftiger sie mich leugneten, desto weniger war ich ihnen also gleichgiltig. — Je weher sie mir thaten, desto mehr mußte ich sie lieben. — Was ihr tägliches Leben und Schaffen betrifft, so hatten sie ganz erstaunliche Dinge vollbracht, sie verstanden es, den rohen Stoff zu vergeistigen und in solcher Läuterung ihn dem Geschlechte auf die feinste Weise dienstbar zu machen. So zogen sie aus dem Gestein Eisen und Gold, um sich damit zu vertheidigen und zu schmücken; so machten sie aus den Dämpfen, die aus Wasser und Feuer entstehen, Kraft, um große Lasten und Hindernisse zu bewältigen; so gebrauchten sie die Mächte des Blitzes als Verständigungsmittel auf größte Entfernungen. Fast jeden Tag etwas Neues sah ich, an dem sie mit unglaublichem Eifer arbeiteten. Sie waren auch stolz auf ihre Hervorbringungen und erhofften damit die höchsten Ziele zu erreichen. Ich konnte mich an solchen Bestrebungen darum nicht freuen, weil ich sehen mußte,

wie sie ihre Errungenschaften am liebsten und eifrigsten dazu anwendeten, um einander zu schaden, ja sogar zu vertilgen. Nicht etwa, als ob bei ihrer Vermehrung der Raum zu enge geworden wäre — es gab noch immer die weitesten Wildnisse — sondern weil sie sich gewisse Vorstellungen und Ideale gebildet hatten, die ihre Leidenschaft entfachten und denen zuliebe sie im Stande waren, die unerhörtesten Greuelthaten zu verüben. — Also hatten sich in meinem kleinen Geschlechte gute und böse Gewalten entwickelt, die — nach dem Systeme der ganzen Welt — in einem gewissen Gleichgewichte zu einander standen, so daß jeder bösen That allemal auch eine böse Folge nachkam, daß die Leiden der bösen Folge aber stets auch eine reinigende und bessernde Wirkung übten, daß solche Wirkung Gedeihen, Glück und Wohlstand förderte, daß im Wohlstande allemal auch wieder die Keime neuen Lasters ruhten. — Ein solcher Kreislauf zwischen Wohlstand und Elend, zwischen Tugend und Laster, in welchem die Herzen heute verweichlicht, empfindsam wurden, um morgen die tiefsten Wunden zu empfangen, ein solcher Kreislauf war stets die Quelle unermeßlicher Leiden. — In größter Trübsal betrachtete ich das Geschlecht, das mir einst ein ergötzliches Spiel gewesen, dann ein Gegenstand des Vergnügens, der Freude geworden war, und welches nun, scheinbar auf der Höhe der Schöpfung, so sehr entartete, daß Viele dieses Geschlechtes sich nur noch durch Selbstmord zu retten suchten."

So sprach der alte Herr im Elysium und sein Angesicht, auf dem sonst die friedsame Heiterkeit wohnte, war traurig geworden.

„Aber Herr," sagte nun der Poet, „warum machst Du kein Ende? — Ein Tritt Deines Fußes ist genug, und alles Leid ist aus."

Der alte Herr fuhr mit seinem weißen Aermel über das Gesicht, als ob er sich den Schweiß von der Stirne wischen wollte. Dann sagte er mit völlig umflorter Stimme: „Ein Ende machen! Das hättest Du mir vor vielen tausend Jahren rathen können, da mir das Ding noch nichts war, als ein Spielzeug der Laune. — Seither aber ist mir das Geschlecht ans Herz gewachsen. Es mag noch so tief entarten, die Sehnsucht nach mir ist doch in ihm. Ich habe es lieb. Und in der Liebe, mit welcher ich seine Schicksale geleitet, seine Entwickelung betrachtet, ist ein Theil meines eigenen Wesens auf ihn übergegangen, so daß ich in diesem Menschengeschlechte mir gleichsam selbst gegenständlich geworden bin. Darum kann ich es nicht vernichten, ohne mir selbst ein Ende zu machen. Ich liebe es, wie nur ein Vater sein armes, süßes, inniges und doch mißrathenes Kind lieben kann. — Und also, mein Sohn, kam es. Wie der Mensch im Aufblick zu mir vergöttlichte und göttliches Glück fand, so zog mein Niederschauen auf ihn menschliches Leid in mein Herz."

„Nun," fragte der Poet, „und was soll werden?"

„Zerbrechen will ich dieses verhängnißvolle Spielzeug nicht," antwortete der alte Herr. „Ich will Geduld haben. In den Sternen will ich zu meinen Menschen sprechen, in Blitz und Donner will ich sie warnen, in feurigen Ruthen aus Vulcanen will ich ihnen drohen, in der Kriegsfurie will ich sie strafen. Und in den Blumen, die aus Ruinen und Gräbern sprießen, will ich wieder zu ihnen lächeln. Vielleicht erkennen sie mich endlich doch."

„Alles das hast Du ja auch bisher gethan," bemerkte der Poet, „und sie sind Dir trotzdem entfremdet."

„Nein, mein Kind," sprach der alte Herr, „sie sind mir näher gekommen, trotz Allem. Haben sie mich auch manchmal

in den Finger gebissen, wenn ich ihnen die rettende Hand hinabhielt, Viele klammerten sich doch daran. Sie werden zwar noch tausend und tausend falsche Auswege suchen, auf denselben theilweise zugrunde gehen, theilweise wieder umkehren, bis sie aus ihrer eigenen Leidensgeschichte endlich gelernt haben werden, daß der einzige Weg zu mir steil bergan führt. Und streben sie zur Höhe, dann ziehe ich sie an mein Herz und zur Ruhe bringen will ich das Spielzeug."

„Herr," sagte nun der Poet, „ich hätte noch eine Frage. — Wenn wir Alle beisammen sein werden um Dich, wird's dann gut sein? Was werden wir treiben? Werden wir uns zum Zeitvertreib nicht wieder ein Spielzeug machen? Der Mensch, soweit ich ihn kenne, kann sich ein Glück nicht denken, bei dem nicht eine Thorheit dabei ist. Wie also wird das sein?"

Die Antwort auf solche Frage hat der Poet nicht mehr gehört, er war nach kräftiger Nektarkneipe sanft eingeschlummert. — Als er wieder erwachte, saß er tief vorgebeugt in seiner frostigen Dachkammer. Er blickte um sich, daß er den Herrn sähe, sah aber nichts, als auf dem Tisch ein Paket von Manuscripten, die ein Verleger ihm zurückgeschickt mit höflicher Ablehnung, und eine unbezahlte Rechnung für die Stiefel, die er an den Füßen trug, und aus deren offenen Mäulern schon die Zehen hervorguckten nach einem neuen Paar.

Er war wie aus allen Himmeln gefallen.



Vom Hückerle, das nicht geboren werden wollte.

Am Eingange des Himmels, abseits an der Portierloge des heiligen Petrus, befindet sich jener Ort, an dem keine Freud' und kein Leid ist. An diesem Orte wohnen alle ungeborenen Kinder und solche, die vor Geburt, und auch jene, die ohne Taufe oder dergleichen gestorben sind und also nach dem Glauben in die Gemeinschaft der Seligen nicht einverleibt werden können.

Es ist ein sehr bevölkerter Ort, besonders die ungeborenen Kinder sind ohne Zahl; doch geht es recht still her in dem dunklen Quartier, denn wie gesagt, es giebt dort keine Freud' und kein Leid.

Keines verlangt das Erdenleben, aber wenn sie gerufen werden, so gehen die Meisten gern darauf ein, denn die Welt soll ein guter Spaß sein, wer ihn versteht.

So wurde eines Tages von einer jungen Ehefrau, die kurz zuvor erst von einem geliebten Manne erwählt worden war, klein Hückerle gerufen.

Hückerle war ein sehr herziges, aber auch ein sehr kluges Ding, es sandte daher einen Engel auf die Erde, um sich

nach den Verhältnissen der Familie zu erkundigen, deren Mitglied zu werden es die Ehre haben sollte.

Der Engel brachte die Nachricht, daß die materiellen Verhältnisse des Hauses durchaus geordnet wären.

„Darnach habe ich nicht gefragt," unterbrach klein Hückerle, „das ist für ein neugeborenes Kind ziemlich Nebensache. In mancher Beziehung wären einfache Verhältnisse vorzuziehen. Kinder reicher Leute müssen schon besonders viel Glück haben, um etwas Rechtes zu werden. Und um dem Herrgott die Tage wegzustehlen und den Leuten das Brot, dazu mag ich nicht auf die Welt kommen."

„Das ist Geschmackssache," meinte ein Anderes, „wie man hört, soll der menschliche Leib gar kein übles Instrument sein. Ich wollte es nicht verachten, einmal etliche Jahrzehnte lang darauf zu spielen."

„Es ist ein gefährlich Spiel," sagte das kluge Hückerle, „vor Allem: wer ein Paar ungute Eltern erwischt, der sitzt schon in der Patsche. — Sage mir einmal, lieber Engel, im bewußten Hause, wie steht's mit der Mutter?"

„Die Dame, die Deine Mutter werden will," berichtete der Engel, „ist eine sehr schöne Frau."

„Das ist Sache des Vaters," versetzte das Hückerle, „häßlich finden wird kein Kind seine Mutter."

„Sie wird Dich unendlich lieben."

„Selbstverständlich, das ist ihre Bestimmung."

„Sie ist leidenschaftlich in ihrer Liebe, sie wird Dir nichts versagen. Du wirst ihr liebes Spielzeug sein."

„Sie wird das meine sein," sagte das Hückerle; „doch nach Deinen Berichten bin ich wahrlich gewillt, die Einladung abzulehnen."

Da kam noch an demselben Abende ein Vöglein geflogen, das brachte eine Depesche von der Frau aus dem Erdenhaus: „Klein Kindlein, eile, ich erwarte Dich mit Sehnsucht!"

Und der Engel kam wieder zu Hückerle und erzählte, wie die Mutter das Bettlein schon bereitet habe, Hemdchen und Häubchen, niedliches Spielzeug und allerlei, und daß sie in ihrem Gemache sitze und aus langer Weile weine, weil der Vater seinen Geschäften nachgehe.

„Und was sagt der Vater?" fragte Hückerle, „lädt auch er mich ein?"

„Der Vater," meinte hierauf der Engel etwas unsicher, „höchst wahrscheinlich auch wird er Dich einladen, obwohl er nicht davon spricht. Er hat die Kinder sehr gern, das beweist er an seinen drei Kleinen."

„Du redest, als hätte er schon welche."

„Allerdings, zwei Mädchen und einen Knaben aus der ersten Ehe. Liebe, wohlgeartete Kinder, die ein junges Brüderchen glückselig machen würde."

„Nun weiß ich wohl genug," sagte das Hückerle. „Kinder aus einer ersten Ehe sind da. In diese Familie setze ich mich nicht hinein."

„Mein Gott, Hückerle, wenn Alle so dächten wie Du, was würde aus den zweiten Ehen werden?"

„Auf die Welt zu kommen, das will ich mir nicht verschwören," sagte das Kleine, „aber nur als Erstgeborener eines jungen Paares, das ist meine oberste Bedingung. Ich will die Sorgfalt und Liebe von Vater und Mutter gleichmäßig auf mich vereinigt sehen und daß sie gleichmäßig von mir beseligt werden; ich will, daß sie noch keinen Grund zum Kummer und keinen zum Streit haben. Sind der Kinder einmal mehr und es kommt Unsereins noch angefahren, dann

weiß man's ohnehin, welcher Art die Freude ist, mit der man empfangen wird. Das sind saure Sachen! Und nun erst gar ein Nachläufer aus zweiter Ehe! — Nein, nein!"

Der Engel war aber von der Frau auf Erden durch gute Worte bestochen, durch Gebete, in denen sie ihn allabendlich anrief! er gab daher sein Vermittleramt so leicht nicht auf.

„Es ist im Ganzen recht vernünftig, was Du sprichst, mein liebes Hückerle," sagte er, „doch mußt Du den besonderen Fall betrachten. Wenn ich in ähnlichem Falle die Wahl habe, ein Kind erster oder zweiter Ehe zu sein, ich entscheide mich unbedenklich für das Letztere."

„Das ist selbstverständlich. Aber nur, wenn man's flach nimmt. Das Stiefkind mag zu wenig Brot haben, aber das Leibeskind dürfte sich mit Kuchen den Magen verderben. Da ziehe ich das Erstere vor. Das Stiefkind wird körperlich und seelisch abgehärtet, das Leibeskind körperlich zu einem Schwächling verweichlicht, geistig zu einem Unding verzogen werden. Mütter giebt es, mein lieber Engel, die aus Bitterkeit gegen die Stiefkinder die größten Feinde ihrer eigenen werden. Keine Lieblosigkeit rächt sich so sehr an eigenem Fleisch und Blut, als die den unschuldigen Waisen zugefügte. — Das ist die Stiefmutter. Nun aber der leibliche Vater! Vor Kurzem erst kam ein ungetauftes Wesen hier an, das davon zu erzählen wußte. Ich mag's nicht wiederholen, sondern sage nur so viel: es hat sich dort eilends wieder aus dem Staub gemacht. Das beste Stück eines Menschenherzens hängt an seinem Erstgeborenen, so ist's Naturgesetz, da kann Niemand dafür. Die Vorzüge des Erstlings — Fehler hat er selbstverständlich nicht — haben einen so tiefen Eindruck auf den Vater gemacht, das Glück über dieselben war so

groß, daß der Nachkömmling einen schweren Stand hat, sich noch leidlich bei ihm zurecht zu setzen. Man kennt diese Väter! Die Conflicte, die solcherweise mit der zweiten Frau entstehen, steigern noch sein warmes Gefühl für die mutterlosen Kleinen seiner ersten Erwählten; je sorgfältiger er dasselbe zu verdecken sucht, um so tiefer wird es. Dem Instinct der Frau bleibt derlei nicht verborgen; eine Art von Eifersucht gegen ihre todte Mitbesitzerin des Gatten läßt sie deren Kindern entgelten. Der Vater sucht ihre Lieblosigkeit an ihnen durch Milde zu ersetzen, jetzt ist sie zu strenge, er zu nachsichtig gegen die Kinder erster Ehe; gegenüber denen der zweiten scheint es umgekehrt zu sein. Alles das geht ganz naturgemäß vor sich, ohne daß man einem Theile Schuld geben kann, an dem was hier gelitten und verdorben wird. Aber wenn's verdorben ist, dann klagen sie sich einander an und vergällen sich das Leben. Ich lasse mich empfehlen, aber in eine solche Familie setze ich mich nicht."

Der Engel stand da und wußte nichts zu sagen. Endlich rief er gegen ein Knäblein hin, das just einen scharfen Pfeil in den Bogen legte: „Amor, hast Du gehört, was das Hückerle sagt? Es ist gewissenlos von Dir, nach dem Herzen eines Witwers zu zielen. Was für Leid und Elend daraus entstehen kann! Schieße Deine überflüssigen Pfeile auf die Ehemänner los, die noch ihre ersten Frauen haben, damit thust Du was Gutes."

„Ich schieße nach wem ich will!" versetzte der Knabe trotzig und schoß seinen Pfeil erdenwärts.

In demselben Augenblick war die Botschaft da: „Hückerle, der Vater ruft Dich!"

Das Hückerle zitterte an allen Gliedern, denn wenn der Vater ruft, da giebt es kein Weigern mehr. „So muß

es doch sein, daß ich ins irdische Jammerthal steige. Lebt wohl, ihr Genossen — vielleicht für immer. Es steht im Geschicke, ob sich mir bei meiner Rückkehr die Pforten der Nacht oder des Lichtes öffnen werden. Nun gehe ich leiden."

„Fast fürchte ich es," sagte der Engel, der das Hückerle nun leitete, „denn Du bist viel zu vernünftig. Wer so viel denkt und klügelt und alles abmißt, der hat auf Erden kein gutes Sein. Der ist voller Unfried und Zwiespalt und Gram. Und doch bauen die Menschen ihre Straßen so, daß Jeder, der sie wandelt, zum Denken und Messen und Wegen kommen soll. Aber sei getrost, diese Straßen führen schöneren Höhen zu, als die ist, von der Du jetzt scheidest. Daß Du aber, mein liebes Kind, nicht allsogleich von diesem Frieden auf die heiße Bahn gestoßen werdest, daß Du auch kennen lernest was Lust und Freude ist, daß Du einen süßen Lebensmorgen und eine goldene Jugend habest mit holder Einfalt, mit himmlischen Träumen und irdischer Liebe, so lege ich jetzt meine Hand segnend auf Dein Haupt."

Der Engel that's, und als er die Stirne des kleinen Wesens berührte, sank hinter derselben der Geist in den Schlummer hin. Nur das Herzlein schlug, anstatt der Thätigkeit des Geistes begann ein zartes Keimen der Sinne — und so ist klein Hückerle auf dieser Welt angekommen.

Die Mutter lehnte an seinem Bettlein und kosete es ohne Ende, und konnte ihr Auge nicht wenden von diesem zarten, süßen Angesichte, und kosete es immer und weinte vor Glückseligkeit. Dann rief sie die Kinder ihres Mannes; diese schlichen auf Zehenspitzen herbei und in ihren hellen Augen leuchtete die Freude über das Brüderlein. Die Mutter küßte jedes auf die Stirne und that in ihrem Herzen ein Gebet:

„Ihr Engel Gottes! Nun ist die Liebe gekommen. Ich kann sie kaum ertragen, so groß ist sie! Alles Herbe und Bittere, in diesem Feuer ist's gelöst. Jetzt bin ich Mutter! So bin ich's auch Euch, ihr guten mutterlosen Kleinen. Dankt es Eurem Bruder, nicht der Vater hat Euch die Mutter gebracht, aber der kleine Bruder giebt und theilt sie mit Euch. Was ich Euch Gutes kann thun, an meinem Kinde möge Gott mir's vergelten! Mit der Liebe und Treue, die ich Euch zuwende, will ich erkaufen für dieses Kind das Gedeihen und das Glück, will ich dem Schöpfer danken, daß er mir's gegeben. In meinem Kinde will ich mich, in Euch meinen Mann lieben; in meinem Kinde will ich glücklich sein, und edel in Euch. O liebes Kind, Du hast mir ein großes Leben vom Himmel gebracht."

Hinter ihr stand der Gatte. Dem war zweimal als Mann das Auge naß: damals, als seine Kinder die Mutter verloren, und jetzt, da sie sie fanden.

Nach längerer Zeit, als der Engel dieser Familie wieder einmal im Vorhofe des Himmels erschien, fragte man ihn, wie es dem kleinen Hückerle ergehe, das so ungern zur Erde hinabgestiegen war.

„Oh das Hückerle," sprach der Engel, „das hat's wohl gut getroffen. Wie ist glücklicherweise so gar nichts wahr geworden von dem, was es einst so vernünftig auseinandergesetzt. Es hat erstens seine Mutter glücklich gemacht, zweitens weil glückliche Menschen auch gute Menschen sind, seinen älteren Geschwistern eine Mutter gegeben. Und so ist es das Herzhöckchen des Vaters geworden, und so hat es die Familie ineinander verbunden. — Wohl ist das Wort Stiefmutter ein schlimmes Glöcklein, das vieles Unheil aufwecken kann; darum soll man daran nicht ziehen. In der Familie des

Hückerle ist eitel Liebe. Es kehren Drangsale ein und Leiden, wie überall, Versuchungen und böse Stimmungen auch, wie überall; sie lassen die schlimmen Stunden ziehen und schweigen in Geduld. An dem Tage von Hückerlein's Geburt hat mir der Ewige einen Auftrag gegeben: Hüte es, so lange sie den Waisen gut ist. — Ich hüte es bis auf den heutigen Tag, kein Unrecht hat mich verscheucht aus dem Hause. — Wenn Ihr wüßtet, wie das Hückerle mit seinen irdischen Augen schauen kann! Es hat ein Herzlein voll von Munterkeit und Freuden. Sein Geist, den ich in den Schlaf gelullt, ist wieder im Erwachen, aber von dieser licht- und liebevollen Kindheit wird er rosig sein und rosig bleiben. Die junge Seele hat einen schönen Schwung, vom Vater das Rechtsgefühl, von der Mutter die Milde, von den Geschwistern den Frohsinn; sie wird nicht kleben bleiben an der erdigen Masse. Das Höchste, was die Welten kennen und die Himmel lohnen, wird aus ihm: ein ganzer Mensch. Auch sein Weg wird ernst werden und heiß, aber er wird an diesen dunklen Hallen vorüber zur Vollendung führen. Das ist die Kunde vom Hückerle, welches nicht geboren werden wollte."

Halb dämmernd, träumend und keimend hatten sie zugehört, die Ungeborenen in der schattigen Halle; nur Amor hatte seine Sinne schärfer gespannt und seinen Bogen, und wiederum schoß er erdenwärts einen zündenden Pfeil.





Alkohol.

Ein wirthschaftlicher Briefwechsel zwischen dem Teufel und seiner Großmutter.

Es war im Sommer des Jahres 33 nach Christi. In einer der Felsenhöhlen nördlich von Jerusalem saß der großmächtige Höllenfürst Lucifer, schlug mehrmals unwirsch mit dem Schweife auf den Felsblock, kaute an einer Geierfeder und schrieb dann einen Brief an seine Großmutter. Die Adressatin war eine alte, unsaubere, tückische, boshafte Vettel in der Hölle, die häßlichste und bösartigste unter allen Vetteln, weshalb der König sie zu seiner Gesponsin erwählt hatte. Sie leitete ihm die Wirthschaft, führte die Rechnungen über Schwefel und Pech, wobei sie ihn stark um den Löffel barbierte. In zärtlichen Augenblicken nannte er sie ganz unpassend „Großmütterchen", um sich den Anschein zu geben, als sei er jung und ehre das Alter, während es doch gerade umgekehrt der Fall. Er war dabei gewesen, als ein achtzehnjähriger Jüngling sie mit einer fünfundvierzigjährigen Jungfrau erzeugt hatte. Er war dabei gewesen, als sie sich, ein siebzehnjähriges Kind, an einen einundachzigjährigen Greis vermählt hatte. Sie übte sich schon in früher Jugend in der Kunst, Hörner aufzusetzen und als sie nach

vielen bewegten Lebensjahren als alte Kupplerin starb, erkor sie Lucifer zur Seinigen und sie setzte ihm alltäglich die Hörner auf, welche er als Teufel zu tragen berechtigt war. An diese Person schrieb nun Lucifer in Zeiten, da er nicht bei ihr war, zahlreiche Briefe. Bei den Vorarbeiten zum Eisenbahnbau zwischen Jaffa und Jerusalem ist in einer Felsenkluft vor Kurzem ein Theil dieser Briefe aufgefunden worden. Unter anderen wurden auch die folgenden Schreiben daselbst entdeckt:

„Liebes Großmütterchen!

Endlich komme ich wieder einmal dazu, Dir zu schreiben, leider habe ich nicht viel Erfreuliches zu vermelden. Der Judas, den ich am Strick schickte, wird in der Hölle hoffentlich glücklich angekommen sein. Den Petrus glaubte ich auch schon zu haben, er verleugnete auf meinen Rath seinen Herrn und verließ ihn in der Noth, hat es aber leider sofort bereut. Pilatus wäre auch reif, allein er ist ein Heide und gehört nicht in unseren Bezirk. Hingegen wächst sich an Herodes ein guter Bissen aus. Und die Pharisäer und Schriftgelehrten sind mir auch noch ein guter Trost, die kommen selber zu mir und bringen auch andere mit. Ewig leid thut es mir um Maria Magdalena, das war ein hoffnungsvoller Züchtling; jetzt büßt sie und ist verloren. Dieser Prophet fügt mir unersetzlichen Schaden zu. Als er in Jerusalem einritt, nahm völlig die ganze Stadt für ihn Partei; als er verurtheilt wurde, wendeten sie sich natürlich wieder von ihm ab; als er am Kreuze hing, verspotteten und verhöhnten sie ihn und selbst seine Anhänger wagten es nicht, ihn zu bekennen. Das wäre insoweit ganz erfreulich. Aber nun denke Dir, herzliebstes Großmütterchen, alte Hexe, was nun geschieht.

Der Prophet wird aufgenommen zu seinem Vater und sendet seinen himmlischen Geist herab in die Welt. Jetzt werden die Trägen rührig, die Verzagten muthig, die Verblendeten klug, die Lauen beseelt; man beginnt meinen Angelspeck, die irdischen Freuden, zu verachten und vom Göttlichen und Himmlischen zu schwärmen. Die Sünder büßen und die Gerechten fangen an demüthig zu sein. Die Todsünden, die ich säe, werden nicht geerntet. Ein ganz anderer Sinn ist in die Leute gefahren und alles des himmlischen Geistes wegen. Wenn dieser Geist noch lange besteht und wirkt, so können wir unsere Hölle zusperren. Ich weiß mir keinen Rath. Nie hätte ich mir gedacht, daß das schlechte hölzerne Kreuz (und von dem kommt der Geist) mir so vielen Schaden machen könnte; alle meine Pläne und Bestrebungen werden jetzt durchkreuzt; meine Schlingen und Lockungen, die Menschenseelen zu fangen, werden durchkreuzt — die Zeiten werden verflucht schlecht, Großmutter. In Eile Dein bekümmerter Lucifer."

Also lautete der Brief. der sofort durch einen mit Fledermausflügeln beschwingten Sendboten in das Höllenreich befördert wurde. Nicht lange ließ die Antwort auf sich warten.

„Aber liebstes Herzerl Du!" schrieb die Großmutter zurück, „Schatzerl, dummes Bürscherl! Hast denn Du keinen Schwefel mehr im Gehirn? Ich kenne Dich gar nicht mehr. Des bißchen himmlischen Geistes wegen so verzagt sein! Ja ich glaub's, daß er uns schaden könnte, wenn wir nicht ein Gegenmittel hätten, ich glaub's! Aber wir haben ein Gegenmittel, mein lieber behörnter Herr Gemahl! wir haben eins! daß Du nicht darauf gekommen bist, dummer Teufel, und es ist doch so einfach. Wenn es einen himmlischen Geist

giebt, so wird es wohl auch einen höllischen Geist geben; was jener schafft, soll dieser zerstören, dieser soll jenen ersticken und dieser unser höllischer Geist soll in der Welt herrschen und uns die Seelen zuführen. Du weißt es noch immer nicht, welchen Geist ich meine? Es ist schrecklich, wie Du mir verblödest im Umgang mit den Leuten. Ich meine den Alkohol! Ich sehe Dich lächeln, Du verstehst mich endlich; ich glaubte schon, Du brauchtest unsere ganze Ewigkeit auf, um begreifen zu lernen, daß der Alkohol das wirksamste Gegengift für den himmlischen Geist ist. Als purer Geist dürfte er ihnen zwar schwer beizubringen sein, aber wir gießen ihn in ihre Getränke, in den Wein, in alle Flüssigkeiten, die gähren, wir erfinden einen gebrannten Wein, einen Höllenwein und sättigen ihn reichlich mit Alkohol. Anfangs wird er ihnen zuwider sein, denn ihre Natur wird sie davor warnen. Ueberlasse das nur mir, theurer Spitzbube, ich werde Süssigkeiten thun in die Getränke, ich werde ein Wohlgefühl erzeugen schon nach dem ersten Trinken, und sie werden den Geist dürstend und mit Lust in sich schlürfen. Dann siehe einmal zu, was geschieht: der Bescheidene wird aufgeblasen und hochmüthig sein, der Sanftmüthige aufgebracht und zornig, der Mäßige wird schwelgen, der Emsige wird träge werden wie ein Thier, der Eingezogene wird ausgelassen, wohllüstig, unzüchtig sein. Alle Lichtlein der Menschenseele werden entfacht zu Bränden, die Brände werden Leib und Seele zerstören und das Menschenherz, welches der Prophet einen Tempel des heiligen Geistes genannt, wird eine schmutzige Ruine sein. Das wird unser Geist anrichten auf Erden und diesen Geist sende ich ihnen. Verbreite ihn, Lucifer, wo und wie Du kannst, lege ihn in die Früchte des Feldes, des Gartens, des Baumes, lege ihn in edle und unedle Gewächse,

sie werden ihn finden und herausziehen; er wird ihnen besser schmecken als der himmlische Geist der Entsagung, sie werden sich voll und toll, roth und todt daran saugen; dann sammle die Cadaver und bringe sie her. Wir werden die Hölle nicht zusperren, mein lieber Lucifer, wir werden sie erweitern, vergrößern nach allen Richtungen hin und Legionen von Teufeln sollen umlaufen dort auf Erden, um den Leidenden, Bekümmerten, Verzagten mit gefälligen Manieren — unter dem Vorwande, sie zu stärken, aufzurichten — unseren Geist zu credenzen und hernach die Opfer einzuheimsen. Also immer Muth, mein Busenfreund, und gehe sogleich daran, unseren Geist in alle Kreise der Menschen zu verbreiten. Deine wohlaffectionirte Mutschi."

Und einige Zeit darauf konnte König Lucifer den nachstehenden Brief schreiben:

„Liebes Großmütterchen!

Recht sehr plangt es mich, Dich wieder einmal zu umarmen, allein jetzt ist kein Abkommen hier. Die Geschäfte gehen gut. Mit Deiner genialen Eingebung hast Du Dir ewige Verdienste erworben um unser Reich. Der himmlische Geist, der mich anfangs so sehr ins Bockshorn gejagt, ist völlig lahm geworden, ja verschwunden, seitdem wir unseren höllischen Geist, den Alkohol, ausspielen. Die überraschendsten Wirkungen habe ich erfahren. Leute, die sonst von ihrem unruhigen Gewissen (ach, dieses Gewissen, das dem Menschen im Herzen liegt, lag mir immer im Magen!) dem himmlischen Geiste zugetrieben wurden, beruhigen dasselbe mit Alkohol. Leute, die das Thierische in sich getödtet zu haben vermeinen, aber schwach und träge sind, glauben sich mit Alkohol für das Göttliche zu begeistern und traben dann in

ihrer Begeisterung anstatt mit Aetherschwingen gegen Himmel zu fliegen, auf vier Füßen mir zu. Leute, denen der Muth fehlt um Schelmenstücke zu vollführen, trinken Alkohol und werden beherzt. Mancher hebt den Becher des Alkohols, um mit seinem Gotte Bruderschaft zu trinken, während er mir in die Arme sinkt und meine Hörner küßt. Ein Einsiedler in der Wüste, der sich kasteite jahrelang und seine Seele gereinigt hatte von allen Lüsten, trank Alkohol und wälzte sich vor Lust wiehernd im Kothe wie ein Schwein. Ein anderer Mensch, der sich in Selbstverleugnung, Sanftmuth und Liebe geübt hatte, und welcher es so weit bringen wollte, daß er Jedem, der ihn auf die linke Wange schlug, auch die rechte hinhalten konnte, trank zu solcher Kräftigung Alkohol und erschlug aus Jähzorn seinen Vater. Ein Rabbi, der seit vielen Jahren Ehrsamkeit und Keuschheit gepredigt hatte, der in heiligen Zorn gerieth, wenn ein Spatz nach dem Weibchen pfiff, der von Anderen und von sich selbst für einen Heiligen gehalten wurde, trank zum Behufe höherer Begeisterung Alkohol und beging mit der Frau seines besten Freundes einen wunderschönen Ehebruch. Oh, was wäre da alles zu erzählen! Es läßt sich auf diesem Wege nicht mittheilen, weil ich fürchte der Brief könnte in unberufene Hände gerathen, gar unter die Leute kommen und also eine abträgliche Wirkung erzielen. — Mache neue Kammern auf, lieb Großmütterchen, alte Vettel, verdammte! es kommen ihrer viele. Du wirst eine rechte Freude haben, wenn die hochmüthigen Söhne des Lichtes, die sogenannten Vernunftwesen, bis zum Cretin versoffen, mit stieren, rothunterlaufenen Augen, grinsend und unsauber rülpsend, in die Hölle hinabtaumeln werden. Wir wollen mit diesen Creaturen dann manch ein kurzweilig Spielchen treiben. Der Alkohol hat sie stark gemacht,

behaupten sie, so wollen wir sie zu Paaren an unseren glühenden Wagen spannen und mit ihnen durch das Höllenreich rasen, bis ihnen die blauen Flammen aus den lechzenden Schnauzen züngeln. Der Alkohol hat sie beherzt gemacht, sagen sie, so sollst Du auf dem Rabbi reiten wie auf einem Besenstiel durch die schwefeligen Lüfte hin. Den kasteiungslustigen Einsiedler, der sich im Moraste wälzt, will ich mit meinem Schweife peitschen, bis er girrend und gröhlend den letzten Hauch seines Geistes von sich giebt.

Braue, Großmütterchen, braue, daß unser Geist nicht alle werde. Die Nachfrage ist groß und steigert sich mit jedem Tage. Wir werden mit diesem „gottähnlichen" Geschlechte, das uns so viele Sorge gemacht, hoffentlich bald fertig sein.

Ganz der Deinige.
Lucifer."





Der hinkende Schimmel.

— und jagte sich aus dem Revolver eine Kugel in die Brust.

Ein Stümper in der Selbstverneinung. Schon während des Losdrückens reute es ihn, aber die Kugel war schon da, klopfte unsanft an und ohne auf das „Herein" zu warten sprang sie in die Brust. Wie einen Todten trugen ihn zwei Holzknechte hinab in das Vaterhaus, wo ein unendlicher Jammer entstand. Denn es war das einzige, liebe Kind, ein schöner Jüngling von vierundzwanzig Jahren. Der unendliche Jammer währte nur eine Viertelstunde, um einer unendlichen Freude zu weichen, wie eine so groß und heftig in diesem sonst doch glücklichen Hause nie gewesen war. Die Kugel hatte das Herz verfehlt, war zwischen den Rippen hinein und rückwärts zwischen den Rippen hinausgefahren, und der Arzt sagte, es sei nichts weiter als ein neumodischer Aderlaß, weil ja der altmodische nicht mehr beliebt wäre.

Der Vater kniete beinahe nieder vor seinem schwerverwunden Sohne und rief: „Wer hat Dir denn so wehe gethan, mein Julius, daß Du mich auf solche Weise hast

verlassen wollen? Kannst Du denn nicht alles haben, was Dein Herz begehrt?"

„Vater, verzeihe mir!" antwortete der junge Mann mit schwacher Stimme. „Du bist ja mein guter, theuerer Vater. Doch eben weil ich alles haben kann, eben darum ist mir so langweilig geworden auf der Welt, daß ich es nicht mehr ertragen konnte."

Weil die Mutter nicht mehr am Leben war, so wurde von der Stadt vermittelst Eisenbahn und Pferden eine barmherzige Schwester geholt, daß sie den Kranken pflege und betreue oder wenigstens die Pflege überwache, denn der Vater hatte als Hammerherr seine täglichen Obliegenheiten.

Die barmherzige Schwester war im Brautstand mit dem Heilande und in ihrer blühenden unschuldigen Jugend war sie auch bräutlich anzusehen. Das schwarze Klostergewand um den Leib selbst schien zu zagen ob der Schönheit, die es bewachen sollte, und der schneeweiße Schild ihrer Haube stand weit hinaus, ängstlich bestrebt, dieses rosige Gesichtlein vor irdischem Staube und die sanften himmelblauen Augen vor den blendenden und versengenden Funken der weltlichen Sonne zu schützen. Das war die Klosterjungfrau, die barmherzige Schwester.

Nur so lange durfte sie bei ihm bleiben, als er sehr schwer krank war. Wenn er schlafend dalag und blaß war, der Athem schwach wie ein Lichtlein, das auslöschen will, da schaute sie von ihrem Platze am Tischrande auf ihn hin, Ganz verstohlen, als ob es etwas Unrechtes wäre, blickte sie ihn an. — Und es ist so schade um ihn. Ehe ich fort muß, will ich ihm noch etwas sagen, denn er hat keine Mutter und keine Schwester.

Und eines Morgens, als er in seinem weißen Hemde ziemlich aufrecht saß auf dem Bette und mit einem Silberlöffelchen den Thee schlürfte, in welchen sie ihm mürbes Gebäck hineingebröckelt hatte mit ihren zarten Fingern, da sagte sie: „Heute gehe ich fort, Herr Julius.“

Er bat nicht, daß sie bleibe, er sagte nur ganz leise: „Ich bin noch krank.“

„Wenn Sie mir nur das Eine versprechen wollten, Herr Julius —“ Sie brach ab, es war nicht die rechte Art. Wieso konnte sie begehren, daß er ihr, die ihm so fremd war, etwas verspreche?

Der Kranke reichte ihr die magere Hand: „Ich werde es nie vergessen.“

„Herr Julius, ich habe eine große Angst, daß Sie es wieder thun könnten. Sie sollten den ernstlichen Vorsatz fassen, das nicht mehr zu thun.“

Er antwortete: „Es war aber doch etwas Gutes. Hätte ich's nicht gethan, so wäre ich nicht krank gewesen. Und dieses Kranksein war das Beste, was ich je noch erlebt habe.“

Die Schwester ging nicht darauf ein, sondern sagte: „Sie haben ihr Herz zu sehr an die falsche Welt gehangen. Darum sind Sie früh enttäuscht worden und haben verzagt. Von diesem Leben darf man nichts Gutes hoffen, es ist ein irdisches Fegefeuer, daß wir in demselben gereinigt und gebessert werden und würdig der ewigen Seligkeit.“

„Sie sind so jung, Schwester, und so gesund und Ihr Auge schaut so froh und frisch, und Sie sprechen so! Sie müßten doch glücklich sein.“

„Ich bin sehr glücklich.“

„Also warum verachten Sie dieses Leben, in dem Sie so glücklich sind?“

„Das Leben kann freilich nicht glücklich machen. Ich halte mich an den lieben Herrn Jesum. Der Heiland hat mir die Nichtigkeit dieser Welt gezeigt und mir das Kreuz gegeben. Ich bin nur so glücklich, weil ich entsage und mich willig dem Leide ergebe. Wenn ich des Abends vor dem Einschlafen mir sagen kann: Heute hast du viel gelitten, so ist meine Seligkeit groß."

„Wenn Sie Ihr Glück im Leide finden, dann können Sie freilich unendlich glücklich sein auf Erden."

„Das darf ich aber wieder nicht," flüsterte die Schwester. „Wenn ich so ein Glücksbewußtsein hätte, das hieße ja nicht leiden."

Nach einem Weilchen fragte der Kranke: „Schwester, haben Sie auch in diesem Hause zu leiden gehabt?" Denn sie war bedient und geehrt und von Allen liebreich behandelt worden. Die Schwester antwortete rasch: „Mehr als irgend einmal." Doch sofort setzte sie bei: „Denn wenn man Jemand leiden sieht, der nicht leiden will, das thut nicht wohl."

Er reichte ihr wieder die Hand: „Wie Sie gut sind!" Sie war aber in ihrem Ausspruche nicht ganz aufrichtig gewesen, daher nahm sie seine Hand nicht an.

Er fuhr fort: „Es ist doch eine verfluchte Welt. Gerade die Besten müssen am meisten leiden, weil sie auch das Weh der Anderen tragen. Und wenn doch einmal ein Augenblick der Freude kommt, da müssen sie ihn ängstlich fliehen, weil das Glücksbewußtsein als solches schon wieder Unruhe und Leid macht. Das bißchen, was süß, ist der Keim zahlloser Qualen. Es ist eine unergründliche Tiefe von Elend. Und das soll so fort gehen? Fast keiner erreicht die Größe, das Erlösungswerk an sich selber zu vollbringen."

„Das Erlösungswerk für uns hat schon ein Anderer vollbracht," antwortete die Schwester.

„Es ist seit zweitausend Jahren nicht besser, als es früher war.“

„Erst jenseits, Herr Julius!“

„Darum rasch hinüber! Ich wollte es ja, doch ihr haltet mich hier fest. — Schwester, liebe Schwester, Sie haben sich ins Kloster geflüchtet. Das Lebendigbegrabensein ziehen Sie vor den Freuden der Welt. Ich wollte einen Selbstmord begehen, Sie haben ihn begangen.“

Sie antwortete: „Mein Selbstmord heißt — jungfräulich bleiben.“

„Schopenhauer!“ rief der Kranke aus. „Aber die Natur will ein unsterbliches Menschengeschlecht. Ein Geschlecht von lauter Elenden, die immer wieder sterben und immer wieder geboren werden müssen.“

„Müssen?“

„Sterben müssen wir. Geborenwerden? In Zukunft wieder geboren werden, das ist unser eigener Wille. Verneinen wir den Willen zum Leben!“

„Jungfräulich sein,“ flüsterte sie.

„Aber die Natur sagt, Liebe wäre das Einzige, was sich der Mühe lohnt.“

„Der Natur muß man nicht alles glauben.“

„Sie sagt, Liebe wäre unsere Lebensaufgabe, unsere Pflicht und die höchste Lust, mit keiner anderen Freude vergleichbar.“

„Herr Julius, der Natur muß man nicht alles glauben!“ sagte die Schwester gedämpft. Es war wie ein halberstickter Nothschrei.

„Schwester, man muß ihr gar nichts glauben, man muß ihr Feind sein. Ach, und wenn man so ganz allein ist in der Feindschaft gegen die starke gewaltige Natur, da muß man verzagen.“

„Sie sehen ja, daß Sie hierin nicht allein sind,“ antwortete die Schwester.

„Ich sehe, daß ich an Ihnen einen Genossen habe, Rosalia, und darum habe ich gesagt, daß mein Kranksein das Beste ist, was ich je erlebt habe.“

„Und weil mir Angst war im Streite mit der Natur, darum habe ich gesagt, ich hätte in diesem Hause zu leiden gehabt mehr als irgend einmal. Aber jetzt, da ich Sie stark sehe, Julius, jetzt bin ich ganz muthig.“

„Wir wollen zusammenhalten, Rosalia!“

„Das wollen wir, Julius. Und recht für einander beten, das versprechen wir uns zum Abschied.“

„Zusammenhalten und auseinandergehen?“

„Wir können ja doch im Himmel wieder zusammenkommen,“ sagte sie.

„Wozu bedürfte man im Himmel Kampfgenossen, wenn dort keine Natur zu bekämpfen ist?“

„Im Himmel keine Natur? Auch nicht ein bißchen eine?“

„Das Leben im Himmel ist ja ein übernatürliches.“

„Es ist wahr,“ entgegnete die Schwester leise. „Ah, ich fange schon an, sündig zu denken, ich muß bald zurück ins Kloster.“

„Was haben Sie denn in Ihrem jungen Leben Hartes erfahren, daß Sie ins Kloster gegangen sind?“

„Was soll ich erfahren haben? Eine Base habe ich gehabt und diese hat gemeint, ich sollte den Fehltritt meiner Eltern büßen und mein Leben lang beten, daß sie in den Himmel kämen. Daher gab sie mich schon früh ins Kloster.“

„Also wieder die Erbsünde! Und diese wollen Sie nicht weiter vererben. Gute, tapfere Schwester! Und da haben Sie eben viel nachgedacht über den Jammer der Welt?“

„Wir hören das in unseren Betrachtungen."

„Und ist im Kloster denn immer der himmlische Frieden?"

„Ei, im Kloster nicht. Aber nach dem Frieden im Herzen sollen wir streben. Darum beten wir und üben gute Werke."

„Und ist im eingesperrten jungen Blute denn nie ein Bangen nach den Freuden der Welt?"

„Die Freuden der Welt sind nicht zu vergleichen mit den himmlischen Freuden."

„Und wenn Sie arme Sünder pflegen, wie mich, die so weltlich sind — so weltlich!"

„Aber Sie verachten ja auch die Welt, Julius! Eben darum darf ich Ihnen vertrauen. Und darf Sie bitten: wenn Sie aus der bösen Welt davon wollen, gehen Sie nicht die finstere Straße abwärts, gehen Sie dem Himmel zu."

„Giebt es im Kloster denn gar kein sündig Denken?"

„Ferne vom Abgrund ist Schwindel nicht gefährlich."

„Ist kein unseliges Weltkind unter Euch, daß sich selbst zu täuschen sucht mit Entsagung?"

„Kein Weltkind, Julius, nur Jungfrauen und Büßerinnen."

„Büßerinnen müssen wohl die größere Seligkeit genießen."

„Wie meinen Sie das, Julius?"

„Weil den Himmel nur der erst recht würdigen kann, welcher vorher die Erde kennen gelernt hat."

Hierauf schwieg Schwester Rosalia.

„Es muß ja so unruhig machen, immer von der Sünde zu hören und sie nicht zu kennen."

„Wünschen Sie noch etwas, Herr Julius? Ich will Sie jetzt allein lassen, man läutet zur Messe."

Er ergriff ihre zarte weiße Hand: „Schwester, es ist furchtbar! Immer zwischen Todessehnsucht und Liebespein hin- und herzutaumeln!“

„Julius, Sie müssen mir den Gefallen thun, öfters im Evangeliumbuche zu lesen, ich lasse es Ihnen zum Andenken zurück.“

„Ich nehme das Geschenk nur an, wenn ich Ihnen hingegen den Schopenhauer verehren darf.“

„Was soll ich mit Schopenhauer? Mein Lehrer ist Jesus.“

„Mir wäre so viel daran gelegen, daß Sie mich verstehen könnten. Nur Schopenhauer lehrt, wie man gegen die Natur siegreich kämpfen kann.“

„So will ich Ihnen zuliebe einmal ein ganz klein wenig aus dem Buche lesen. — Jetzt aber ruhen Sie, Herr Julius, Sie haben heute schon zu viel gesprochen.“

Es steht zu vermuthen, daß die Schwester recht hatte. Denn der Genesende war in den folgenden Tagen überaus unruhig. — Hat sie nicht gefragt, ob denn im Himmel gar keine Natur wäre? Und diese Natur, nach der sich jeglich Wesen offen und heimlich sehnt, wie das Kind nach dem Busen der Mutter, diese Natur soll verleugnet, bekämpft werden, so lange sie noch liebevoll ihre Arme nach uns ausstreckt? — Was kümmern mich die Leiden eines zukünftigen Geschlechtes! Es soll sie ertragen, wie wir sie ertragen müssen. Wenn ich schon immer so viel muß, so will ich auch einmal etwas wollen. Ich wollte nicht wollen, da haben sie mich zurückgeschleudert in das Leben; gut, wenn sie mein Nein nicht gelten ließen, so will ich Ja sagen. — Es war gerade, als ob der junge Mann verzweifelte an seinem Pessimismus, so erwachte in ihm plötzlich die Weltlust.

Endlich war Julius soweit genesen, daß die Klosterjungfrau abreisen konnte. An einem schwülen Juliabende trabten die zwei feurigen Schimmel vor und die junge Schwester stieg in den geschlossenen Wagen, um dem eine Stunde weit entfernten Bahnhofe zuzufahren.

Herr Julius, noch ein wenig blaß, aber sonst aufrecht, stand vor dem Schlage und Beide waren schweigsam. Er hatte ihr danken wollen für die liebevolle Wartung, die unter ihrer Aufsicht ihm zutheil geworden war, er dankte nicht. Sie hatte ihn bitten wollen, ihren Dank dem zur Zeit auf einer Geschäftsreise begriffenen Vater auszurichten für das viele Gute, welches sie in diesem Hause genossen, sie bat nicht. Er schaute sie nur traurig an, sie schlug ihre Augen zu Boden und langte nach dem Rosenkranz, um unterwegs ihre Andacht zu verrichten.

Mittlerweile that der alte, schwerfällige Kutscher bei den Pferden um und begann zu brummen: „Da haben wir den Bettel! Jetzt ist der Schimmel krumm! der rechte Vorderfuß, just der! Accurat der rechte! Auf und auf geschwollen. Das kommt vom höllischen Reiten auf dem steinigen Bergweg. Ich lass' keinen mehr her zum Reiten, und dem Herrn selber auch nit. Ist mir alles eins. Die Rösser lass' ich mir nicht ruiniren. Jetzt kann ich die Weißen ausspannen und die Rappen einspannen, die heut schon einmal haben hinauslaufen müssen. Eine saubere Wirthschaft! Na, kommt's Bürscheln!"

Damit spannte der Alte die Schimmel mit vieler Umständlichkeit los und führte sie um die Hausecke gegen die Stallungen.

Und als der Wagen allein dastand auf dem weißen Kiesplatze und nur der junge Herr Julius daneben, sprach

dieser zum Schlage hinein: „Schwester, steigen Sie doch noch einmal aus. Die Rappen sind sicher auf der Weide, bis er sie bringt, das dauert eine Weile.“

Die Schwester stieg aus und sie gingen Beide nebeneinander still durch den Wildgarten unter alten Ulmen und Linden dahin in Schlangenwindungen bis zur Hollunderlaube. Hier wuchs aus dem Sandwege Gras hervor und hier waren Spinnweben gezogen im Geäste und im Laubwerk und auf dem moderigen Rundtische, der in der Laube stand, liefen geschäftige Waldameisen. Bis zu dieser Laube waren sie gegangen und davor blieben sie ein wenig unsicher stehen. Sie brach das Schweigen und sagte ganz leise: „Diese Zeit war nicht ohne Gefahr, nicht war Julius? Doch wir haben gewacht und gebetet und uns stets vor Augen gehalten, daß wir Bruder und Schwester sind vor Gott im Himmel.“

„Du solltest nicht fortgehen, Rosalia,“ sagte er. „Ich weiß nicht, ob ich stark genug sein werde für das, was wir uns gelobt haben.“

„Lies nur fleißig im Evangelium, ich werde es auch thun, und dabei wollen wir aneinander denken.“

„Darfst Du denn an mich denken im Kloster?“

„Warum denn nicht? Du bist ja mein lieber Kamerad auf der Reise zu Gott. Und im Himmel werden wir uns gewiß noch näher stehen.“

„Wenn wir uns bishin nur nicht zu sehr verändert haben!“ meinte Julius. „Gerade so, wie wir heute sind, wollte ich am liebsten bei Dir sein.“

„Wir müssen uns in Acht nehmen, Julius. Wenn Du Dich etwa nicht ganz sicher fühlen solltest, so gehen wir lieber rasch auseinander.“

„Ich fühle mich ganz sicher," sagte er.

„Ich habe schon etwas gelesen aus Deinem Philosophen. Der Mann sagt, daß die Natur schrecklich falsch wäre. Anfangs locke sie so fromm und kindlich, plötzlich sei man in ihrer Schlinge und sie ziehe unbarmherzig zusammen. Wir müssen uns in Acht nehmen!"

„Wenn man sich der Gefahr bewußt ist, besiegt man sie am sichersten," sagte Julius. „Christus und der Philosoph haben uns zusammengeführt, daß wir Bruder und Schwester seien und dieses elende Leben verleugnen. — Rosalia, unser Bund sei in Ewigkeit!" — Auf der Laubenbank saßen sie jetzt, Julius legte seinen Arm um die Mitte ihres Leibes, der mit dem schwarzen Gewande verhüllt war und flüsterte: „Und auf daß unser Bund geschlossen und gesiegelt sei in Ewigkeit, wollen wir uns jetzt den Bruderkuß geben." Auf die Stirn war er vermeint gewesen, der Bruderkuß, traf aber mit glühendheißen Lippen auf den Mund, so schaurig süß und herb, daß die Schwester einen tiefen Seufzer that, dann mit wildem Schrei aufsprang und davon lief gegen den Wagen hin, um zu fliehen. — Der Wagen stand nicht mehr an der Stelle. Er rollte mit den Rappen bespannt schon draußen auf der staubigen Straße; der Kutscher knallte mit der Peitsche in dem schönen Bewußtsein, eine Klosterjungfrau im Kobel zu haben.

Die Klosterjungfrau aber mußte bis zum nächsten Morgen in dem Herrenhause verbleiben, um endlich doch mit dem hinkenden Schimmel abzureisen gegen die dunklen Klostermauern — zu den Büßerinnen.





Das Rosenfräulein.

Fritz Rauschart hatte ein Lustspiel geschrieben. Der Mann war bisher nur als Lyriker bekannt und gefeiert gewesen. Den Jünglingen hatte er von Kampf, den Frauen von Liebe, den Männern von Ehre gesungen. Als er Umschau gehalten nach einer Genossin, hatte er die Wahl unter den Jungfrauen der Stadt; sie liebten den Dichter, weil er ein hübscher Mann war und liebten den hübschen Mann noch mehr, weil er ein Dichter war. Des Stadtbaumeisters Töchterlein hatte ihn herabgeholt von der Dachkammer und in ein stattliches, wohlausgestattetes Haus geführt. Sein Arbeitszimmer ward geschmückt mit sammtenen Sitzen, mit meisterhaften Oelgemälden. Das Gemach der jungen Frau ward geziert mit einer Wiege und einem Kindlein drin. Und dieses glückliche Heim war beschattet von Lorbeerkränzen, denn der Lorbeer war dem Herrn Fritz Rauschart lieber, als alle Blumen und Sträucher des Paradieses.

Nun hatte er ein Lustspiel geschrieben, welches benamset war: „Das Rosenfräulein.“ Die Theaterdirectoren der Stadt hatten sich überboten an Liebeswürdigkeiten und Versprech-

ungen; der Dichter gab das Stück dem, der die vollendetste Aufführung und die größten Ehren zusichern konnte. Die Theaterkreise waren in Aufregung und schon tagelang vor der Erstaufführung waren die Plätze vergriffen.

Rauschart's Familienkreis bestand um diese Zeit in seinem Weibchen und seinem siebenjährigen Töchterlein Rickerl, welches er vor Liebkosungen manchmal fast erstickte.

Diesen Beiden las er eines Abends in froher Laune das neue Stück vor. Frau Paulina war entzückt über dasselbe und äußerte nur ein Bedenken über den letzten Act. „Für diesen fürchte ich nichts", sagte der Dichter, „die Leute sind derlei bereits gewohnt worden und je naturalistischer heutzutage, desto sicherer der Erfolg. Der Hauptzweck des Dramatikers ist die Wirkung, der Erfolg, alle anderen Ziele sind nebensächlich."

„Du wirst ja recht haben, Fritz", sagte sie, „ich freue mich darauf wie ein Kind." Und in der That, sie dachte voller Glückseligkeit an die Ehren, die der Abend bringen werde. Klein Rickerl, welches in seinem Bettchen hockend dem Vorleser zugehört hatte, jubelte in eitel Lustigkeit besonders über das Rothhöselein, wie der Lustigmacher hieß, der im Stück vorkam.

„Halte Dich nur hübsch unter der Decke, Kind", mahnte die Mutter, „wenn bis zur Aufführung Dein Husten heil ist, darfst Du mit in die Loge kommen!"

Der Tag der Erstaufführung kam immer näher, aber der Husten ward nicht heil und der Arzt meinte, dem blassen Mägdelein thue das Bett besser als die Aufregung, die im Hause herrschte. Deshalb mußte Frau Paulina die Schneiderin und den Juwelenhändler in einem anderen Zimmer empfangen, deshalb konnte Herr Rauschart die Künstler, mit

denen er angeblich zu thun hatte, nicht in seinem Hause sehen, denn die Herren haben so vernehmliche Stimmen und ein so lebhaftes Gehaben.

Beim Rickerl saß stets eine wohlgemuthe Kindswärterin, die dem Kinde kleine Geschichten vorlas, frohe Liedlein sang und von Stunde zu Stunde ein Silberlöffelchen voll Honigseim ihm zwischen die Lippen flößte. Die zarten Lippen waren schier rosenfarbig — denn es giebt auch weiße Rosen. Aber manchmal nach den Anfällen des Krampfhustens lag es auf diesen Lippen wie kleine rothe Blüthlein. Das Kind war in den letzten Tagen sehr brav geworden, es verlangte nicht mehr so aus dem Bette, es ließ die blaue Seidendecke ruhig auf sich liegen, sonst jedoch war es überaus aufgeweckt und wollte immer von dem „Rosenfräulein" hören, und wie das im Theater vor sich gehen werde.

Am Tage der Aufführung, als an allen Straßen die großen Placate angeschlagen waren, in den Blumenhandlungen Sträuße und Kränze bestellt wurden, die Vornehmen der Stadt sich noch rissen um Plätze zum Festbankette, welches dem Dichter zu Ehren nach der Vorstellung gegeben werden sollte, als in den Zeitungsdruckereien schon die Besprechungen des neuen Stückes fertiggestellt wurden, so daß der morgige Tag noch ein größeres Ruhmesfest als der heutige zu werden versprach, trat Frau Paulina tiefbekümmert in das Zimmer ihres Mannes und begann vor ihm zu schluchzen.

Was das bedeute? Ob etwa gar die Aufführung verschoben sei? fragte Herr Rauschart erschrocken.

Davon habe sie nichts gehört. Aber es wäre vielleicht ein Glück, denn heute würde sie kaum ins Theater gehen können. Der Arzt habe zur Kindsfrau eine eigenthümliche Aeußerung fallen gelassen. Der Abend sei ihr jedenfalls ver-

dorben und so wolle sie lieber daheim bleiben beim kranken Kinde.

„Beim kranken Kinde?“ sagte Herr Rauschart. „Wenn Kinder, die im Winter husten, deshalb schon krank wären, da liefen wenig gesunde Kinder auf der Gasse herum.“

„Meinst Du, daß es nichts auf sich hat?“

„Natürlich nicht. Die Aerzte mit ihrer Wichtigthuerei und Angstmacherei! Es war überhaupt überflüssig, einen Arzt zu rufen.“

„Du beruhigst mich, Mann.“

„Wir wollen das Kind selber fragen.“

Und als sie vor dem Bette der Kleinen standen, die aus dem schmalen Gesichtlein mit den großen Augen herschaute, und als sie fragten: „Wie geht es Dir Rickerl?“ antwortete das Mädchen leise und traurig lächelnd: „Gut geht es mir.“

„Nun also. Du bist ja unser liebes, kluges Kind,“ sprach Herr Rauschart, auf die Sackuhr blickend, es waren nur mehr eine Stunde und zwanzig Minuten bis zum Beginne der Vorstellung. „Sage einmal, Rickerl . . . Siehe, Deine liebe gute Mama geht so gerne ins Theater, sage, ist es Dir unangenehm? Dann wird sie zu Hause bleiben.“

„Mama soll ins Theater gehen,“ antwortete das Kind. „Es wird so schön sein! Mama wird mir dann vom Rothhöselein erzählen, nicht wahr?“

„Ja sicher, mein Kind, wir werden Dir alles erzählen und ein anderesmal wirst Du auch dabei sein.“

„Bitte,“ hauchte das Rickerl.

„Dann muß ich aber schnell ans Toilettemachen gehen,“ sagte Frau Paulina, „es ist die höchste Zeit.“ Ein Freudenroth blühte auf ihren Wangen und eine Stunde später trat

sie in weißen Seiden und Hermelin gehüllt in das Zimmer des Kindes.

Die Kindsfrau deutete mit dem Finger: Stille! Sie schlummert jetzt! — Auf den Zehenspitzen huschte Frau Paulina davon, um bald nachher am Arme ihres Gatten die Treppe niederzurauschen zum harrenden Wagen.

* * *

Als unser Paar an der Theatercasse vorüberkam, fluchte dort ein alter Cavalier. Fünfzig Gulden hatte er für einen Platz geboten und der Cassenwart hatte, den Schalter schließend, für dieses schöne Angebot nichs als ein bedauerndes Achselzucken gehabt.

Drinnen rauschte schon die Musik. Als der Dichter in der Loge erschien, erhob sich ein mächtiger Applaus. Bald ging der Vorhang auf. Lautlose Stille, schon die ersten Scenen fesselten. — Fräulein Rosa, auch genannt das Rosenfräulein, liebt einen Lieutenant und verlobt sich mit einem braven Kaufmanne. Der Lieutenant ist arm und will sie entführen, der Kaufmann ist reich und drängt zur Hochzeit. Fräulein Rosa fleht den Geliebten um Geduld an, um nur so viel Geduld, daß sie ruhig den Kaufmann heiraten könne. Man ist entzückt über die liebenswürdige Schalkheit, mit der sie den Galan foppt, und das Rothhöselein, der dummverschmitzte Bursche des Lieutenants, besorgt die Heiterkeit. — Schon nach dem ersten und zweiten Acte wird der Dichter stürmisch gerufen, er verneigt sich in seiner Loge. Frau Paulina ist selig. Nach dem dritten Acte wächst der Beifallssturm so gewaltig an, daß der Director den Dichter holt und auf die Bühne führt. Da fliegen Blumen, bunte Bänder und Kränze durch die Lüfte, das Freudengeschrei ist groß-

artig und Frau Paulina, die glückliche Gattin des Gefeierten, schluchzt vor Wonne, als sie sieht, wie er, der als dünnes schwarzes Gestaltlein auf der Bühne steht und sich nach allen Seiten mit der nöthigen Ungeschicktheit eines Dichters verneigt, von Blumen und Rosen fast eingemauert wird. Die Logenthür geht sachte auf. — Der Director kommt, um auch mich auf die Bühne zu führen, das ist ihr erster Gedanke, statt dessen ist es aber ihr Stubenmädchen, welches auf vieles Suchen nach der Loge die Nachricht bringt, das Rickerl habe wieder die heftigen Krampfanfälle.

„Armes Kind!“ sagte Frau Paulina, „die Kindsfrau soll ihm nur Honigseim reichen, ich komme bald, um nachzusehen. Das Stück ist in einer halben Stunde zu Ende.“

Das Stubenmädchen entfernt sich wieder. Solche Tage wie der heutige, kommen selten, dachte Frau Paulina, man muß sie genießen, das Kind werde ich noch pflegen und liebhaben genug.

Herr Rauschart kam nicht mehr in die Loge, blieb, schäumenden Sekt schlürfend, hinter den Coulissen, damit er am Schlusse sofort wieder auf die Bühne treten könne. Der letzte Act begann. — Die junge Kaufmannsfrau Rosa nimmt die Casse ihres Mannes und entflieht mit derselben in Begleitung ihres Lieutenants. Unter einer frivolen Verhöhnung des Kaufmannes schließt das Stück. — Während dieser Vorgänge waren im Publicum verschiedenartige Meinungsäußerungen laut geworden, als der Vorhang fiel, hub ein Händeklatschen an, das aber sofort durch lebhaftes Zischen stumm gemacht wurde, um nun einem schrecklichen Spectakel Platz zu machen. Man zischte, man pfiff, man trampelte, man trommelte mit Fäusten auf den Brüstungen, man rief: „Dummes Stück! Nichtswürdige Komödie! Man untersteht sich, uns so etwas zu bieten!“ Das

Geschrei war so ohrenzerreißend, daß von der Gasse Feuerwehrmänner hereineilten, in der Meinung, es sei ein Brand zu löschen. — Frau Paulina war zur Thüre hinausgestürzt und irrte in den Gängen umher. Als die Leute aus dem Theater drängten, wandte sie ihr Gesicht der Wand zu, daß man sie nicht erkenne. Endlich fand sie eine Nebenpforte, nur für Feuersgefahr hergerichtet, durch die sie entkommen konnte. Wie ein gehetztes Wild huschte sie hinter das Theatergebäude in finsterer Nacht, um ihren Mann zu begegnen, sie fand ihn nicht, so eilte sie endlich laut weinend ihrer Wohnung zu.

Die Thüren derselben standen offen, in dem Zimmer hörte sie eine männliche Stimme, es war die des Hausarztes. Das Stubenmädchen kam der Frau schluchzend entgegen und mit dem Ausrufe: „Ach, gnädige Frau! ach, gnädige Frau!" rang sie die Hände.

„Wißt ihr's schon?" rief Frau Paulina, „ach, es ist eine schändliche Niederträchtigkeit!"

„Gehen Sie nur herein, gnädige Frau. Wie sie schön daliegt, gleich einem Engelein! Oh weh, das liebe Kind!"

„Was ist denn geschehen?" fragte jetzt Frau Paulina.

Man führte sie vor das Bett des Kindes und hier lag, wie süß schlafend, nimmer hustend und nimmer lachend — das weiße Leichlein.

Frau Paulina schrie nicht auf, fiel auch nicht in eine Ohnmacht, einen Seufzerhauch that sie und eilte dann durch die lange Flucht der Zimmer. Im letzten, wo sie nicht mehr weiter konnte, sank sie händeringend zu Boden.

Das einzige Kind todt! Das Mißgeschick im Theater war ausgelöscht, nach ihrem Manne schickte sie, daß er schnell nach Hause komme. Der Bote kehrte mit der Nachricht zurück,

Herr Rauschart sei nirgends zu finden und das Festbankett wäre abgesagt worden.

Frau Paulina warf ihren Mantel um und ging hinaus auf die Straßen und Plätze, das erstemal in ihrem Leben bei eitler Nacht allein. Sie dachte an nichts, als ihren Mann zu suchen, zu begegnen; was sie zu ihm sagen würde, das wußte sie nicht — in ihrer Brust wüthete es arg. Ein Bekannter begegnete ihr — der Friseur, der wußte zu sagen, daß Herr Rauschart die Niedergasse entlang geeilt sei und auf Zurufe von Freunden keine Antwort gegeben habe. Die Niedergasse führte hinab zum Flusse.

Frau Paulina lief nun ebenfalls diese Gasse entlang; die Gegend wurde immer öder und düsterer und die wenigen Gaslaternen zeigten ärmliche Häuser mit ein paar Brotläden und Branntweinschänken. Durch die Glasthür einer solchen forschte sie ganz unwillkürlich hinein, zerlumpte Männer und freche Dirnen trieben ihr Wesen im Dunstqualm, und im dunklen Winkel kauerte er, Glas um Glas in die Gurgel schüttend. Frau Paulina stürzte hinein und stand vor ihrem Manne.

Er wehrte ab: „Lass' mich, ich will nichts mehr. Ich kann nicht mehr leben, ich kann nicht mehr! Die Schmach ist unerträglich. Sie sind meine Feinde, alle, alle, die ganze Stadt! Morgen Schadenfreude, Hohn, Schimpf in allen Blättern, in aller Leute Mund, oh, gräßlich, gräßlich!" Die beiden Fäuste schlug er sich ins Gesicht.

Frau Paulina beugte sich auf den Kauernden nieder, legte auf seine Achsel ihre Hand und sagte fast ruhig: „Fritz, das alles ist nichts, das ist ein Spiel, der Erfolg wäre ein Spiel gewesen und der Mißerfolg ist eines. Das vergeht wie Theaterschminke. — Fritz, ich weiß etwas anderes! — Unser Rickerl ist gestorben."

Herr Rauschart ist nicht hinausgegangen zum Flusse. Der Schmerz hatte die Verzweiflung überwunden. Seinem Heim zu wandelte still und ernst das Ehepaar. Auf diesem kurzen Wege ging in dem ruhmsüchtigen Dichter eine Veränderung vor, zu der Andere eines halben enttäuschungsvollen Menschenlebens bedürfen. Mit allen Leidenschaften des Herzens nach Rauschgold gerungen und dieweilen das liebe Kind verloren . . .

Als sie in die Wohnung kamen, war diese belebt von Menschen. Aus derselben Stadt, welche vorher erbarmungslos wie ein Henker das Lustspiel gerichtet, waren nun Menschen gekommen, welche treue Theilnahme hatten für das schwere Familienunglück, das hier eingekehrt. Das schöne blasse Rickerl hatte die kleinen Händchen gekreuzt auf der Brust und war bedeckt mit weißen und rothen Rosen.

Herr Rauschart, als er so seinen Liebling wiedersah, that er einen dumpfen Schrei und unheimlich gellend lachte er auf: „Das Rosenfräulein!"





Der Hypnotiseur.

Aus dem stattlichen Gebäude der Propstei zu Marein am Seller trat ein Mann. Rasch trat er aus dem Thore, daß er fast zwei Chorknaben niederrannte, die in ihren blauen Kuttlein schäkernd am Portale standen.

„Gut, mein Hochwürdigster,“ murmelte er bei sich, „wir wollen es versuchen. Was Du meinem Text nicht glaubst, soll die Illustration Dir zeigen.“ Dann eilte er, vom Pförtner noch ehrerbietig gegrüßt, davon. Es war ein schlanker, blasser Mann, die schwarzen, schon mit silberweißen Fäden durchwobenen Haare gingen in langen, nach rückwärts geworfenen Strähnen über die Schultern hinab, wo sie sich an ihren Enden zwei- und dreifach ringelten. Auf dem Haupte saß ein schwarzes Hütchen mit schmalen, nach einwärts gebogenen Krämpen, so daß die hohe breite Stirne ganz frei war. Unter dem Stirnknochen warfen zwei scharfe Augen ihre Gluten wie Blitze hervor; ein solcher Blitz traf den alten Pförtner, der nun zu sich selber sagte: „Aha, heute haben die Zwei wieder was gehabt miteinander. Sie können sich nicht lassen und wenn sie beisammen sind, so raufen sie wie

die Katzen — geistlich Weih' ausgenommen beim Herrn Prälaten."

Der erregte Mann ging durch die Gassen des Städtchens; er zog seinen langen, weiten Mantel eng um die Schultern und schlug den breiten Kragen über seine Wangen hinauf, als ob es regnete und stürmte, und es war doch der lieblichste Juniabend. Er dankte keinem Gruße. In ein Seitengäßchen bog er ab und trat in die Werkstätte eines Tischlers. In derselben arbeitete der Meister mit seinen zwei Gesellen und dem Lehrjungen. — Wie es mit dem Betstuhl für die Sacristei stehe?

„Haben ihn schon unter den Händen," sagte der Meister, „nur die Zwei dort," er deutete auf einen der Gesellen und den Lehrling, „müssen heute noch eine andere Arbeit fertig bringen."

„Ist in Ordnung," antwortete der Blasse, als er sah, sie hätten einen Sarg unter den Händen, „beim Schreiner haben die Todten das Vorrecht."

Dann setzte er sich auf eine Hobelbank und schaute dem Lehrling zu. Das war ein schmächtiger, kränklich aussehender, etwa siebzehnjähriger Junge mit einem blöden, gutmüthigen Gesicht. Er schlug mit träger Geberde eben einen Nagel in den Sarg.

„Na, Bursch'," redete ihn der Blasse an — sein Gehaben war plötzlich leutselig geworden — „was kannst Du besser, das Sarg- oder Wiegenmachen?"

„Ist alles eins," antwortete der Junge schläfrig.

„Er kann noch kein's von Beiden," sagte der Geselle.

„Aber den Kirchenstuhl wird er machen," meinte der Blasse.

Da lächelte der Lehrling und nickte: „Das wohl!"

„Für den Herrn Prälaten, nicht wahr?“

„Mein Gott, ja, dafür wäre wenigstens der gute Wille da,“ sprach der Tischlermeister, „für unseren Hochwürdigen ist Dem kein Brett zu hart. Die Freundschaft schreibt sich halt noch von der Chorknabenzeit her.“

Die Augen des Lehrlings begannen bei diesen Worten des Meisters zu glänzen.

„Und hast auch recht, Franz, daß Du dankbar bist,“ sagte dieser, „eine arme Waise, wie Du gewesen bist! Dir wäre es schlecht ergangen, wenn Dich der Herr Prälat nicht auf das Chor genommen hätte. Aber das Tischlerhandwerk hätte nicht viel verloren, wenn Du auf dem Chor geblieben wärest.“

„Ich gehe gern wieder hin,“ sagte der Lehrling halblaut. Alsogleich machte der Meister eine Schwenkung mit der Hand: Geh'! Die Gesellen lachten. Woher denn die Knabenstimme nehmen für den Chor? Wir sind ja ein junger Mann geworden!

* * *

Eine Stunde später war Feierabend und die Leute gingen ihren Vergnügungen nach. Franz, der Lehrling, den seinen. Er schlürfelte in den Schlappschuhen, die gegen die Feiertagsstiefel zu verwechseln er nicht der Mühe werth fand, hinaus an den Waldrand. Auf dem grünen Rasen unter Erlenbüschen ließ er sich nieder; zwei Minuten später schlief er.

Lange dauerte es nicht, als der blasse, unheimliche Mann herbeischlich, der früher aus dem Stiftsgebäude getreten und dann in der Werkstatt gewesen war. Als er den Jungen im Grase liegen sah, duckte er sich und lauerte gegen die

Wege und das Städtchen hin, ob er wohl von Niemandem gesehen sei. Dann kroch er auf allen Vieren vollends zum Schläfer hin, kauerte sich an demselben nieder und betrachtete ihn. Die Arme als Hauptkissen, so lag der Junge auf dem Rücken da. Der Blasse — wir nennen den Mann so, obgleich Beide blaß waren — streckte die vier Finger seiner rechten Hand aus und strich mit denselben über das Gesicht des Schlummernden. Er strich ein zweites- und drittesmal, strich vom Scheitel bis zur Herzgegend hinab, war dann unbeweglich und wartete, was nun geschah. Der junge scharrte mit den Zähnen und schlief. Der Blasse wiederholte sein Streichen, da begannen sich am Schläfer die Haare zu bewegen, man hörte in denselben ein feines Knistern und der Streichende nickte wohlgefällig sein Haupt. Der Junge stöhnte. Und nun begann der Blasse mit leiser aber nachdrücklicher Stimme zu fragen:

„Bist Du nicht der Lehrling beim Tischlermeister Hallaus?“

„Ich —“ lallte der Schlummernde, kam aber nicht weiter.

„Wer bist Du?“

„Ich bin — der Lehrbub.“

„Bei wem?“

„Beim Tischlermeister Hallaus.“

„Wo ist der Hobel?“

„Hobel,“ lallte der Schläfer.

„Wo der Hobel ist?“ fragte der Blasse strenge.

„Ist — ist — auf der Hobelbank.“

„Und das Stemmeisen?“

„Ist auf der Hobelbank.“

„Und der Schnitzger?“

„Auf der Hobelbank.“

„Das ist nicht wahr. Wo ist der Schnitzger?“

„Schnitzger,“ antwortete der Junge weinerlich, „Schnitzger steckt — im Zeughalter an der Wand.“

„Der Schnitzger hat eine lange Spitze!“

„Lange Spitze.“

„Eine scharfe Spitze!“

„Scharf,“ hauchte der Schläfer.

„Frischer, frischer!“ flüsterte der Blasse leidenschaftlich, „siehst Du den Schnitzger?“

„Ja.“

„Er ist scharf geschliffen!“

„Ja.“

„Wann ist er geschliffen worden?“

„Gestern.“

„Wer hat ihn geschliffen?“

„Der Geselle und ich.“

„Was ist morgen für ein Tag?“

„Morgen — ist Sonntag.“

„Hast Du den Prälaten lieb?“

„Ja.“

„Wann ist das Hochamt?“

„— sehr lieb.“

„Wann ist das Hochamt?“

„Um zehn Uhr.“

„Wer hält es?“

„Pater — Pa—“

„Wer hält morgen das Hochamt?“

„Pater Augustin.“

„Du wirst morgen nicht zum Hochamt gehen!“

„Nein.“

„Wenn Alles beim Hochamt ist, wirst Du in der Werkstatt den Schnitzger von der Wand nehmen!“

„Ja,“ lallte der Schlummernde.

„Wirst damit in das Zimmer des Prälaten gehen!“

„Ja.“

„Und wirst den Prälaten niederstechen!“

Der Schläfer schwieg.

„Du wirst den Prälaten niederstechen!“ herrschte der Blasse.

„Ja,“ hauchte der Schlummernde.

Der Blasse sagte nichts mehr. Er kroch durch das Buschwerk hin. Erst im Walde, wo die Bäume aufrecht standen, richtete auch er sich empor und schritt fürbaß.

Der Junge zuckte mit einem Arm, stöhnte und schlief weiter.

* * *

Am nächsten Morgen war es wie an jedem Sonntagsmorgen. Der Tischlermeister Hallaus ließ sich von seinem Frauchen die schwarzseidene Halsbinde umnesteln; die Gesellen machten ihre Toilette in der Werkstatt und hänselten den Lehrling. Der tappte gutmüthig herum und bediente sie. Dann ging Jeder seines Weges. Der Meister ging in die Kirche; der Prälat war ja sein guter Kunde, so wollte auch er des Prälaten sein. Der Prälat hatte heute gepredigt. Was für eine würdige Gestalt! Was für eine Stimme! Der Mammon ist sein Gegenstand, irdisch Geld und Gut. Er verdammt den Mammon. — Da denkt sich der Meister: „Wie man's nimmt. Soll ich ihm den gothischen Betstuhl für die Sacristei, den er bei mir bestellt hat, billiger rechnen, weil mir das Geld nichtig sein muß, oder soll ich ihm

theuerer rechnen, weil dem Hochwürdigen das Geld so gering ist? Das letztere wird höflicher sein.

Beim Hochamt des Pater Augustin sangen die Chorknaben ihren lateinischen Text, der aber gräßlich unterbrochen wurde. Aus der Sacristei stürzte plötzlich ein Mann und rief in die Kirche herein: „Mord! Mord! Mord! unser Prälat ist ermordet!"

Auf dem Zimmer lag er in seinem Blute. In der Brust stak ihm ein Schnitzger, wie ihn Tischler zu haben pflegen. Dem Thäter war man bald auf der Spur. Der Lehrling Franz versicherte, er hätte ihn laufen gesehen, er sei durch die Stadt, er sei über die Felder hin, er sei in den Wald. Eine Weile führte er die Leute an der Nase herum, bis Einer am Rockärmel des Lehrlings Blutspuren sah.

Wild und wirr ging es um in der Propstei. Die Priester hatten das Haupt verloren. Sie suchten nach dem Doctor, dem Bruder des Prälaten. Derselbe war da auf Besuch aus der Residenz. Gestern war er noch dagewesen heute früh schon gesehen worden, er konnte doch nicht wieder davon sein. Er ist eben ein sonderbarer Heiliger. Der Eine Geistlicher, der Andere Spiritist, es kommt auf dasselbe hinaus. Ein guter Mensch übrigens, wie sein geistlicher hochwürdiger Bruder.

Man fand ihn aber nicht, den Doctor Sarte. Die Sache ward immer unheimlicher. Und von den tausend Vermuthungen, die über die Ursache des Mordes aufgestellt wurden, war nicht eine stichhältig.

* * *

Als der Lehrling Franz in das Verhör genommen wurde, stand er anfangs fast gleichgiltig da und leugnete keinen Augenblick. Als Ursache des Mordes gab er an, der

Prälat sei sein Feind gewesen, darum habe er ihn tödten müssen. Als ihm der Richter vorhielt, daß er — der Mörder — auf der Welt keinen größeren Wohlthäter gehabt hätte, als den hochwürdigen Herrn, der ihn aus dem Elende des Waisenthums gehoben, ihn aufgezogen und unterrichtet habe, fragte der Junge merkwürdig scharf, wie es sonst nicht in seinem Wesen war, entgegen: „Warum hat er mich nicht im Stift behalten, wo man gut lebt? Warum muß ich ein Handwerk lernen? Er, ein Herr sein, spazierenfahren, gebackene Hühner essen; unsereiner arbeiten! Sie sind Alle so, ich hasse sie, ich will sie Alle tödten, ich — ich — oh Gott, oh Gott, ich weiß nicht, was ich sage. Ich habe ihn so lieb gehabt. Ich weiß nicht, warum ich ihn umgebracht habe. Hängt mich auf!“

Mit beiden Händen hielt er seinen Kopf und wimmerte und weinte. Nicht vom Criminal, vom Irrenhaus war die Rede. Da erschien Doctor Sarte — der blasse Mann.

„Habt Ihr die Briefschaften angesehen, welche heute Morgens meinem Bruder zugekommen waren?“ fragte er.

Die Briefe waren unerbrochen, auch der eine mit der Aufschrift: „Dringend und persönlich dem Adressaten zu übergeben.“ Am Morgen, wenn der Propst Predigt hatte, pflegte er vor derselben keine Briefe zu lesen.

„So leset diesen Brief jetzt!“ rief Doctor Sarte. „Ich gestatte es. Ich befehle es. Er ist von mir. Er ist rechtzeitig in die Hände des Adressaten gekommen. So kann ich nichts dafür. Es ist furchtbar! Es ist furchtbar! Leset den Brief!“

Der Brief lautete so:

„Lieber hochwürdiger Bruder!

Du mußt mir schon verzeihen, wenn ich Deiner Hochwürdigkeit heute ein wenig scharf zugesetzt habe. Ich gestehe,

Dein „Grandesel," mit dem Du mich aufzuputzen beliebtest, hat mich verdrossen. Aber grollend kann ich keine Sonne sinken sehen. Trotzdem mag ich Dir den Beweis nicht ersparen, wie sehr Du mit Deiner Skepsis dem Spiritismus und Hypnotismus gegenüber Unrecht hast. Der Beweis wird schlagend genug sein; wenn Du Dich seiner nicht erwehrst, so bist Du verloren. Ich habe eben einem Medium befohlen, morgen während des Hochamtes in Dein Zimmer zu dringen und Dich zu erstechen. Es ist einer Deiner dankbarsten Anhänger. Wenn morgen der Lehrling Franz, der ehemalige Chorknabe, den ich Dir schon als hypnotisch bezeichnet, in Dein Haus kommt, so lasse ihn alsogleich festnehmen; er wird ein langes, scharfes Messer bei sich haben, in der Absicht, Dich damit zu erdolchen. Wenn Du ihn zur Rede stellst, wird er allerhand Ausflüchte suchen, endlich allerhand Ursachen angeben und, in die Enge getrieben, schließlich eingestehen, daß er Dich ermorden müsse, ohne selbst zu wissen warum. Dann dürftest Du von der Kraft der Nekromantie hoffentlich überzeugt sein. Eine verabredete Komödie zwischen mir und dem Jungen ist nicht denkbar, weil sie zu unwürdig wäre. Ich sage Dir nur: Er hat keine Erinnerung an den Auftrag, den ich ihm im Schlafe gegeben habe, und so lange ich ihn auf hypnotischem Wege seiner Aufgabe nicht wieder entbunden habe, bist Du vor ihm nicht sicher. Diesen Brief trage ich selbst an Dein Thor, damit Du ihn gewiß überkommst. Und wenn demnächst der Spiritist wieder persönlich bei Dir vorspricht, so hoffe ich, wirst Du mit etwas mehr Respect begegnen

Deinem
Dir stets dienenden Bruder
Moriz."

Die Versammelten waren vor Staunen sprachlos.

„Nun?“ sagte Doctor Sarte, „den Jungen werden wir jetzt wohl laufen lassen. Was mich anbelangt, so ist Anklage und Vertheidigung eben vorgelesen worden. Ich habe Auftrag gegeben, ihn zu tödten. Es ist Euer freier Wille, mich zum Galgen zu verurtheilen oder nicht. Und mein freier Wille ist es, mich hängen zu lassen oder nicht. Die alten Wunder stehen alle wieder auf; auch mir kann Gott eine Legion Engel senden!“

Genug. Die Gerechtigkeit drohte lange mit dem Schwert ob dieses Ereignisses zu Marein am Seller; aber endlich mußte sie es unverrichteter Sache in die Scheide stecken. Ueber den Lehrling Franz kam ehebald ein anderer Hypnotiseur. Aus Gram über seine That siechte er rasch dahin. Die Tischlergesellen zimmerten ihm einen schönen Sarg. Doctor Sarte — auf eine Stunde aus dem Beobachtungszimmer des Irrenhauses entlassen — streckte die vier Finger seiner rechten Hand aus, bekreuzte den Schlummernden und fragte: „Franz, bist Du im ewigen Leben?“

Der Schlummernde schwieg.



Der Eselstrieb.

Mittheilung eines Vetters.

Und den Esel meinem lieben Bruder Stephan! So hatte er noch gesagt und dann war er gestorben.

Einen Tag später erhielt ich die Nachricht vom Tode des älteren Bruders, am zweiten Tage war ich als ein Hauptleidtragender unter den Erben beim Leichenbegängnisse und am dritten Tage nahm ich sein theures Vermächtniß in Empfang — den stattlichen mausfarbigen Esel. So rührend war es, daß der Bruder mit dem Esel an mich gedacht hatte und ich faßte den Entschluß, solches Andenken an ihn heilig zu halten.

„Jetzt, mein lieber Grauer, jetzt gehören wir zwei zusammen," sagte ich zum freundlichen Thiere und legte ihm das Stricklein um den Hals, was es, die Ohren spitzend, ruhig geschehen ließ. Und dann machten wir uns auf den Weg nach Sitzeldorf, wo ich daheim bin. Ein sechs Stunden langer Weg — schier zuviel Ehre für das kleine Sitzeldorf; und was wird der Esel sagen, wenn er nach so vielen Umständlichkeiten nur eine kümmerliche Hütte findet! Freilich ein schlechtes Haus, aber einen guten Herrn! Schon im

ersten Augenblicke, als ich es sah, hatte ich das Thier lieb und die Zuneigung wuchs von Schritt zu Schritt, die wir selbander wegshin trabten.

Als wir aber zur Flußbrücke vom Tadelbach kamen, da blieb der Esel stehen und schüttelte sein ehrwürdiges Haupt. Ich that anfangs, als verstünde ich das nicht, aber er schüttelte es zum zweitenmal und das bedeutete: Nein, mein Lieber, da gehe ich nicht hinüber! — Ich ging voraus und zerrte am Strick, mußte aber doch zu wenig Anziehungskraft für ihn haben, denn er stemmte die Vorderfüße ein und stand fest. —

Ein Schock Schulkinder kam des Weges, die Kinder stellten sich um uns herum und waren sehr lustig über das anziehende Schauspiel, das ich ihnen bot und über die strenge Zurückhaltung, die der Esel sich auferlegte. Ich schämte mich so viel, daß ich mit der linken Hand mein Gesicht verdeckte, während die Rechte den Strick hielt. Die Kinder neckten ihn mit Ruthenzweigen, da schlug er die Hinterfüße aus und hierauf lachten sie noch mehr. Endlich kamen drei Holzknechte des Weges, die eben in den Wald gingen.

„Wenn Du Deinen Kamerden über die Brucken haben willst, so mußt ihn hinübertragen,“ sagte einer der Männer. „Will er nicht gehen, so geht er nicht, ein ordentlicher Esel läßt sich zu nichts zwingen.“

Was ich mich da genirt hab, daß der Eselbesitzer sich so über den Esel muß belehren lassen von stockfremden Leuten — es ist nicht zu sagen. Ich steckte mein Gesicht nur so zwischen die Achseln hinein und brummte: „Wie kunnt ich ihn denn tragen, wo er vier Füße hat und ich nur zwei!“ Packten sie auch schon an, hoben das Thier an Füßen, Bauch und Kragen in die Höhe und trugen es sachte über die Brücke.

Als der Graue wieder auf festem Erdboden stand, neigte er in würdevoller Selbstgefälligkeit das Haupt und trabte wieder ruhig seine Straße. Die Holzhauer gingen ebenfalls ihres Weges und ich hörte sie noch lachen von Weitem.

Der Graue hatte Charakter gezeigt und mir einen gewissen Respect eingeflößt; allein je näher wir dem Aubache kamen, der wieder auf einer Brücke zu überschreiten war, desto eifriger sann ich auf ein Mittel, den strammen Charakter des Genossen ein wenig zu biegen. Mit Brot und Salz, so ich mit hatte, wurden Bestechungsversuche gemacht, zugleich aber auch eine Executionsanstalt gegründet. Ich schnitt eine Birkengerte, streifte das Laub herab und flocht sie zierlich zu einer Ruthe. Der Esel schaute mir dabei ziemlich gleichgiltig zu. Dann nahten wir uns der Aubachbrücke. Da war Einschicht und kein Mensch, der mir das Thier über die Brücke tragen und mich hätte auslachen können. Wollen wir halt einmal sehen, Grauer, wer von uns beiden nachgiebt. Ich that nichts desgleichen und wollte mit ihm nur so forttraben, als ob die Brücke nichts als der gewöhnliche Kiesweg wäre. Zwei Schritte vor derselben blieb er stehen und stand. Das Brot fraß er mir aus der Hand und stand ruhig da; die Gerte bekam er in die Weichen, das erstemal zuckte er ein bißchen, das zweitemal nicht mehr, sondern stand fest angenagelt auf dem Fleck.

„Ja," fragte ich ihn, „was glaubst du denn? Sollen wir da stehen bleiben selbander, bis die Bäche versiegen?"

Er schüttelte das graue Haupt.

„Nun, mein Lieber, wenn du keinen eigenen Antrieb spürst, zu gehorchen, so sollst du fremden wahrnehmen." -- Hinter ihn stellte ich mich, spuckte mir in die hohlen Hände, wand die Ruthe und ließ sie mit aller Macht hinpfeifen auf

die mausgraue Creatur. Diese hüpfte zuerst mit den Hinterbeinen empor, dann mit den Vorderfüßen, that eine Wendung, sprang in den Fluß und watete dann ruhig durch das Wasser hinüber ans andere Ufer. Dort stand sie, schüttelte von ihrem Leib das Wasser und schaute zu mir herüber — gerade als ob sie sagen wollte: Damit du nicht glaubst, ich fürchte mich vor dem Wasser; du sollst nur wissen, daß ich principiell über keine Brücke gehe!

Ich hinwiederum springe principiell nicht in den Fluß, sondern gehe über die Brücke. Also ging ich hinüber und wir waren zusammen gute Kameraden. Anfangs stapfte der Graue wieder leidlich voran, erhaschte unterwegs manchmal eine Schnauze voll Heidekraut, das am Wege stand, endlich hub er an stehen zu bleiben und stehen zu bleiben. Mit guten Worten versuchte ich es, begann ihm seine neue Heimat zu schildern, das duftige Heu, das er fressen werde, das weiche Stroh, auf dem er liegen werde; von den Disteln, die am Raine wachsen, sagte ich nichts, weil ich nicht weiß, ob man einen Esel nicht etwa beleidigt, wenn man mit ihm von Disteln spricht. Zwar heißt es, er fresse sie gern, doch ich machte keine Anspielung. Auch den Karren, an den ich ihn spannen, die Säcke, die ich ihm aufladen wollte, wurden verschwiegen, weil ich nicht glaube, daß diese Dinge ein wesentlicher Beweggrund gewesen wären.

Auf die Länge fruchtete auch der brüderliche Zuspruch nichts, das Vieh wurde immer stutziger und war endlich gar nicht mehr von der Stelle zu bringen.

In dieser Noth bemerkte mich ein alter Schäfer, der auf der Heide ein Rudel Schafe weidete. Anfangs sah er mir eine Weile zu, dann kam er herbei und sagte: „Schrecklich plagt ihr Euch all' zwei. Du kannst Dir's nicht

anschicken, verstehst den Esel nicht. Der Esel ist ein praktischer Mann, der nicht alleweil so ins Ungewisse fortgehen mag. Er will wissen wofür. Paß einmal auf, ich werde ihm jetzt ein Versprechen machen, das der Graue lieber glauben wird, als Deine Redereien. Paß nur auf!“

Ein Bündchen Heu, wie es auf der Au zum Trocknen lag, machte er zusammen, befestigte es an ein Stänglein und band mit dem Stricke das Stänglein so an den Nacken und Kopf des Esels, daß das Heubündel zwei Spannen lang vor den Augen des Thieres baumelte. Früher als ich verstand diese Anstalt der Esel. Er hob sofort die Schnauze nach dem Heu, aber in demselben Augenblick ging das Bündel in die Höhe. That der Esel ein paar Schritte nach vorwärts, um es zu erlangen, allein das Bündel ließ sich nicht so leicht erwischen, schnellte immer weiter und weiter.

„Jetzt wird er schon gehen,“ sagte der alte Schäfer und ich sagte zu mir:

Wenn mir das selber eingefallen wäre, ich müßte mich mein Lebtag in Ehren halten. Dem dummen Schäfer konnte es freilich leicht einfallen, der hat immer mit Heu zu thun. Heiß war es geworden, ich zog meinen Rock aus und hing ihn meiner Bequemlichkeit halber auf den Rücken des Grauen. Dem war's ganz einerlei, ihm ging's nur nach dem Heubüschel und diesem eilte er nach, daß wir schneller vorwärts kamen, als mir selber lieb war. Denn weil dieses verdammte Heu, das immer vor den Augen hin und her baumelte, nicht zu erreichen war, so fing der Esel endlich an zu laufen, sprang bei einer Biegung vom Wege ab und galoppirte über die Heide hin, wie ein tolles Rindvieh.

Ich natürlich ihm nach; wie dem Esel mit dem Heu, ging's mir mit dem Esel, ich sah ihn vor mir und konnte

ihn doch nicht einholen. Schließlich sah ich ihn auch nicht mehr, denn er war ins Gebüsch hineingefahren — und ich stand da ohne Esel und ohne Rock. Ersterer wäre zu ersetzen gewesen — einstweilen durch mich selber — allein im Rocksack war meine Brieftasche und diese konnte so leicht nicht ersetzt werden, denn sie barg all mein Zurückgelegtes, für die Sparcassa Bestimmtes.

Als ich nun so dastand — einsam auf Erden — hub ich an zu fluchen. Ich fluchte gut und scharf, half aber nicht viel oder eigentlich gar nichts. So versuchte ich ein anderes Mittel, um wieder zu meinem Esel zu kommen, ich kroch ins Gebüsch und suchte ihn. Im Strup, so meinte ich, wird er ja hängen, oder im Moor stecken, oder im Brombeerengeschlinge liegen bleiben. Der Strup kam, zerkratzte mir das Gesicht, aber der Esel hing nicht; das Moor kam, ich versank in den Morast bis über die Waden, aber der Esel stak nicht; das Brombeerengeschlinge kam, zerfetzte mir die Hosen, aber der Esel lag nirgends herum. — „In dem Thiere steckt der Satan, anders könnte ich mir's auf natürliche Weise nicht erklären!"

Es erklärte sich selbst. In einem Lärchendickicht stand er und fraß behaglich an dem Heubüschel, welches hier abgeworfen auf dem Boden lag. Ich habe sofort meinen Rock vom Strick losgerissen, dann den Strick fest in die Hand gefaßt und folgendermaßen zum Grauen gesprochen: „Lieber Freund, ich sollte dich jetzt eigentlich todtschlagen, aber es hilft nichts, deshalb würdest du nicht dümmer und ich nicht klüger. Du bist eine ganz vertrackte Bestie. Ich habe dir's gut gemeint, wollte dich nicht ausnutzen gleich am ersten Tage, habe dir die Ehre erwiesen, neben dir gemüthlich auf der Straße daherzuspazieren. Und du thust mir alles

Schlechte und Niederträchtige an. Bei der ersten Brücke hast du mich vor den Leuten zuschanden gemacht, bei der zweiten Brücke hast du mich gefoppt, nachher bist halsstarrig gewesen wie ein Stier, endlich bist du mir gar mit Rock und Geld davongelaufen, wie ein Schelm. Daß es solchergestalt mit unserer Freundschaft aus ist, wirst du einsehen. In diesem Augenblick — das Heu hast du gefressen — trittst du deinen Dienst an. Wir haben noch ein gut Stück Weges, den wirst du für uns beide machen. Wollen doch sehen, wer von uns beiden über ist!"

Und damit schwang ich mich auf den Rücken des Esels, daß er schier einknickte unter meiner Last.

„Also vorwärts, Creatur!"

Was geschah? Der Esel hub sachte an auszuschreiten, ernst und ruhig trabte er mit mir davon. Auf das Ergebenste ließ er sich leiten, zeigte sich sehr unterrichtet, schaute nicht nach links und nicht nach rechts; er streckte seinen Kragen nach keinem Grasbüschel aus, er blieb nicht stehen und er lief nicht, er trabte ernst und ruhig des Weges. Zu einem Tümpel kamen wir, den ein ausgetretener Mühlbach auf die Straße gegossen, er trug mich gemessen hinüber; zu einer Brücke kamen wir; da setzt's was, dachte ich, aber er zögerte nicht einen Augenblick, trabte ernst und ruhig über die Brücke. In großer Eintracht ging die Strecke von sich, bis wir gegen Abend wohlbehalten nach Sitzeldorf kamen.

Heute ist der Graue lange schon todt. Ich werde ihm meine Hochachtung bewahren, wie Jedem, von dem man etwas Rechtes gelernt hat. Ich habe von ihm gelernt, daß der Esel ein gutes und nützliches Thier ist, wenn man ihn — als Esel behandelt.



Schnuppen.

Abendgedanken eines Reichen.

Wunderlich, wunderlich! Der schönste Tag hat ein Ende. Natürlich, er war müde vor lauter Sonnenschein und Gottessegen, jetzt sinken ihm die Augen zu. Ich soll schlafen gehen? Bin noch nicht müde, habe nicht Lust, ein Stück Leben zu versäumen, denn die verschlafenen Stunden, heißt es, werden nicht vergütet. Wenn ich die schönen frohen Stunden, die ich im Schlafe nicht brauche, per Eilpost einem guten Freunde schicken könnte: nütze sie, aber vergiß nicht, morgen Früh sie wieder zurückzusenden, vor acht Uhr brauche ich sie nicht, doch sorge daß sie um dieselbe Zeit sicher da sind!

Es ist recht unangenehm, ganze Theile seines Lebens in Nacht und Traum zu tauchen. Dazu ist der Traum manchmal niederträchtig: macht Einen zu einem armen Teufel, ohne daß man wirklich bestohlen ward oder schlecht auf der Börse speculirt hatte, macht Einen zu einem armen Sünder, ohne daß man eigentlich gesündigt hat, führt Einen, ohne daß man sich wehren kann, die Stufen des Galgens hinan und man muß noch froh sein, wenn man in dem Moment er-

wacht, als Einem der Henker den Strick um den Hals wirft.

Eine sehr schlimme Sache ist, daß man von seinem Vermögen auch während des Schlafes Steuer zahlen muß und nicht mehr von der schönen Welt hat, als der Bettelmann. Ja, ich habe den Bettelmann sogar schon um den süßen Schlaf beneidet; der Kerl ist so unverschämt, und träumt den anständigen Leuten ihren Reichthum, ihr Ansehen, ihre wohlbesetzten Tafeln und ihre Weiber weg.

Uebrigens kann auch Unsereiner die Nacht besser anwenden, als um zu schnarchen. Es giebt Käfer, die in der Nacht leuchten, und wenn man so einen lieben Käfer im Gelasse hat, ist man der Sonne gar nicht ungehalten, wenn sie untergeht.

Das Schlimmste wäre, wenn der Tod aus Versehen in der Nacht anstatt eines alten Pfründers, mich, den sehr lebenslustigen Mann erwischte. Ich wollte recht gerne von der Million eine Rippe fahren lassen, um mir damit einen Tod ohne Sterben zu erkaufen. Das Sterben, sagt man, soll verteufelt unangenehm sein, wer's nicht gewohnt ist. Ein echter Lebemann sollte recht viel Fleisch und Blut und Mark haben, aber kein Gerippe und keinen Knochenschädel, wodurch man den Tod gleichsam lebendig mit sich umherschleppt und Fleisch und Blut nichts als eine Emballage des Todes ist.

Wenn es in dieser Nacht aus sein sollte, so möchte ich morgen meine Erben sehen. Das Gelächter! Zwar anfangs weinen sie, später streiten sie und erst ganz zuletzt lachen sie. — Verdammt, ich glaube gar, das ist schon ein Stück Traum, wie kämen mir sonst lachende Erben in den Kopf! — Prrr, diese Finsterniß! Ich bin sie nicht gewohnt; mach, Fortuna, daß bald wieder die Sonne aufgeht.

Abendbetrachtung eines Pessimisten.

Willkommen, schweigende Nacht mit Deinem schwarzen Mantel! Viele halten sich für unglücklich, aber nur Wenige wissen es, wie wehe die Sonne den thränenheißen Augen thut. In der Blume, im schimmernden Wassertropfen, im schillernden Stein, in der leuchtenden Wolke sieht man sein Elend blühen. Daß man es doch so grausam ernst nimmt, dieses Athmen und Herzklopfen auf zwei Beinen! Ein Stückchen Erde anzuschauen: wie Nichts, wie lächerlich Nichts! In kurzer Weile bist auch Du so etwas, worüber ein Nachkomme lacht, weil es nichts ist. Was sind wir denn mit all unseren Sinnen und Leidenschaften, mit unserem Mark in den Knochen und Phosphor im Gehirne, als Humus für ein folgendes Geschlecht? So ein klein bißchen Humus, man kann ihn kneten, man kann einen Topf daraus machen für Erbsen oder Kartoffeln, oder für etwas Anderes. Töpfe und Tröpfe, denn in besonders vornehmer Zusammensetzung wird ein Mensch daraus, was aber schlimm ist, weil dieser Mensch wieder etwas Besonderes zu sein wähnt und weil er wieder nichts anderes wird, als ein Klumpen Erde. Und bevor er's so weit bringt, ist des Wimmerns kein Ende. Es thut eben Manches sehr weh, was in einem solchen Wirbelgerüste vorgeht. Eine Seele ist da, eine ganz unselige Seele, die ist überaus empfindlich für Wohl- und Mißbehagen, und oft ist es nichts weiter, als daß das Lieblingskind auf der Bahre liegt oder der Freund untreu wird. Die wilden Leute in Afrika, Südamerika oder irgendwo sind in dieser Beziehung praktischer angelegt. Geht so etwas vor, so reibt sich der Wilde um den Magen, macht einen Purzelbaum und das Ding hat sich wieder verflüchtigt. Der Gebildete bildet sich

etwas ein; hat er ein Weh, so versteht er ausgezeichnet, es so sehr als möglich zu vergrößern und aus dem Mückenbiß einen Elephantenschlag zu machen. Mancher Mensch ist bekanntlich gar nicht glücklich, wenn er nicht unglücklich sein kann, und Mancher läßt sich aus dem besten Schlaf aufwecken, um über die elende Welt klagen zu können.

Ich gehöre zu irgend einer Gattung von Unglücklichen, aber zu dieser nicht. Ich möchte fünfhundert Jahre leben, um in einem gut fundirten, wohleingedeckten Bette fünfhundert Jahre schlafen zu können. Natürlich wollte ich mich alle Jahrzehnte einmal aufwecken lassen, um zu merken, wie gut ich geschlafen habe. Bei dieser Gelegenheit möchte ich einen Blick in die elende Welt thun und auf Menschen, die vor Kummer und Gram nicht schlafen können, mich dann auf die andere Seite legen und in Gottesnamen weiterschlafen. Wenn's aber wie bei einem gewöhnlichen Unglücksraben täglich nur sieben Stunden giebt, dann nützt man's wohl auch aus und sagt Gottlob, wenn der dunkle Vorhang sinkt, der uns für eine Nacht den Jammer und das schneidende Weh des Erdenlebens verdecken soll. Wie müde legt man sich hin und denkt: na, vielleicht wird diesmal die Rolle schadhaft, daß der Vorhang nicht mehr in die Höhe kann und ich schlafe, bis es meinen Mitmenschen unangenehm wird und sie mir einen hölzernen Schlafrock anziehen. Das wäre mir doch ein glücklicher Zufall. Einstweilen ist siebzehn Stunden brennende Glut und sieben Stunden kühler Schatten die richtige Zusammensetzung für eine Existenz, die so hochbegehrt wird und unter Brüdern so wenig werth ist.

Ein paar Glossen zu Schopenhauer.

Die Leiden dieses Lebens lassen sich zwar nicht bestreiten, daß sie aber die Freuden und Genüsse im Allgemeinen mehr als überwiegen, kann nur von einem Schwarzseher behauptet werden. Die Weltanschauung hängt überhaupt vom Temperament ab. Der Melancholiker wird in allen, auch den möglichst günstigen Lagen dieses Lebens, nur Leid und Unglück wittern; der Sanguiniker hingegen wird auch in großen Widerwärtigkeiten herzensmuthig und lebensfroh bleiben und vor Allem stets nur die guten Seiten sehen. Beispiele dafür giebt es unzählige.

Wenn Schopenhauer sagt, daß wir nur den Schmerz fühlen, nicht aber die Schmerzlosigkeit, so läßt sich eben daraus ersehen, daß die Schmerzlosigkeit das Normale, Selbstverständliche, Gewohnte ist, der Schmerz aber die Ausnahme, unserem Wesen unangemessene.

Ich suche mein Glück freilich nicht im Zusammenraffen und im Genießen irdischer Güter, denn darin ist es nicht zu finden. Ich habe mein Glück stets in der Schönheit der Natur und in der Arbeitsfreude gefunden und kann erfahrungsgemäß behaupten, daß während meines fünfzigjährigen zumeist ziemlich herben Lebens nur ganz wenige und kurze Zeiten waren, in denen ich die Augenblicke des Erwachens nicht glücklicher schätzte, als die des Einschlafens; von letzteren hat man doch kaum ein Bewußtsein. Wenn das Glück aber nur in der Bewußtlosigkeit liegt, dann sind wir ja aber auch gut daran. Denn unsere ganze Ewigkeit besteht, mit Ausnahme dieses Erdendaseins, in lauterer Bewußtlosigkeit irdischer Drangsal.

Wenn wir in einer Welt wären, in welcher es keinen Schlaf gäbe und keine Aussicht auf ein ewiges, bewußtloses,

also nach Schopenhauer glückliches Nichtsein des Individuums, dann erst wäre zu behaupten: diese Welt ist die schlechteste der Welten. Die paar Jährchen (und mehr hat keines der Individuen zu tragen) von Widerwärtigkeiten sind ja doch derart, daß die meisten Menschen dieselben vorziehen dem schmerzlosen Nichtsein, welches nach Schopenhauer das Glück ist. Also werden selbst die Leiden des Lebens höher geschätzt, als jenes absolute Glück; da kann es ja doch nicht gar so schlimm sein. Schopenhauer findet alles Heil nur im Tode. Auch ich will ergeben sterben, verfüge aber letztwillig, daß man mich in keine Gruft bestatte, sondern in frische Erde. Ich kann den Gedanken, fünfzig Jahre lang todt zu sein, nicht ertragen.

Schopenhauer behauptet anderswo, daß der Natur nichts an dem Individunm, viel aber an Erhaltung der Gattung liege, und daß sie deshalb das Individuum unter allerhand trügerischen Vorspiegelungen in die Geschlechtsliebe hineinhetze; er lehrt daher, daß das Individuum der Natur einen Streich spielen und nicht anbeißen solle. Das nennt er die Verneinung des Willens zum Leben. Dieser Philosoph will den Menschen also zu einem naturwidrigen Leben verleiten. Ich denke aber, daß es besser ist, mit der Natur keine Händel anzufangen, sie bleibt doch unter allen Umständen die Stärkere.

Wenn Leibniz sagt, diese unsere Welt wäre die beste aller Welten, so finde ich das indes weit pessimistischer gedacht, als wenn Schopenhauer behauptet, diese Welt sei die schlechteste der Welten. Nach Leibniz kann es nur noch schlechtere, nach Schopenhauer nur weit bessere geben.

Schon der Umstand, daß ein Philosoph aufstehen muß, der es den Menschen sagt, wie elend dieses Dasein ist, deutet darauf hin, daß die meisten der Lebenden von selbst sich des

unermeßlichen Elendes gar nicht bewußt werden, also kann es gar so schlimm nicht sein und es muß etwas geben, welches dem Elende das Gleichgewicht hält und für dasselbe einen Ersatz bietet.

Was will aber der Philosoph, welcher den Menschen eine Lehre giebt, durch die sie in die grenzenloseste Verzweiflung gejagt werden sollen? Nur eine persönliche Herzlosigkeit oder Bösartigkeit kann solches wollen und der Spruch: „Die Wahrheit über alles“ ist eine schlechte Ausrede. Ein ordentlicher Philosoph muß wissen, wie es bei den unzulänglichen, ewig irrenden Vorstellungen des Menschen mit der Wahrheit an sich beschaffen ist. Gewiß nicht so gut, daß man ihr zuliebe Millionen von Menschenopfern bingen darf.

Ein Philosoph, der die Nichtigkeit des Lebens einsieht, und der ein Herz für sein Geschlecht hat, müßte vielmehr darauf bedacht sein, die Menschen zu trösten und auszusöhnen mit den wenigen Jahren, die jeder auf Erden zuzubringen hat. Zum Mindesten dürfte er nicht störend eingreifen in den religiösen Sinn der Menschen, welcher zum Troste der Sterblichen jenseits andere Welten baut und in solchem Bauen weit mehr Gutes stiftet, als alle irdische Philosophie zusammen.

Nach Schopenhauer ist das wahrhaft Ethische die Verneinung des Willens zum Leben, die Selbsterlösung. Die Freuden verführten uns immer wieder zum Lebenswillen, die Widerwärtigkeiten allein seien unsere wahren, erlösenden Freunde. Folglich müßte es nach Schopenhauer auch ethisch, das heißt eine Tugend sein, unseren Mitmenschen recht viele Widerwärtigkeiten zuzufügen. — Kann man eine solche Lehre brauchen?

Wenn ich von der Richtigkeit der Lehre Schopenhauer's persönlich in der That überzeugt wäre, so würde mich das

immer noch nicht zwingen können, sie für wahr zu halten, denn ich weiß, wie trügerisch die sogenannte Ueberzeugung ist. Und wenn ich auch gewiß wüßte, daß Schopenhauer's Lehre die absolute Wahrheit ist, so würde ich sie nicht unterstützen, weil ich glaube, daß diese Wahrheit Niemandem nützen, Vielen aber schaden kann. — Da wir einmal leben, so müssen wir uns mit diesem Leben und miteinander eben abfinden, so gut als möglich. Mit Jammern und Klagen richten wir nichts anderes aus, als daß es uns nur noch schwerer wird. Und das ist eine Selbstquälerei, die kein Vernünftiger übt. Nur ein klein bißchen Geduld, es ist ohnehin bald vorbei.

Wenn der zwar sehr geistreiche, aber auch sehr herzlose Philosoph sagt, es handle sich nicht um den Einzelnen, sondern um das ganze Geschlecht, und die Menschheit als solche könne noch viele tausende von Jahren leben, so antworte ich: das Menschengeschlecht besteht aus lauter Einzelnen, jeder Einzelne wird sich nur Zeit seines Lebens der Menschheit bewußt, so daß man paradox wie ein Philosoph behaupten könnte, das Menschengeschlecht lebe eigentlich nur so lange, als das Individuum lebt. — Aus solchen Schlüssen sieht man eben, wie Philosophen arbeiten; man kann mit klugen Gedankenspielen alles aufstellen, alles umstoßen, alles bejahen, alles verneinen. Bleiben wir hübsch bei unserm realen Leben, das reich an Schmerz und Freude ist und viel zu schnell vergeht.

Ich will euch schließlich wohl etwas sagen. Die Welt wäre so weit ganz erträglich, aber die größten Leiden fügt ein Mensch dem anderen zu. Wollen wir es besser haben, so müssen wir selber besser werden. Wir können es.

Flüchtige Gedanken.

Entdeckt ist die Kunst, viel zu reden,
Entdeckt ist die Kunst, schnell zu schreiben;
Nur einzig die Kunst, klug zu denken,
Ihr Freunde, soll unentdeckt bleiben?

* * *

Das fächelt hin und wieder, wie der Fichtenbaum im Sturmwind. Ein starker Stamm, der nicht bricht! Es ist noch nicht dreißig Jahre her, hieß es allerwärts: Gesittung! Verfeinerung! Bildung! Vergeistigung! Wissenschaft! Kunst! Ideal! — Heute schreit alles: Körperkraft! Soldaten! Turnen! Fechten! Schlagen! Stechen! Materie! Dreck! — Die beiden Generationen stehen sich gegenüber wie ein docirendes Schulmeisterlein und ein fluchender Husarenlieutenant. So schlagen ungesunde Extreme naturgemäß ins Gegentheil um. Vielleicht kommt eine dritte Generation, die wie ein wohlgestellter Landgutbesitzer zwischen Verweichlichung und Verrohung den Mittelweg findet, um körperliche Gesundheit mit edler Gesittung zu vereinigen.

* * *

Kein echter Mann, kein rechter Mann,
Der niemals einen Feind gewann.
Ein armer Mann, ein schlechter Mann,
Der seinem Feind nicht stehen kann.

* * *

Glauben Sie es nicht, daß die sogenannte naturalistische Kunst und Literatur künftig die herrschende wird; sie hat in richtigen Grenzen ihre Berechtigung und man wird sie an-

erkennen, aber sie darf der idealistischen Richtung nicht mit jener erregten Feindseligkeit entgegentreten, wie dies jetzt geschieht. Das Idealistische in Kunst und Literatur hat im Menschengeschlechte eine große Mission zu erfüllen. Wir Menschen sind sehr arm auf Erden; die realen Güter sind sehr unzulänglich, reichen lange nicht aus; wenn wir die idealen Güter muthwillig verwerfen, dann sind die meisten Menschen Bettler. Aber bei wem sollen wir betteln, wenn der sonst so großmüthige und hochherzige Idealismus Bankerott gemacht hat und der Naturalismus Steine statt Brot giebt?

* * *

Warum, Du Narr,
Werthet Bart die Jahrung?
An jedem Haar
Hängt eine Erfahrung.

* * *

Künste können nur dann abermals den Höhepunkt der Blüthe erreichen, wenn die Künstler wieder so arm und verachtet werden, wie es z. B. der Schauspieler einst war; dann wird nur Der sich der Kunst widmen, dessen innerer Drang ihn dazu zwingt, während heute Alles zur ruhmversprechenden Dichtkunst, Malerei, Musik und zum Theater läuft und so eine Verflachung und Buhlschaft um die Gunst des Publicums geschaffen wird, welche den echten Funken Gottes zerstören muß.

* * *

Ein Staat, der sich nur auf historisches Recht stützt, nur von historischer Größe sich nährt, führt das Leben eines Greises. Er blickt nach rückwärts, anstatt nach vorwärts.

* * *

Nur aus Grundsatz-Kleinkrämerei tugendhaft sein, macht hart und hochmüthig; Mancher wird erst wahrhaft gut, wenn er gesündigt hat.

* * *

Sobald zwei Freunde anfangen, miteinander deutlich zu werden, fangen sie an, sich mißzuverstehen.

* * *

Ein ordentlicher Mensch ißt und trinkt, giebt und nimmt, spricht und hört Gutes lieber als Schlechtes.

* * *

Wenn man dem Dichter das Recht einräumt, daß er über den Parteien stehe, so muß man sich's auch gefallen lassen, wenn er die Parteien „von oben herab" behandelt.

* * *

Freuet Euch nicht an eines Euch unbequemen Dichters Tod. Sein Geist ist stärker, wenn von ihm der Staub abfällt. Nicht sein Leib ward Euch gefährlich, aber sein Geist wird's.

* * *

In jedem Haus
Vor Allem werth
Drei Dinge sind:
Eine starke Faust,
Ein warmer Herd,
Ein kleines Kind.

* * *

O nein, mein Freund, das will ich nicht,
Auf Menschenherzen ziel' ich nicht,
Mit Lust und Leiden spiel' ich nicht.
Viel lieber mit dem eitlen Tropf;
Den aufgeblas'nen Menschenkopf,
Den nehm' ich manchmal gern beim Schopf.

* * *

Gouvernanten, Hofmeister,
Erzieher
Sind verflogen.
Das Leben, die Liebe,
Das Leiden
Hat uns erzogen.

* * *

Dem Wählen folgt Müssen,
Dem Fehlen folgt Büßen.

* * *

O Mensch, Dein Zagen,
Das kann zu nichts führen,
Deine Pflicht ist wagen,
Dein Los ist irren.

* * *

Suche überall Deinen Vortheil, nur dort nicht, wo er der Nachtheil eines Anderen wäre.

* * *

Die einfachsten Dinge fallen dem Talente nicht ein, bloß dem Genie.

* * *

Es ist rührend, wie mancher Mensch lügend und verleumdend seinen Feinden zu Liebe ein Spitzbub wird!

* * *

Moderne Berichtigung nach § 19.

Es ist unwahr, daß bei Herrn von Kramen,
Als wir neulich dort zusammenkamen,
Ich beim Freundschaftshumpen, bei dem vollen,
Einen Silberlöffel hätt' gestohlen.

Wahr hingegen ist bei meiner Ehre,
Daß der Freundschaftshumpen halb war leere,
Und bei Kramen nicht, jedoch bei Kromen
Ich den Löffel heimlich hab' genommen.





Von Büchern und Dichtern.

Offenes Schreiben an Herrn Henrik Ibsen.

Das war gestern ein Schreck, mein bester Herr Ibsen! Ich wohne gerade dem Theater gegenüber. Acht Minuten nach halb Zehn war's, als ich plötzlich vom Musentempel her einen gräßlichen Lärm vernahm. Ach, Du großer Gott, ein Theaterbrand! Es wurde Ihr neues Schauspiel: „Hedda Gabler" aufgeführt, das Haus war ausverkauft. Ausverkauft, Herr! Ich gratulire! — Zweitausend Menschen ein Opfer der Flammen! Aber das war's nicht, es war schlimmer. Was bedeuten Menschenleben, denken Sie nur! Den Ausspruch eines alten, ach wie armseligen Poeten, verbessern wir dahin: „Das Leben ist der Güter Höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist der Mißerfolg!" Denken Sie an: ausgezischt ist es worden, dieses herrliche Stück, mit dem Sie die Welt beglückt haben, ausgezischt, ausgepfiffen, ausgetrommelt, ausgekreuscht, mit dem Besen ausgejagt. Und darum der Lärm.

Alle Zeitungen hatten wochenlang die bestorganisirte Reclame spielen lassen, denn es war ja ein modernes Stück, ein „naturalistisches" Stück, und was die Hauptsache ist, ein ausländisches Stück! Allein ich war nicht neugierig. Nun

aber zweitausend Menschen auf einmal lärmten, nun wurde ich neugierig. Aufgeführt, sagt der Intendant, wird's nicht mehr, allein es giebt noch Buchhandlungen. Heute Morgens war mein erster Gang in die allernächste, doch da höre ich sagen: das Buch ist vergriffen. Ihre „Hedda Gabler" vergriffen — ich gratulire! Ein Mittelschulprofessor, der im Hause wohnt, hört von meiner Noth und läßt mir sagen: unter seinem Tische läge ein Exemplar „Hedda Gabler" zusammengeknüllt, er rühre es nicht mehr an, wenn ich es haben wolle, so stehe es zur Verfügung. So kam ich zum Buche und las es allsogleich.

Ich bin schon fertig.

Und nun, mein werthester alter Herr, nun gestatten Sie die höfliche Anfrage: Warum haben Sie dieses Stück geschrieben? Was wollten Sie damit? Jeder Dichter will etwas mit seinem Werke, er will entweder eine Kunstgestalt hinstellen, die wohlthut, erheitert, erhebt, erschüttert und versöhnt, oder er will ein klares Bild von etwas geben, oder will eine bestimmte Idee zum Ausdrucke bringen, oder er will lehrhaft wirken. Sie, mein Herr, thun hier das alles nicht. Ihre Absicht ist doch wohl, eine ausgesuchte Gesellschaft von dummen, faden, leichtsinnigen, diebischen, viehischen, schurkischen, überhaupt erzniederträchtigen Personen vor uns auf die Bühne zu stellen und dreist zu behaupten: Das ist die Wahrheit! Wenn Sie beisetzen: Es ist die Wahrheit des Irrenhauses, des Zuchthauses, so mögen Sie vielleicht der Sache näher kommen. Die Menschen im Allgemeinen, besonders in Kreisen, die ich seit fünfzig Jahren kennen gelernt, sind nicht so, wie Sie uns glauben machen möchten. Und Sie glauben es ja selber nicht, dürfen es nicht glauben, wenn Sie sich nicht schämen wollen, selbst einer von dieser

Gattung so hübsch behaglich unter den Bestien zu leben. — Ja, aber was haben Ihnen denn die Leute gethan, Ihre Vorfahren, Ihre Brüder und Schwestern, Ihre Nachkommen, daß Sie sie so beständig und so schmählich verleumden? Außergewöhnliche, psychologische Probleme wollen Sie lösen! Gut, so lösen Sie! Sie stellen aber nur auf, Sie schürzen nur, dann schicken Sie das gepeinigte Publicum davon, und jeder — meinen Sie — soll selber daraus machen, was er will. Das ist aber doch wirklich eine Leutefopperei! Ich muß offen gestehen, Ihre „Hedda Gabler“ hat keine andere Empfindung in mir zurückgelassen, als die der redlichsten Empörung. Mag ja sein, daß ich's nicht verstehe, dann verstehen's Tausende nicht und dann, bitte, dichten Sie deutlicher. Die Klarheit ist eine Hauptbedingung der Kunst und wird wohl auch auf dem neuen Parnaß, dem Blocksberge, eingeführt werden müssen, sonst läuft Ihnen im Wirrwar alles davon.

Diese „Hedda Gabler“ ist eine saubere Person. Erst heiratet sie, um versorgt zu werden, einen Privatdocenten; das ist aber ein philiströser, fader Patron, Gott nein, und die Frau Gemahlin liebt ihn nicht, denken Sie nur. Sie liebt nach ihrer Art (wohl gewiß nach ihrer Art!) einen Anderen, der aber ohnehin schon mit einer Ehebrecherin glücklich ist. Wohl die Eifersucht, der Neid, angeblich aber andere, ganz unerhörte Gefühle und Bestrebungen veranlassen Hedda, ihn (ihn, den Geliebten, nicht die Nebenbuhlerin) in den Tod zu hetzen. Zu dem Zwecke bestiehlt sie ihn, drückt ihm die Pistole in die Hand, damit er sich selbst erschieße, „in Schönheit sterbe“. Denn sie will bloß einmal eine That sehen. Die Männer kommen ihr alle so träge und so feige vor und der einzige, den sie noch achten will, soll den Muth

haben, sich die Kugel durch den Kopf zu jagen. Und warum? wegen nichts! Es handelt sich nicht etwa um eine Heldenthat oder um die Ehre, um nichts, nur um den Muth, sich zu tödten, will sie, daß er sich tödte. Um diesen Bettelpreis zwar thut er's nicht, seine thatsächliche Veranlassung ist noch viel bettelhafter, er erschießt sich, weil, nachdem sie ihn bestohlen hat, seine Existenzbedingungen dahin sind. — Nach einem solchem Schelmenstücke klappt's natürlich nicht bei Frau Hedda Gabler, daher schießt sie sich auch selbst über den Haufen. Ist die rühmlichste That, die sie in ihrem Leben geleistet.

Nun aber frage ich Sie, mein theuerster Herr Ibsen, warum? Warum haben Sie dieses Gespenst aufgeweckt? In den ersten Acten macht sie's allerdings ganz wie eine moderne Frau, was sie aber weiters plant, das kommt im Leben nicht vor, das kann man also nicht nachempfinden, das ist eine geistreiche Spitzfindelei des Dichters. Oder haben Sie mit diesem Stücke sagen wollen, wie es gut wäre, wenn die Männer allmählich zum Selbstmorde dressirt würden? Was? Soll die Heldenhaftigkeit Ihrer Heldin darin liegen, daß sie zu verstehen giebt, das Leben sei just noch einen Schuß Pulver werth und die männliche Größe und Schönheit liege darin, sich selber todtzuschießen? — Mein lieber Herr! Wenn diese Welt so elendig ist, daß man das Nichtsein dem Sein vorziehen mag, so werden die Leute schon selber auf die Idee kommen, sich zu tödten; um ihnen diesen Rath zu geben, dazu brauchen wir keine Dichter und keine Bühnen, das bestreitet der Hinkende mit dem Pferdefuße einfacher und billiger.

Ich würde sehr gerne annehmen, daß Sie mit der Hedda Gabler aber doch was Rechtes beabsichtigen. Viel-

leicht wollen Sie ein dämonisches Weib aufzeigen, vielleicht wollen Sie die Männerwelt warnen vor Weibern, die kokett, falsch sind und kein Herz haben. Es wäre etwas. Allein, wie mich bedünken will, liebäugeln Sie mit der Hedda Gabler, lassen mehrmals durchblicken, daß sie eigentlich nicht unrecht hat. Nicht unrecht hat, zu sein, wie sie ist — natürlich! Allein, so ist keine von solchen, die frei umlaufen dürfen. Die arme Hedda gehört ins Irrenhaus und nicht ins Theater; aber es ist ja wahr.

Herr, ich frage Sie, was wollen Sie nur doch mit Ihren Dramen? Ich weiß, was Sie sagen, womit Sie sich rechtfertigen und Andere täuschen. Dadurch, daß Sie immer nur schildern, wie schlecht die Leute sind, wollen Sie sie angeblich besser machen. Ganz die gleiche Methode haben auch die ungeschickten Kanzelredner. Sie sprechen, wie alle zuwideren Gesellen, immer nur von dem, was nicht sein soll. Wie sie es haben wollen, wie es werden soll, darüber kein Wort. Sie reißen die Gewölbe der Abzugscanäle auf und schreien: Sehet unsere Wasserleitung! Und das nennen Sie Wahrheit! Sie, mein Herr, zum Lebensführer zu haben, der Sie nur Sumpf und Jauche wissen! Aber, rufen Sie, Sumpf und Jauche ist ja Wahrheit! Gewiß, es giebt Sumpf und Jauche. Die tausend frischen Quellen, die fließen, verleugnen Sie. Und das soll redlich sein!

Wenn es wirklich so wäre, wie Sie schildern, dann müßte man sich schämen, Mensch zu sein, und dann wäre es gar nicht der Mühe werth, über ein solches Lumpengesindel auch nur ein Wort zu schreiben.

Ich gebe ja zu, daß unsere Gesellschaft zum großen Theile grundverderbt und unsere Cultur gründlich verfahren ist. Das wissen wir schon fast Alle; daß es so nicht fort-

gehen kann, sehen wir auch, dazu brauchen wir keine Dichter. Aber wie ändern, wie bessern! Daß sie uns das sagen, dazu brauchen wir große Geister.

Die Menschen sind Nachahmer. Zeigen Sie ihnen den Lumpen, wie gelehrig sind sie! Zeigen Sie ihnen große, edle Vorbilder — nicht aus der Phantasie, sondern aus dem wirklichen Leben geholt — machen Sie ihnen diese Vorbilder begreiflich, liebenswürdig, erreichbar, schmücken Sie dieselben mit Schönheit und Ehren, und Sie werden sehen, wie die Leute wieder Freude finden daran und sowohl bewußt, als unbewußt ihnen nachstreben. Aber, sagen Sie ungeduldig, das ist ja die alte Methode, wir sehen ja, wie weit uns diese alte Methode gebracht hat. — Ich gebe zu, daß die Menschen immer seltener werden in der modernen Welt. Aber ich versichere Sie, lieber Herr, ohne diese alte Methode fänden Sie heute keinen Menschen auf Erden, keinen einzigen Menschen, lauter wilde Thiere.

Sie schmähen die Poesie, verschweigen die ewigen Quellen des Trostes. Unter der Etikette der Kunst locken Sie die wenigen und fast verschmachtenden Menschengemüther zu Ihren Cloaken. Was wollen Sie denn nur damit erreichen?

Sie wollen die Revolution.

Ja, Herr, die will auch ich. Aber die Revolution muß einen Plan haben, ein Zukunftsbild, ein Ziel. Ihren Wässern sieht man nicht auf den Grund; aber nicht, als ob sie so tief wären, sondern weil sie trüb sind. Ich möchte wissen, was „Hedda Gabler“ bedeutet.

Sie werden, mein Herr, mit Ihrer Art von Idealen (denn Idealist sind Sie durchaus, und von der schlimmsten Sorte) noch ein paar Jährchen Lärm machen, denn es ist was Neues, das Sie bringen, und die Leute sind neugierig!

Aber bilden Sie sich ja nicht ein, mit Ihrer Dichtung bahnbrechend zu werden. Die Mode wechselt, die Menschen bleiben sich gleich. Die Menschen wollen lieber leben als sterben, lieber fröhlich sein als sauertöpfisch, lieber Gutes genießen als Böses, lieber Schönes sehen als Widerliches. Und so wird die Dichtung, wenn auch in der Form sich ändernd, im Geiste bleiben, was sie bei Homer, Shakespeare und Goethe gewesen, nicht eine Strickleiter in den Abgrund der Hölle, sondern ein Ariadnefaden aus dem Labyrinthe der Leidenschaften, eine Jakobsleiter zu lichten, trostreichen Höhen.

Nein, abgebrannt ist es nicht, bei dem Heidenspectakel gestern, das Theater; ich hoffe, daß in demselben bald wieder Lebensmuth und menschliche Größe verkündet werden wird. Unter allen Umständen wünsche ich Ihnen, mein lieber Herr, das, was Sie sich selbst am innigsten wünschen, trotz Pistolenknallens auf der Bühne — ein langes Leben.

Uebrigens — machen können Sie!

Deshalb in Bewunderung Ihr

ergebener

N.

Die Kreutzer-Sonate.

Da macht ein Buch von sich sprechen, das die „Kreutzer-Sonate" genannt ist und von dem russischen Dichter Tolstoi herrührt. Zur Verbreitung seines Rufes hat auch die deutsche Polizei das Ihre gethan, indem sie das Werk verboten hat. Es wurde auch wieder freigegeben und so ist amtlich alles geschehen, um ein Buch zu fördern, das an revolutionärem Geiste seinesgleichen sucht.

Nun, und was steht denn in dieser „Kreutzer-Sonate“? In dieser „Kreutzer-Sonate,“ welche die Form einer Erzählung hat, steht erstens, daß der Mann ebenso strenge verpflichtet ist, jungfräulich rein zu leben, als die Frau, und daß auch sie das Recht hat, am Hochzeitstage von ihm zu verlangen, daß er unschuldig sei. Und das ist in Ordnung. Zweitens steht in der „Kreutzer-Sonate,“ daß ein Menschenpaar auch in der Ehe jungfräulich bleiben soll, daß es ein Ehebruch ist, schon wenn ein Mann sein eigenes Weib mit begehrendem Blicke ansieht, daß zwei Eheleute nebeneinander leben sollen wie Bruder und Schwester. Endlich steht in der „Kreutzer-Sonate,“ daß die Geschlechtsliebe überhaupt nicht von Natur aus nothwendig ist, daß sie unterdrückt werden könne und müsse, und daß auf diese Weise die Auflösung des Menschengeschlechtes vor sich zu gehen habe. Neben diesen Hauptgedanken wird im Buche die Geschichte einer unglücklichen Ehe erzählt, wie solche Geschichten schon tausendfach erzählt und auf den Bühnen zur Darstellung gebracht worden sind.

Es wäre ganz verdammt, wenn man dem Dichter aufsäße und etwas, das er ironisch gemeint, für puren Ernst nähme! Man könnte sich unsterblich blamiren. Aber dem Dichter ist es hier mit seiner Lehre bitterer Ernst, man fühlt den fieberhaften Pulsschlag, der durch das ganze Buch tobt.

Tolstoi gehört insoferne der naturalistischen Richtung an, als er kein Kunstwerk im hergebrachten Sinne schreibt. Der naturalistische Dichter wirft Probleme auf, ohne sie zu lösen; er steigert Conflicte bis aufs äußerste, ohne einen Abschluß zu geben — immer eine gefüllte Wurst, die nicht gebunden ist. Er klagt und weiß keinen Trost, er klagt an und weiß keine Abhilfe. Ja, das können wir Alle, dazu bedürfen wir keiner Dichter.

Und wenn der Naturalist etwas vorschlägt, wie unpraktisch! Doch seltsam, daß hier der beiläufige Naturalist sich in einen Idealismus versteigt, der märchenhaft ist, oder besser, wie er nicht einmal in Märchen vorkommt. Das natürliche Verhältniß zwischen Mann und Weib aufheben zu wollen, weil es manchmal Unheil anrichtet! Man soll das schmutzige Bad einmal ausgießen, gut, aber man soll nicht das Kind mit dem Bade ausgießen, und am wenigsten das Kind mit der Ehe ausrotten. — Die Liebe abbringen wollen! Wahrlich, das ist etwas Neues. Der Russe hat den Orientalen und den Romanen an Phantasie übertrumpft, aber er beruft sich auf Schopenhauer. Nun sind wir plan. Unser Dichter sagt, sinnliche Liebe wäre der Menschheit zuwider, sowie die Ehe dem Christenthum. Der Christ müßte die Ehe vermeiden! — Das werden sich unsere jungen Männer nicht zweimal sagen lassen und nur etwas frappirt sein, wenn sie nach Tolstoi auch die Liebe vermeiden sollen. — Es ist sonst taktlos von einem Recensenten, wenn er einem Dichter vorwirft, er wäre alt geworden. Dem russischen Grafen Leo Tolstoi darf man das getrost ins Gesicht sagen, umsomehr, als man ihn gleichzeitig erinnern kann, daß er auch einmal jung gewesen ist, die Liebe verherrlicht und sich ein glückliches Familienleben gegründet hat. Was er da in der „Kreutzer-Sonate" sagt, ist nur geistreiche Schrulle des speculativ gewordenen Greises — milder kann man es nicht verurtheilen.

Das Buch hat aber eine Seite, die weniger harmlos ist, als die philosophische.

Nun denn ein Wort über seine Erzählung. Tolstoi schildert eine Ehe zwischen zwei Menschen, bei welchen der Mann nur grob sinnlich, das Weib herzlos ist. Die Ehe ist natürlich in höchstem Grade unglücklich und endet mit

einem Morde. Es kommt vor. Allein, wenn der Dichter meint, daß diese Ehe eine Durchschnittsehe ist, die Regel, das Gewöhnliche, so beleidigt er die Menschheit, oder vielmehr, er sagt einen ihrer tollsten Irrthümer. Das ist ja die verhängnißvolle Auffassung der heutigen Ehe, daß man meint, zwei Leute verschiedenen Geschlechtes heiraten zusammen nur aus dem einen Grunde, um ihre sinnlichen Bedürfnisse normal befriedigen zu können. Dazu hätten wir wahrlich die Ehe nicht nöthig, diesem Bedürfnisse gerecht zu werden giebt es eine Unzahl von Mitteln, die der Staat ja sanctioniren könnte, wie er thatsächlich außer der Ehe schon manche solche Mittel sanctionirt hat. Giebt es denn nicht auch andere, weit triftigere Gründe zur Eingehung einer Ehe? Die Sympathie zweier Menschen zu einander, die harmonische Seelengemeinschaft, das Bedürfniß nach einem Gemüthe, dem man sich vollkommen anvertrauen kann, mit dem man des Lebens Freude und Ungemach leichter erträgt als allein, mit dem man Interessengemeinschaft hat, bei dem man fürs ganze Leben sich geborgen fühlen kann — das sind die eigentlichen und maßgebenden Gründe zur Verehelichung. Der Boshafte wird hier einwenden: dann könnten ja auch zwei Männer zusammenheiraten, oder zwei Weiber, dann sei die Ehe nichts als ein Freundschaftsbündniß. Und ich werde den Boshaften auslachen, weil er selber in die Schlinge gesprungen ist. Ja freilich muß die Ehe ein Freundschaftsbündniß sein; wenn sie das nicht ist, dann ist sie unsittlich im tiefsten Abgrunde. Wenn Du Dir aber einen Freund erkiesest, mit dem Du Freud, und Leid bis ans Ende theilen sollst, mit dem Du ganz für Euch beide eine Welt bilden kannst, so wirst Du dazu einen Menschen wählen, der Dir alles sein kann, der Dir auch Deine sinnlichen Wünsche stillt

mit dem Du Nachkommen haben kannst und der gemeinsam mit Dir für diese Nachkommen lebt und sorgt. Die geschlechtliche Seite der Ehe, zwar an sich die Hauptsache, wird also menschlich und gesellschaftlich zu einer Nebensache, und die Hauptsache bleibt das sittliche Verhältniß in der Ehe.

Was ist denn die Treue? Versteht man unter ihr bloß das sich körperlich Bewahren für den Geliebten? Ich nenne einen Freund untreu, der mich belügt, hintergeht, vor Anderen zurücksetzt, mein Vertrauen mißbraucht, auf meinen Nachtheil hinarbeitet, überhaupt unverläßlich und falsch ist. Also kann auch ein Weib untreu sein, ohne sich mit einem Anderen zu vergehen, und solche Untreue kann unter Umständen sehr schlimm sein.

Die „Kreutzer-Sonate" hat für den Moment halb Europa berauscht, von nachhaltigem Werthe aber können solche Bücher nicht sein, weil ihre Ideen ganz unpraktisch sind und der menschlichen Gesittung nicht Rechnung tragen.

Es ist nachgerade roh von einem Dichter, wenn er — wie Tolstoi in seiner „Kreutzer-Sonate" — die sittliche Anlage und Kraft im Menschen so ganz vergessen kann oder absichtlich verschweigt! Zwischen seinen zwei Eheleuten, die er uns als Beispiel der modernen Ehe hinstellt, herrscht nichts als thierische Sinnlichkeit und teuflischer Haß. Zwei dumm heuchlerische Leute ohne Herz und Gemüth, ohne Wohlwollen und Mitgefühl, ohne geistiges Leben, fast ohne jedes Menschliche, das sind seine Helden, mit denen er etwas Rechtes beweisen will!

Hätte Tolstoi seine Ehestandsgeschichte nicht verallgemeinert, sondern nur als einen Fall für sich dargestellt, so würde er damit eine große Wirkung erzielen. Denn diese zwei Leute sind als Individuen mit einer Naturwahrheit

und Klarheit geschildert, die bewundernswerth ist. Die Eifersucht des Mannes und ihre tragische Folge kann nicht packender dargestellt werden. Durch das Herz des Lesers geht ein erschütterndes Gewitter. Wenn er sich aber sagen lassen muß: Leser, Du bist auch von dieser Gattung, Du bist in Deiner Jugend auch solch ein niederträchtiger Wüstling gewesen, Du kauftest Dein Weib auch, wie man eine Sklavin kauft und hältst sie, wie man eine Sache, ein Genußmittel hält, und peinigst sie mit der unsinnigsten Eifersucht und wirst sie eines Tages noch umbringen — wenn der Leser sich das sagen lassen muß, so schleudert er das Buch dem Verfasser ins Gesicht und ruft: Wer gab Dir das Recht, mich so zu beschimpfen! Mich und die Mehrzahl meiner Mitmenschen! Oder — wäre es wirklich so arg?

Ich frage Euch, Leser, ist es wirklich so arg? Steht es wirklich so schlimm mit der modernen Ehe, daß sie, anstatt nach Gottes Absicht den Menschen zu vervollkommnen — ihn zu einem schändlichen Heuchler, zu einem niedrigen Thiere macht? Ist es so? Dann bitte ich auf den Knien dem Dichter Tolstoi das oben gesagte herbe Wort ab und beschwöre ihn, nächstens womöglich eine noch viel schärfere Peitsche zu schwingen über eine Brut, deren Abscheulichkeit ohne Grenzen ist. — Ich aber packe dann meine Siebensachen zusammen und wandere dahin, woher ich gekommen bin. Zwar auch bei den Bauern giebt es Scheusale, aber die sind — wie Tolstoi selbst zugiebt — Ausnahmen. Denn die Bauern sind zu herb eingespannt und zu hart gebettet, um so schlecht zu sein. „Die da," sagte mir einst ein alter Bauer, auf sein Weib deutend, „die ist mein guter Kamerad!" und hat mit diesem schlichten Worte eine ewige Wahrheit gesagt, wie sie in Tolstoi's welthassendem Werke nicht zu

finden ist, und eine Kritik geübt, die sich entweder die modernen Eheleute oder der Verfasser der „Kreutzer-Sonate“ hinter den Spiegel stecken können.

Indem ich nun etwas unwirsch abtreten will, zupft mich noch der Leser am Aermling: Er möchte doch gar zu gern wissen, warum dieses Buch die „Kreutzer-Sonate“ heißt! Nun — offen gestanden, das weiß ich selber nicht. Bei dem Titel des Buches fängt die Schrulle an, und bei dem Nachwort hört sie auf.

„Das vierte Gebot“ und seine Gegner.

Als Ludwig Anzengruber im Jahre 1877 sein Drama „Das vierte Gebot“ einem Wiener Theaterdirector eingereicht hatte, sagte der Director zum Dichter: „Sie verstehen das nicht, lieber Anzengruber. Bringen Sie mir ein Stück mit dem Titel: „Das sechste Gebot“, und wir erzielen volle Häuser. Für das vierte Gebot interessirt sich kein Mensch.“ Und lehnte das Werk ab.

Seitdem ist eine andere Zeit gekommen. Die Operettenwirthschaft hat das Theater, und das französische Sittendrama die deutsche Sittlichkeit an den Rand des Bankerotts gebracht. Man empfindet die Nothwendigkeit zur Umkehr und erinnert sich endlich wieder an die ernste sittigende Bedeutung des Theaters. Wohl giebt es immer noch Leute, die den Höhepunkt der dramatischen Kunst in der „Schönen Helena“ oder im „Böhm in Amerika“ erblicken; andere wollen nur Lustspiele haben, da das Leben ohnehin so ernst und traurig sei. Ich meine: das Leben war auch zur Zeit, als auf der Bühne die Tragödie vorherrschte, ernst und für Viele traurig,

aber man wußte, daß das Tragische in der Kunst mit dem Traurigen des Lebens versöhnt. Gewaltige Menschenschicksale mit Schuld und Sühne erschüttern uns, und wer erschüttert ist, der wird erlöst.

Zu einer solchen Zeit der Umkehr greift man nach einem Drama, das einst mit jenem frivolen Worte abgelehnt ward und dessen Verfasser mittlerweile ins Grab gestiegen — und siehe, es zündet. Es erregt die Gemüther in mehrfachem Sinne, es erglüht die Herzen der naiven Zuschauer und es erhitzt die Köpfe der Gegner.

Im „Vierten Gebot" stehen zwei Schicksale da. In dem einen wird durch ein braves, schlichtes Elternpaar das einen wohlgerathenen Sohn hat, der es bis zum geistlichen Stande bringt, gezeigt, daß die Befolgung des vierten Gebotes zum Segen werden kann. In dem anderen Schicksale, welches durch zwei liederliche Familien in sehr realistischer Weise zur Anschauung gebracht wird, sehen wir, daß es nicht unter allen Umständen gut ist, wenn Kinder ihren Eltern folgen, daß der Gehorsam gegen schlechte Eltern zum Fluche werden kann.

Gegen dieses Drama nun erhob sich ein förmlicher Kreuzzug seitens jener Partei, die Anzengruber durch seinen „Pfarrer von Kirchfeld" sich zum unversöhnlichen Feinde gemacht hat.

Hauptsächlich wurden von dieser Seite dem Volksdrama zwei Dinge zum Vorwurfe gemacht. Erstens: daß es zu craß die menschliche Verworfenheit aufzeige, und zweitens, daß es gegen das vierte Gebot Stellung nehme. — Zwei wuchtige Anklagen, wenn sie begründet wären!

Wie steht es mit dem ersten Punkt? Allerdings führt uns der Dichter erbarmungslos auch die tiefste Verkommenheit vor Augen. Und die Gegner geben es zu, daß diese Verkommen-

heit vorhanden ist, sagen aber, das Stück verunglimpfe und beschimpfe das Volk, indem es ihm seine Sünden vorhält. Ich frage: Wird in dieser Art das Volk nicht von jeder Kanzel „verunglimpft" vor und seit Pater Abraham a Sancta Clara? — Nicht alles was wahr ist, sagen sie ganz richtig, gehöre auf die Bühne, und wollen damit glauben machen, als ob unser Dichter „Alles was wahr ist" auf die Bühne brächte. Oh, da bekämen wir noch ganz andere Sachen zu sehen, als was uns im „Vierten Gebot" vor Augen gerückt wird. Anzengruber stellt nicht mehr und nicht weniger auf die Bühne, als was seit Shakespeare alle bedeutenden Realisten zur Anschauung bringen, wenn es die Kunst, die Idee, die Sache verlangt. Ob das geschmackvoll sei, fragt ein Eiferer mit gut gespielter Naivetät, wenn ein ehrlicher Bursche einer Prostituirten die Hand bietet? — Wie sagten nur gleich die Pharisäer, als Christus mit Sündern umging? — Ist es denn viel geschmackvoller, wenn der greise Lear von seinen Töchtern verstoßen wird, wenn Franz Moor seinen alten Vater in einem Hungerthurme verschmachten läßt? Warum tritt denn der geschmackvolle Mann gegen diese Schändlichkeiten nicht auf, sie gehen ja auch gegen das vierte Gebot!

Man solle den Schandfleck des Volkes nicht aufdecken, sagen sie, sondern dafür durch kirchliche, gesellschaftliche und staatliche Mittel Abhilfe schaffen. Was sind denn das für kluge Rathschläge? Das ist ein Curpfuscher, ein Charlatan, der vorgiebt, heilen zu können, ohne die Krankheit untersucht und kennen gelernt zu haben. Das Volk muß sich selbst helfen, sei es durch die Religion, sei es durch den Staat, sei des durch welch ein Mittel immer, und vor Allem muß es sich des Abgrundes bewußt werden, vor dem es steht.

Man behauptet, das Theaterpublicum sei so frivol, daß es die auf der Bühne dargestellte Verworfenheit bejuble, anstatt sich bekehren zu lassen. Wer aber ist es denn, der das Theaterpublicum so sehr verdorben hat? Das französische Schauspiel, welches die Sünde süß und begehrenswerth schilderte, das Laster beschönigte, den Ehebruch feierte, den Tugendhaften, von elenden Wichten Betrogenen mit Spott übergoß. Die Operette, welche das sechste Gebot mit Musik verhöhnte. Und wer hat solchen Bühnenstücken Protection und öffentlichen Beifall gespendet? Die Presse, und nicht zum geringsten jene Parteipresse, die heute gegen das „Vierte Gebot" wüthet. Eine dieser Stimmen nahm unbegreiflicherweise entschieden Partei für die französische Ehebruchskomödie gegenüber von Anzengruber's streng moralischer Schuldtragödie. Diese Leute goutiren ja schließlich alles. Doch wenn irgendwo im weltlichen Kunstwerk ein Priester ins Spiel kommt, und wäre es auch in bester Absicht, wenn irgendwo eine Moral verkündet wird, für deren Verkündigung sie allein das Privilegium zu haben glauben, dann gerathen sie aus Rand und Band und lassen an dem betreffenden Dichter kein gutes Haar. Alle Gebote Gottes kannst Du übertreten, sie verzeihen es, alle Todsünden kannst Du begehen, sie verzeihen es; nur das Eine verzeihen sie nicht, nämlich wenn Du laut sagst, daß auch der Priester ein Mensch sei. Anzengruber hat das im „Pfarrer von Kirchfeld" gesagt. Also Feindschaft übers Grab hinaus.

Einer der journalistischen Kampfhähne jener Partei fand es geradezu lächerlich, von einem Theaterstücke wirksame Heilung moralischer Schäden zu erhoffen. Und mit dieser pessimistischen Meinung, daß eine künstlerisch concentrirte sinnfällige Gestaltung auf das Volk nicht wirke, besteigt man die Kanzel,

um mit dem bloßen abstracten Worte zu wirken? Ich gebe ja zu, daß das Wort Gottes als solches eine besondere Kraft habe, aber nicht immer wird auf der Kanzel das Wort Gottes gepredigt, oft, sehr oft auch etwas anderes, das nicht weniger weltlich ist, als ein Theaterstück. Warum thut man's denn, wenn man glaubt, daß an dem Volke Hopfen und Malz verloren ist? Und wenn das nicht verloren ist, warum sollte nicht auch von den Brettern, die die Welt bedeuten, herab ein gutes Wort einen guten Ort finden? Daß das Theater verderben kann, haben wir leider gesehen, daß es erschüttern, erheben, bessern kann, ist eine zu allgemein anerkannte Thatsache, um darüber noch ein Wort zu verschwenden. Freilich, wenn die Bühne nur in losem leichtfertigen Spiele zu tändeln beliebt, wenn sie dem schweren Ernste des Lebens aus dem Wege geht und dem Volke immer nur heuchelt und schmeichelt, dann kann sie keine moralischen Schäden heilen. Der Eine malt nur Licht, der Andere nur Schatten, was soll bei diesen Unnatürlichkeiten herauskommen?

Ich bin für die Vertuschungstheorie nie und nimmer. So wie das Gute, wenn es gethan wird, zu öffentlichen Ehren kommen soll, um als leuchtendes Beispiel dienen zu können, ebenso muß das Schlechte öffentlich gebrandmarkt werden. Durch das Verschweigen und Verhüllen schafft man weder Elend noch Laster aus der Welt; es macht die Menschen nur sorglos zutäppisch. Das ist das Klügste an einem Fischer, daß er die Angel mit einem Köder verdeckt — so machts der Teufel; und das ist das Dümmste an dem Vogel Strauß, daß er seinen Kopf in den Sand steckt, um den nahenden Feind nicht zu sehen — so macht's der Mensch, welcher meint, es gäbe keinen Jammer, wenn er vor ihm Aug' und Ohr verschließt.

Ich meine, daß das moralisch Schlechte gar nicht craß genug gezeichnet werden kann, um den richtigen Abscheu davor einzuflößen. Wenn nur auch gezeigt wird, wie furchtbar die Schuld sich rächt, und wenn als Gegengewicht nur auch das Versöhnende, Erhebende nicht fehlt.

Ich selbst bin ein unversöhnlicher Gegner jenes modernen „Naturalismus", der nur das Abscheuliche aufzeigt und sich brüstet: Das ist die Wahrheit! Es ist auch Wahrheit, aber nicht die ganze. Den Dünger beschreiben und die Blume verschweigen, ist das die naturwahre Schilderung eines Gartens? Nein, das ist eine halbe Lüge. — Das „Vierte Gebot" gehört nicht zu dieser naturalistischen Schule. Wohl ist es geschrieben, um den verderblichen Einfluß schlechter Eltern auf ihre Kinder zu zeigen, aber der verdorbenen Gesellschaft gegenübergestellt ist eine brave, mit aller Wärme gezeichnete Familie, in deren Mittelpunkt der junge, kindlich gute Priester steht. Gerade diese Gruppe, die Gärtnerfamilie, haben die Gegner des Stückes am meisten verlästert, als wären diese Gärtnerleute wie bornirt hingestellt. Ist es denn in den Augen der wunderlichen Gegner bornirt, wenn ein armes Ehepaar fleißig arbeitet, die Kinder zum Lernen anhält, mit aller Liebe und Sorge für sie lebt, sich selbst Entbehrungen auferlegt, um den Sohn zum Geistlichen studiren zu lassen? Trotz einiger naiv komischer Worte, welche die Gärtnerleute gelegentlich sagen, werden dieselben an Klugheit sich noch messen können mit denen, die dieses Volksstück öffentlich so ungerechtfertigt und tölpisch angegriffen und somit dafür so große Reclame gemacht haben.

Abgesehen von dem Lichtpunkte, den der Dichter in der braven Gärtnerfamilie aufsetzt, läßt er es auch in den Seelen der Schuldigen nicht ganz finster. Die gewissenlosen Eltern

sehen zum Schlusse ihre Schuld ein. Eine alte Großmutter ist da, voller Güte, Sorge und Liebe zu den versinkenden Enkelkindern, welcher aber der Einfluß auf diese entzogen ist, und die in der letzten Lebensstunde des unglücklichen Enkels nochmals wie ein versöhnender Engel vor ihm erscheint. Und der arme Mensch, der durch den Einfluß seiner Eltern bis zum Hochgerichte gekommen ist, tröstet unter demselben seine zusammenbrechende Großmutter mit rührenden Worten eines nicht verlorenen Herzens. Wenn der Weg des Dramas durch Laster und Verbrechen uns allerdings schaudern gemacht, wenn die Wucht menschlicher Schlechtigkeit uns niedergedrückt hat bis zum Verzagen — diese Kerkerscene zwischen dem unseliger Verbrecher und seiner Großmutter richtet uns wieder auf, versöhnt uns. Der Dichter, welcher sonst voll Zorn oder Spott warnend in den Abgrund gezeigt, hier hebt er das Antlitz und weist gegen Himmel.

Dieses Trauerspiel „Das vierte Gebot“ zeigt wieder einmal, wie heiß ein Dichter sein Volk lieben kann. „So seid ihr!“ das ist hier sein gewaltiger Ruf des Zornes. „Dahin kommt ihr, wenn ihr nicht umkehret!“ das ist der Angstschrei seines blutenden Herzens. — Daß ein solcher Mann von jenen, die ihr Volk „auch“ lieben, mit Hohn und Geifer überschüttet wird, ist zwar unbegreiflich, ist aber der Lauf der Welt.

Ihr Feldgeschrei Numero zwei ist: das vierte Gebot Gottes will er stürzen!

Im Stücke kommt eine Scene vor, in welcher die Eltern einer zu verkuppelnden aber störrischen Tochter, den zufällig anwesenden jungen Priester, den Gärtnersohn, ersuchen: „Bitte, klären Sie unsere Tochter auf über die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern!“ und der Priester, in Unkenntniß der

Verhältnisse, sagt naiv und an und für sich richtig zum Mädchen: Den Eltern gehorchen!

Die Ehe fällt unglücklich aus. Der Sohn der anderen unmoralischen Familie, der durch das Beispiel seiner Eltern zugrunde geht, läßt seine Vergangenheit noch einmal in Erinnerung an ihm vorüberziehen in seiner letzten Lebensstunde und ruft dann dem ihn besuchenden Jugendfreunde, dem jungen Priester zu: „Wenn Du in der Schule den Kindern lehrst: Ehret Vater und Mutter! so sag's auch von der Kanzel den Eltern, daß sie darnach sein sollen!" — Dieser Scene wegen legen die Gegner das Stück so aus, als wollte der Dichter sagen: Höret nicht auf den Priester, wenn er lehrt, Du sollst Vater und Mutter ehren! — Ist diese Unterstellung redlich?

Während der ersten Aufführung des „Vierten Gebotes" in Graz hörte ich hinter mir im Parterre folgendes Zwiegespräch:

A. Das ist ein ganz schlechtes Stück. Es sollte verboten werden.

B. Es ist ein grandioses Stück.

A. Allerdings grandios, wenn den Kindern gepredigt wird: Ihr sollt eueren Eltern nicht folgen.

B. Wo wird das gepredigt?

A. Oder nur bedingungsweise folgen, bloß wenn die Eltern brav sind. Nein, die Kinder müssen ihren Eltern unter jeder Bedingung gehorchen!

B. Auch wenn die Mutter eine leichtsinnige Person ist und zu ihrer Tochter sagt: Thu' mir's nach! Und wenn der Vater ein Trunkenbold, ein Angeber, ein Tagedieb ist und seinem Sohne befiehlt: Komm' mit mir! — Auch dann?

A. Also soll das Kind seine Eltern prüfen, ob sie etwas taugen oder nicht, und erst darnach seinen Gehorsam und seine Verehrung einrichten?

B. Soviel ich weiß, macht es selbst die Kirche den Kindern nur bedingungsweise zur Pflicht, den Eltern zu gehorchen.

A. Wieso?

B. Die Kirche lehrt: Gehorchet den Eltern in Allem, was nicht wider Gottes Gebot ist.

A. Ein Ehezwang, wie er in diesem Stücke vorkommt, ist freilich wider Gottes Gebot, weil er naturwidrig ist.

B. Folglich hätte in dem Stücke das Kind recht, seinen Eltern nicht zu gehorchen. Folglich hat auch der Dichter recht, weil er durch sein Stück ja nichts anderes sagt, als was die Kirche lehrt. Und folglich geben Sie der Kirche Unrecht, wenn Sie dem Dichter Unrecht geben.

A. Die Kirche hat immer recht.

B. Und der Dichter immer unrecht. Und beide sagen dasselbe. Es ist doch seltsam!

A. Genug davon. Ich frage nur, wie können kleine unvernünftige Kinder fähig und berechtigt sein, ihre Eltern zu prüfen?

B. Wie das die Kirche sich denkt, weiß ich nicht. Unser Dichter hat es hier im Stücke nicht mit kleinen Kindern zu thun, sondern mit Erwachsenen, die zum freien Gebrauche der Vernunft gekommen sind und schon wissen, was gut oder böse ist.

A. Der Dichter aber nimmt einen besonderen Fall.

B. Gesetzt den Fall, ein Kirchenräuber sagte zu seinem Sohne: Komm', du mußt mir in der heutigen Nacht einbrechen helfen! Soll der Sohn seinem Vater gehorchen oder nicht?

A. Sie treiben alles auf die Spitze.

B. Das muß auch der Dichter thun. Und Anzengruber ist unbarmherzig, er zieht aus einer Sache immer die

äußersten Folgerungen und zeigt sie auf, damit wir uns in diesem Irrgarten des Lebens möglichst klar werden sollen. Anzengruber sagt in seinem Drama nicht, daß Kinder ihren Eltern nicht gehorchen sollen, er sagt nur, daß die Eltern des Gehorsams würdig sein müssen. Er rüttelt nicht an dem vierten Gebote Gottes, sondern sucht es vielmehr zu befestigen, indem er ausruft: Eltern, seid darnach, daß die Erfüllung des Gebotes möglich wird. Und ist das nicht in Ordnung? Der Dichter ermahnt den Priester zu etwas, wozu der Priester sich ja selbst verpflichtet fühlen muß. Da kann man nicht sagen: Dichter, das ist schlecht von dir, sondern höchstens: Dichter, das ist überflüssig, weil ja nicht bloß in der Schule den Kindern die Pflicht gegen ihre Eltern, sondern auch in der Kirche die Pflicht der Eltern gegen ihre Kinder häufig genug gepredigt wird.

A. Was nützt das Predigen in der Kirche, wenn die Eltern nicht hineingehen! die Kinder werden zur Schule gezwungen, die Eltern zur Kirche nicht.

B. Sie denken an Kirchenzwang. Nicht übel. Aber wer kann zwingen? Nur der Staat, und ich fürchte, wenn der Staat den Kirchenbesuch obligatorisch macht, wie den Schulbesuch, daß er dann auch den Priester wird anstellen wollen, wie er den Schullehrer anstellt. Daß er am Ende nur nicht etwa gar die Predigten wird censuriren wollen, wie er die Theater censurirt? — Wenn es aber keinen Kirchenzwang giebt, wenn die Leute ihre Belehrung sich nicht in der Kirche holen wollen, so ist es ja doch gut, wenn es auch noch andere Orte giebt, wo sie Belehrung finden können. Was der Priester auf der Kanzel lehrt, das wird er wohl auch dem Dichter erlauben, auf der Bühne zu lehren.

A. Für Sittenlehre und Erbauung ist die Kirche da.

B. Also ist es unangenehm, wenn außerhalb derselben der Poet durch sein Kunstwerk predigt: Eltern, gebt eueren Kindern ein gutes Beispiel! — Oder: Lebt ihr in Unzucht, so geht ihr zugrunde! — Oder: Verzeihet eueren Feinden! — Man sagt dem Weltlichen, er solle sich nicht in dogmatische Sachen mischen; soll er denn auch kein Sittenlehrer mehr sein dürfen?

A. Es ist nicht Sache des Kunstwerkes, zu moralisiren.

B. Das gehört auf ein anderes Blatt. Uebrigens sagten Sie letzthin, daß ein Kunstwerk auch moralisch sein müsse. Hier haben Sie ein solches. Es giebt — wie Sie selber zugeben — Leute, die in keine Predigt gehen wollen, solchen soll der freie Eintritt offen sein ins „Vierte Gebot". Es würde mancher zu sich kommen und sich fragen: Wohin geht's mit meiner Familie? Welches Beispiel gebe ich meinen Kindern? — Und mancher würde sagen: Ja, der Pfarrer hat recht, wenn er den Eltern strenge Gottesfurcht und Zucht einschärft; hier sieht man, wohin es kommen kann, wenn's an den Eltern fehlt.

A. Aber bedenken Sie, welche Lehre sich die Kinder nehmen, die in dieses Stück gehen!

B. Verehrtester! Warum soll gerade Anzengruber Kinderstücke schreiben? Er schreibt, wie jeder Dramatiker, für Erwachsene, und diesmal besonders für Eltern.

A. Das führt aber viel weiter, als Sie in Ihrer löblichen Harmlosigkeit annehmen. Wenn man schlechten Eltern nicht zu gehorchen braucht, wird man dieselbe Freizügigkeit nicht auch anderen Autoritäten gegenüber geltend machen wollen?

B. Ein zwingender Grund für dieselben, ihrer ehrwürdigen Stellung gemäß zu leben.

A. Nun stehen wir dort, wo ich behaupten kann, das „Vierte Gebot" hat eine socialdemokratische Tendenz.

B. Wieso das? Oder doch vielleicht im Sinne Christi, der sich erkühnt hat, nicht bloß den Untergebenen, sondern auch den Vorgesetzten ihre Pflichten strenge an das Herz zu legen.

A. Pah, das wissen wir schon lange, daß die Vorgesetzten auch ihre Pflichten haben, daß es gute und schlechte Eltern giebt, daß die Schuld sich rächt. Alte Geschichten, die wir kennen, dazu brauchen wir den Herrn Anzengruber nicht.

B. Also weil er alte Geschichten auftischt, die Sie kennen und selbst aussprechen, deshalb beschuldigen Sie ihn der Irrlehre, der Socialdemokratie?

Am Ende, sagte A. plötzlich, am Ende ist Anzengruber ein Jude!

Das wird das Richtige sein! versetzte B. lustig. O, ihr Helden!

In diesem Augenblicke erhob sich der Zwischenvorhang.

Ich dachte meinem verewigten Freunde nach: Anzengruber, was sie doch alles aus dir machen möchten! Keiner hat die Liebe des Kindes zur Mutter schöner verherrlicht als du, z. B. im „Pfarrer von Kirchfeld," im „Heimg'funden" und in manch anderem deiner Werke. Und wie rührend innig war dein persönliches Verhältniß zu deiner eigenen Mutter! Den Vater früh verloren. Auf deinem armen Wanderleben als kleiner Schauspieler führtest du deine alte Mutter mit dir, und als du berühmt geworden warst, mit welch froher Sorgfalt richtetest du ihr Leben freundlich ein und hingest an ihr mit einer Herzglut, wie du sie später keinem Menschen mehr so zugewendet hast. Und du solltest das vierte Gebot gefährden wollen? — Risum teneatis!

Ich bin überzeugt, daß Jeder, der Anzengruber's „Viertes Gebot“ ohne Vorurtheil prüft, die tiefe und strenge Sittlichkeit desselben erkennen wird und muß.

Für den gewöhnlichen Zuschauer, meinen die Gegner, sei die schlechte Tendenz des „Vierten Gebotes“ freilich nicht zu bemerken. Diese Tendenz für einen Augenblick zugegeben. Dann war's ja aber thöricht, die Leute darauf aufmerksam zu machen! Erst das Feldgeschrei der Gegner hat die Häuser gefüllt, und als in Wien von den Kanzeln gegen dieses Stück gepredigt wurde, mußte an der Theatercasse die Wachmannschaft verstärkt werden, um im Gedränge Unglück zu verhüten. Die Kinder des Dichters mögen sich bedanken bei den Feinden ihres Vaters, daß sie ihnen so gute Tantièmen vermittelt haben.

Und auch wir bedanken uns für eine solche Behandlung eines unserer größten vaterländischen Dichter. Wir werden sie uns merken.

Ich bin herausgefordert worden zu diesem Aufsatze, ich fühlte mich verpflichtet, nicht bloß für den verewigten Freund einzutreten, sondern auch für die Volksdichtung, die neuerdings in Anzengruber ihren höchsten Ausdruck gefunden hat. Vielleicht sind ja auch bei dem „Vierten Gebot“ im Nebensächlichen manche Bedenken gerechtfertigt; vielleicht wünschten wir besonders einen anderen Titel. Warum sollte sein Bedenken nicht Jeder offen aussprechen? Sogar parteiische Einseitigkeit im Urtheile läßt man sich heutzutage gefallen; aber ein ehrliches und klares Werk so gründlich zu verkennen, oder so bösartig zu mißdeuten, wie es hier geschehen, das ist denn doch eine Art, die man aufs tiefste bedauern oder aufs schärfste verurtheilen muß.

Drei Monate unter Fabriksarbeitern.

Der Theologe Paul Göhre wollte doch einmal wissen, wie es mit den Arbeitern und ihrer Bewegung steht, von der jetzt so viel gesprochen und geschrieben wird, die alle Welt in Bangen versetzt und von der man eine Revolution fürchtet so blutig und vandalisch, wie noch keine gewesen auf Erden. Daß man aus Gerüchten und Zeitungen das Richtige nicht erfahren könne, wußte Paul Göhre wohl, er wollte aber die lautere Wahrheit sehen in dieser so wichtigen Sache, in der sonst jeder seine Weisheit leuchten lassen will, ohne sich einem gründlichen, praktischen Studium derselben zu unterziehen. Die Arbeiter, ihr Leben und Streben kennen lernen, ist für einen Außenstehenden freilich schwer, ja eigentlich unmöglich, und deshalb hat Paul Göhre nichts Geringeres gethan, als hinzugehen in die große Fabriksstadt Chemnitz, sich in einer Maschinenfabrik als gewöhnlichen Arbeiter aufnehmen zu lassen und unerkannt unter den Arbeitern eine längere Zeit zu leben, mit ihnen Freud und Leid zu theilen und so in das Thatsächliche dieser Kreise einzudringen.

Drei Monate lang ist der junge, gebildete, von Haus aus an besseres Leben gewöhnte Mann Fabriksarbeiter gewesen und es ist ihm gelungen, die Leute, ihre materiellen und sittlichen Zustände, sowie die socialistische Bewegung, die — wir sagen es gleich — eine sehr tiefgehende ist, kennen zu lernen. Und hierauf hat der wackere Forscher in seinem Werke: „Drei Monate Fabriksarbeiter und Handwerker“ (Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow, 1891) ein Bild entworfen, welches nach meiner Meinung an Wesenheit zu dem Besten gehört, was heute über die socialen Zustände des deutschen

Volkes geschrieben wird. Vor Allem ist es die strengste Gewissenhaftigkeit und Objectivität, das Wohlwollen, aber auch der warnende Freimuth nach allen Seiten hin, was das Buch so werthvoll macht. Die Arbeiterwelt liegt der sogenannten gebildeten Gesellschaft ferne wie ein Land auf dem antarktischen Continente. Lauter falsche, verschrobene, entstellte, parteiisch gefärbte Vorstellungen, stets übertrieben, entweder nach der guten oder nach der schlechten Seite hin. Verdienstlicher als Forschungen in Centralafrika dünken mich deshalb gewissenhafte Entdeckungsreisen in unserer Arbeiterwelt zu sein. Mir sind die Zustände der Fabriksarbeiter auch bisher nicht ganz fremd gewesen, für viele werden aber die Mittheilungen Göhre's wie eine Offenbarung wirken.

Der Verfasser spricht zuerst von der materiellen Lage seiner Arbeitsgenossen, dann von der Arbeit in der Fabrik, von der Agitation der Socialdemokratie, von der socialen und politischen Gesinnung seiner Arbeitsgenossen, von ihrer Bildung und ihren Ansichten über Religion und Christenthum und endlich von ihren sittlichen Zuständen.

Das Bild von der materiellen Lage und von den sittlichen Zuständen der Arbeiter stellt manches sehr Schlimme dar, ist im Ganzen aber nicht so trostlos, als man — einseitig unterrichtet — etwa meinen könnte. Es giebt in der Arbeiterwelt gute und verdorbene Menschen wie überall; die Leute haben Rechtsgefühl, Gemüth und Humor und ein großes Bedürfniß nach Bildung und gesellschaftlicher Anerkennung. Abhanden gekommen aber ist ihnen Familiensinn, Sparsamkeit und Religion.

Einige Züge aus dem Arbeiterleben seien nach Göhre in dem Folgenden mitgetheilt; dieselben beziehen sich vor Allem auf die Fabrik in Chemnitz, in welcher der Verfasser

arbeitete, mögen aber mehr oder weniger auch anderswo zutreffen.

Der Durchschnittsverdienst des Fabriksarbeiters beträgt im Monate günstigenfalls 80 Mark, Lohn für die Stunde 30 Pfennige. Am Sonntag halten die Arbeiter etwas auf feinen, städtischen Anzug, so daß sie oft nur die schwielige Hand und der Mangel des Zwickers vom Stadtherrn unterscheidet. Die Familienwohnungen sind enge, aber zumeist reinlich und nicht ohne Comfort und Schmuck; die meisten Familien haben einen Nebenverdienst an Kost- und Bettgeher. Das ist andererseits aber ein Krebsschaden der Familie. Durchschnittsnahrung: Wurst, Gemüse, Fett, Milch, Fleisch, Käse, Brot, Eier, Kaffee, Bier. — An der Arbeit findet der Arbeiter, soferne er nur eine stets einförmige mechanische Verrichtung hat, keine Befriedigung, er macht sie seelenlos, freudlos ab, ohne Ehrgeiz, ohne Liebe zur Sache. Ausnahmen davon giebt es in jenen höheren Arbeitszweigen, bei denen das Denken und eine besondere Geschicklichkeit nöthig ist. Das furchtbarste Los aber ist — auch wenn der Hunger noch nicht droht — unfreiwillige Arbeitslosigkeit. Gegen den Arbeitsgeber ist weder Anhänglichkeit noch Haß vorhanden, sondern völlige Gleichgiltigkeit, wohl auch Mißtrauen. Im Ganzen ist jeder Arbeiter — ob bewußt oder instinctiv — durchdrungen von dem Gefühle des bestehenden feindlichen Gegensatzes zwischen Arbeiter und Arbeitgeber. Doch ist das Zusammenhalten der Arbeiter mehr ein theoretisches als praktisches. Sie bleiben sich, selbst wenn sie schon längere Zeit Genossen sind, gegenseitig mehr oder weniger fremd, doch necken sie einander gelegentlich gern selbst während der Arbeit auf harmlose Weise. Anständige Kameraden achtet man, Gesinnungsgegner feindet man wohl

bisweilen an, läßt sie jedoch im Uebrigen ihrer Wege gehen. Neulingen in der Fabrik, schwächlichen oder kränklichen Genossen, steht man, ohne viele Worte zu machen, gerne bei. Das, was man unter Schamhaftigkeit und Keuschheit versteht, ist in den Arbeiterkreisen kaum mehr vorhanden; dieser Mangel rächt sich wieder an den zumeist glücklosen Ehen, an der Verwahrlosung und dem frühzeitigen moralischen Untergange der Kinder. Das Mein und Dein wird wohl unter Kameraden respectirt, nicht immer aber gegenüber dem Gute des Arbeitsgebers.

Fast ganz einig sind die Arbeiter in ihrer socialistischen Gesinnung. Vereine, Zeitungen, Flugschriften, Versammlungen, Reden besorgen fortwährend die Agitationen, durch welche der socialistische Geist immer mehr in die Massen getragen und dort befestigt wird. Göhre ist indes überzeugt von den gänzlich unblutigen Absichten der heutigen Arbeiterbewegung. Den äußersten idealen Zielen des Systems, dem communistischen Staate unter Gleichtheilung aller Güter wissen die wenigsten Arbeiter Beifall. Denn die Mehrzahl der Arbeiter besteht eben auch aus denkenden Köpfen. Aber ein menschenwürdiges Dasein wollen sie haben; mehr noch als Lohnerhöhung wünschen sie Verkürzung der Arbeitsfrist, um Zeit zu gewinnen zur geistigen Ausbildung. Sie wollen nicht ausgeschlossen sein von dem modernen Geistesleben; was andere Stände freiwillig lernen und wissen, das wollen sie auch lernen und wissen. Das sind doch gewiß gerechtfertigte Ansprüche. Wenn freilich ein Theil der Arbeiter seinen erhöhten Lohn und seine freie Zeit benutzt, um zu trinken und ein liederliches Leben zu führen, so schadet das dem Ansehen und dem Erfolge der Bewegung, nichtsdestoweniger bleibt diese in ihren angedeuteten Grenzen gerechtfertigt und löblich.

Für die staatliche Zusammengehörigkeit ist noch viel Sinn vorhanden, für die Nationalität wenig, für den Antisemitismus gar keiner. Den Kaiser Wilhelm II. achten sie, den verstorbenen Kaiser Friedrich III. beten sie an, den Bismarck hassen sie alle ohne Unterschied bis aufs Blut. — Am meisten gelitten hat durch die socialdemokratische Agitation bei den Arbeitern die alte Weltanschauung und die religiöse Ueberzeugung. Das Christenthum ist in der deutschen socialistischen Arbeiterwelt soviel als ausgerottet. Eine große Literatur, von Halbgebildeten für Halbgebildete geschrieben, hat den Arbeitern die moderne Naturwissenschaft und ihre Philosophen Häckel, Büchner, Hartmann u. s. w. in ihrer Art übermittelt; der Arbeiter hat sich daraus eine radical materialistische Weltanschauung gebildet: es giebt keinen Gott, kein unsterbliches Leben, kein geheiligtes Sittengesetz, alles nur vernunftloses, starres Naturgesetz; jeder Mensch solle sich's auf Erden so gut sein lassen als möglich, denn mit dem Tode ist alles aus. Die Religion, die Kirche ist nur da, um das Volk im Zaum zu halten und dem Reichen diese Welt zum Himmel zu machen. Die Reichen und Gebildeten und die „Pfaffen" glauben selber nichts, wollen aber den Armen einen Glauben aufzwingen, damit diese sich geduldig knechten lassen. — Das ist die Meinung der socialdemokratischen Arbeiter aller Culturländer von heute; das läßt sich nicht mehr leugnen. Die Kirche hat es nicht verstanden, der mit einer modernen Naturwissenschaft hereinbrechenden Glaubenslosigkeit zu steuern — es wäre aber möglich gewesen. Die Kirche hält trotzig fest an ihren alten Formen, scholastischen Dogmen, kalten Theorien, nicht einen Schritt kommt sie der neuen Zeit entgegen. Welch ein Religionsunterricht in den Schulen? frägt mit mir auch Göhre. Altes Testament und Katechismus, seelenloses

Auswendiglernen unverstandener, nichtgefühlter, daher für thöricht gehaltener Dinge. Lauter Aeußerlichkeiten, Heiligthümer des kirchlichen Cultus. Wie wenig aber von der großen göttlichen Persönlichkeit Jesus Christus, von seinem Worte und Evangelium, von seinem Geiste! — Ich habe schon früher Klage geführt über das Sichvordrängen des Katechismus auf Kosten des Evangeliums in den Schulen; bin dafür von der Geistlichkeit fast gesteinigt worden. Nun führt der Theologe Paul Göhre dieselbe Klage sowohl gegen die katholische, als auch gegen die evangelische Kirche und macht die schlechte Art des Religionsunterrichtes mit verantwortlich, daß der ganze socialdemokratische Arbeiterstand vom Christenthume abgestanden und dem Atheismus verfallen ist. Das Einzige, so setzt Göhre bei, ist den Arbeitern allen noch geblieben: die Achtung und Ehrfurcht vor Jesus Christus. Zwar sehen sie in ihm nur einen Menschen, aber einen, dem an Größe und Liebe zu den Mitmenschen keiner gleichkommt, der dem Menschengeschlechte helfen wollte und sich für dasselbe aufgeopfert hat. In dieser Ansicht, in diesem Gefühle sind sie alle einig. Und in sehr vielen Arbeitern ist auch noch eine große Sehnsucht vorhanden: zu glauben, eine heiße Sehnsucht nach der Fähigkeit, Gott und Unsterblichkeit hoffen zu können. — Wäre das nicht ein Grund, auf dem sich bauen ließe?

Ich sage das Eine und bin davon vollkommen überzeugt: Wenn die Kirchen in ihren starren Oppositionen verharren, wenn sie bei der Religion die Form dem Inhalte vorziehen, wenn sie auf die äußeren Gnadenmittel mehr Gewicht legen als auf die innerliche Sittlichkeit, wenn sie mit ihrem Religionsunterrichte mehr den Kopf als das Herz beschäftigen, dann ist ihre Sache verloren und das Volk wirft mit dem Glauben an die Kirche auch den Glauben an Gott

von sich. Mögen sich die Kirchen immer berufen auf ihre geschichtliche Unzerstörbarkeit, sie werden sich täuschen; so wie heute, war es noch nie. Einst hatte die Kirche Feinde, heute hat sie nur mehr Gleichgiltige, ruhig oder spottend gehen die Massen vorüber an einer Institution, die der Gegenwart so ganz verständnislos und rathlos gegenüber steht. Wenn den christlichen Glauben noch etwas retten kann, so ist es nicht der dogmatisirende Katechismus, sondern das lebendige Evangelium. Das Evangelium darf aber nicht etwa wieder als Lern- und Memorirstoff schulmäßig wie ein Katechismus gelehrt werden — das geschieht ja theilweise — sondern es muß als persönliche Lebenswahrheit, als lebendiges, herzdurchdringendes Vorbild dargestellt werden. Wahrlich, es ist nicht schwer, durch Vernunftgründe der Wissenschaft dem Katechismus der Kirche den Todesstoß zu versetzen; dem lebendigen Evangelium Jesu aber kann nichts bei. Das Evangelium Jesu nimmt alle Welt und Lebensformen in sich auf und findet sich mit ihnen ab; der Reiche wie der Arbeiter kann in ihm seine Rettung finden, und der Glaube, den das Evangelium verlangt, wird sich mit der Naturwissenschaft recht wohl vertragen. Ich rede hier von der exacten Naturwissenschaft, nicht von den Philosophen und Auslegern derselben, welche eben auch nichts anderes als Pfaffen sind in ihrer Art. — Und wenn alle Kirchen fallen: der Glaube an den Heiland muß dem Menschengeschlechte gerettet werden; Jesus ist die einzige geschichtliche Person, welche vermitteln kann, denn in deren Verehrung sind alle gesitteten Völker und Parteien einig.

Wenn die Arbeiterschaft sich thatsächlich mehr an den „großen Socialdemokraten" Jesus Christus halten wollte, so würde ihr das für ihre Parteizwecke gar nicht schaden.

Die Religion des ledigen und thierischen Eigennutzes, wie der Materialismus sie giebt, mag für Krieg und Revolution gut sein, für ein geordnetes Leben läßt sich damit nicht auskommen, und wenn die Arbeiter eine Culturrolle in der menschlichen Gesellschaft spielen wollen, so müssen sie sich nach einem besseren, sittlichen Halt umsehen, als es ihr Evangelium des rohen zersetzenden Materialismus ist. Heute ist man geneigt, den religionslosen Pöbel und die Socialdemokraten für eins zu erklären. An den Arbeitern ist es, zu zeigen, welch ein Unterschied doch zwischen beiden besteht. Gelingt es, in der Gesellschaft das Mißtrauen und die Furcht vor dem Arbeiter zu zerstreuen, dann ist es gewonnen. Doch an den Arbeitern allein liegt es nicht! Wer die Lage kennt, der muß nachdrücklich verlangen, daß der Staat, die Kirche, das Bürgerthum dem Arbeiterstande entgegenkomme. Vor Allem muß ihm bessere Gelegenheit gegeben werden zu seiner geistigen Ausbildung auf normalem Wege, zur Bildung seines Gemüthes. Heute stillt der Arbeiter seinen Wissensdurst größtentheils an den Schriften von Demagogen und Phantasten: vom Staate ist er völlig verlassen. Der Arbeiter will nicht immer nur Lohnerhöhung und Theilnahme am Gewinne, die Einsichtsvolleren darunter begehren vor Allem Achtung und Anerkennung. Der Arbeiter will nicht als willen- und gedankenloses Werkzeug, als Maschine behandelt werden, sondern als kraftvoll und originell mitwirkender Mensch. Er will eine größere geistige Freiheit haben und Mitdenker sein über die höchsten und tiefsten Probleme der Menschenseele. — Paul Göhre glaubt nicht an einen mit Gewalt drohendem Charakter der Arbeiterbewegung, aber für möglich hält er eine allgemeine wilde Empörung für den Fall, als anders für den Arbeiter nichts zu erreichen wäre.

Die Arbeiterbewegung gährt in allen civilisirten Staaten und hemmt die volkswirthschaftliche Entwickelung. Jeder dieser Staaten ahnt, den größten und drohendsten Feind innerhalb seiner Grenzen zu haben. Warum dann die ungeheueren Kriegsrüstungen nach außen hin? Oder soll das nur eine Heeresbereitschaft gegen die Revolution bedeuten? Klüger und weniger kostspielig als solche Rüstungen dünkte es mir, dem Arbeiterstande in aller Weise zur Verwirklichung seiner gerechten Wünsche behilflich zu sein. Zur Klärung und Annäherung dürfte das Werk: „Drei Monate Fabriksarbeiter und Handwerker" viel beitragen. Bisher ist in den oberen Ständen das warme Verständniß und Interesse für das Schicksal des vierten Standes noch zu gering; man wird in naher Zukunft andere politische und sociale Fragen ein wenig zurückdrängen müssen, um einer neuen, überaus bedeutsamen, weltbewegenden Frage, der Arbeiterfrage, gerecht zu werden.

Ein Briefwechsel mit dem Olympier.

Lieber Wolfgang!

Armer Schlucker! Altes Kind! Was warest Du stolz auf Dich und Deine Zeit! Was habt Ihr gesagt und gesungen von der bekannten „Höhe der Cultur", auf welcher jede Zeit und jedes Volk zu stehen glaubt! Armer Schlucker, Ihr seid ja lahm und blind und stumm und taub gewesen. Oder nicht? Habt Ihr es verstanden, durch ein bißchen Wasserdampf die schwersten Lasten zu bewegen, Personen in wenigen Stunden durch ganze weite Länder zu führen? Habt Ihr die Macht besessen, einen Gedanken, eine Nachricht im Augenblicke dem

ganzen Erdkreis mitzutheilen? Habt Ihr die Kunst versucht, Menschen, Landschaften und Situationen naturgetreu in ein Bild zu fixiren, so daß Ihr noch immer die Person, nicht vom Künstler, sondern vom Lichte selbst gemalt, vor Euch stehen sehen konntet, die schon lange im Grabe ruhte? Habt Ihr der zarten menschlichen Stimme die Gewalt gegeben, daß sie zu hören war von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, so daß Du, behaglich in Deiner Stube zu Weimar sitzend, plaudern konntest mit Freund Schiller in Jena? Oder endlich habt Ihr es zu Wege gebracht, die leibhaftige Stimme eines geliebten Menschen, den Gesang einer wunderbaren Kehle abzufangen und aufzubewahren von einer Epoche zur anderen? Ich habe eben den Fürsten Bismark persönlich sprechen gehört. Aber Bismark hat nicht hier und nicht heute, sondern vor längerer Zeit in Berlin gesprochen. Wolfgang, wie wäre das herrlich, wenn Du uns vom Phonographen heraus heute noch persönlich das Liedchen declamiren wolltest: Ueber allen Wipfeln ist Ruh'! — Aber Ihr waret ja Alle Stümper zu Euerer Zeit, und habt nicht den Schatten einer Ahnung gehabt von so großartigen Erfindungen. Eingesponnen lebtet Ihr in Euerem engen Bereich, armselig war Euer Verhältniß zu dem Raum, der Gegenwart, der Zukunft. — Kannst Du Dich auf ein paar Tage ledig machen im Olymp, so besuche uns und sieh' Dir die Dinge einmal an, die wir erfunden haben. Weimar ist nichts mehr, aber glaube mir, Wolfgang, wir werden Dir imponinen. Von Hellas fährst Du per Lloyddampfer in wenigen Tagen bis Triest, von da in dreißig Stunden per Eilzug bis Berlin. In Berlin — Alter, Du wirst staunen!

Dein Dich schätzender

Hans Malser.

* * *

Lieber Hans!

Armer Schlucker! Junges Kind! Was bist Du so kindisch hoffärtig auf Deine Zeit! Es ist wahr, in der kurzen Spanne dieses Jahrhunderts, welches das meine war, wie es das Deine ist, ward mancherlei vollbracht. Aber nicht sehr viel Großes. Ist es denn eine Hexerei, das Sonnenspectrum zu bestimmen, nachdem das Sonnensystem schon längst festgestellt worden? Ist es denn ein so besonderes Kunststück, in acht Tagen von Europa nach Amerika zu fahren, nachdem Amerika schon entdeckt war? Ist es denn so etwas Außerordentliches, die Abstammung der Wesen und Arten voneinander zu beweisen, nachdem Philosophen und Naturforscher seit Jahrtausenden dazu den Stoff zusammengetragen haben? Und Euere Schnellläuferei? Was ist die Erfindung der Dampfmaschine gegen die Erfindung des Rades, der Walze? Ist es denn so unmöglich, zu telegraphiren, nachdem das Alphabet schon erfunden war? Was bedeutet die Raschheit des Telegraphen, des Fernsprechers anderes, als daß Ihr es eilig habt und nicht warten könnet, daß Ihr ruhelos seid? Wie weit bedeutender als der Telegraph ist die einfache Schreibkunst, die jedes Kind in der Schule lernt! Was wollt Ihr mit Euerer Photographie, die nicht Natur und nicht Kunst ist? Und wenn Ihr durch den Phonographen sprechen werdet mit Eueren Nachkommen, so ist das ja hübsch, aber erfindet doch nur auch eine Maschine, durch welche Ihr Euch mit Eueren Vorfahren verständigen könnet, die längst gewesen und verwesen sind! Was sind alle Euere Vervielfältigungs- und Verkehrskünste gegen die einzige Buchdruckerkunst, vermittelst welcher ich zu Euch und Eueren Nachkommen spreche ohne Wachswalze! Werden trotz Euerer Mittel die Denkmale,

die Ihr hinterlassen werdet, so bedeutend sein, als jene, welche wir und unsere Vorfahren Euch vererbt haben? Eingesponnen in unsere engen Verhältnisse sollen wir gelebt haben! Lieber Freund, wir haben einen weiteren und freieren Weltblick gehabt als Ihr mitsammt Eueren großartigen, wie es heißt, raum- und zeitbesiegenden Verkehrsmitteln. In dem Augenblicke, wo Ihr den Erdball umfasset mit Dampf und Elektricität, engt Ihr Euch andererseits freiwillig ein in Stände und Zünfte, in ängstlich gezogene politische Grenzen und kleinliche Spießbürgerei. Der Weltgeist meiner Zeit flog rascher und weiter durch das All, als der Deiner Tage, welcher sich an die Materie gebunden hat. Euer elektrischer Telegraph ist ein Kriechen auf der Erde gegenüber den himmelaufsteigenden Ideen und Idealen, die unser Leben groß und schön gemacht haben.

„Ueber allen Wipfeln ist Ruh'" sollte ich Euch phonographirt haben? Ist denn Keiner unter Euch, der ein neues Lied sänge aus lebendigem Munde? Immer nur nach vorwärts wendet Ihr Euer Auge und Ohr, immer nach vorwärts trachten Euere Erfindungen, und manche Seele vergeht einsam in Sehnsucht und Heimweh nach jener Vergangenheit, der ich angehöre. Seid Ihr müde von Euerem Jagen und Hasten, wollt Ihr Euch einmal wirklich laben, dann kehret Ihr still und demüthig zurück nach unseren göttlichen Quellen und in Euch dämmert die Ahnung, ob dem deutschen Volke ein kleines Weimar manchmal nicht ebenso noth thäte als ein großes Berlin.

Du siehst, lieber Hans, daß ich nicht erst hinabzusteigen brauche von dem Olymp, um Euch zu erkennen. Von meinem hohen Berge aus sehe ich viel Wüste da unten, aber auch Oasen. Ihr dürfet stolz sein auf Euere Wissenschaften und

Erfindungen, der Witz wird mit heute sicherlich auch noch nicht zu Ende sein — allein der Weg zu einer größeren Behaglichkeit des Gemüthes, zu einer schöneren Gleichmäßigkeit des Lebens, zur verhältnißmäßigen Zufriedenheit der Einzelnen und der Völker ist das nicht. Ihr werdet Euch, des großen Spieles satt geworden, wieder abwenden von dem Zusammengesetzten und zurückkehren zur Einfachheit, Ihr werdet nicht immer in der Wissenschaft Euer Heil suchen, sondern auch wieder einmal in der reinen Kunst, Ihr werdet es wieder versuchen, Menschen zu sein. Glaube mir, junge Freund, es ist besser, Ihr steiget zu mir herauf, als ich zu Euch hinab. Auf Wiedersehen! Wolfgang.

Was hat nach Ihrer Meinung die deutsche Literatur für eine Zukunft?

Auf diese Frage, welche ich eines Tages aus Berlin erhielt, bezieht sich folgende Betrachtung.

Wohl in der Voraussetzung, daß der Poet ein Prophet sei, fragen Sie mich nach meiner Meinung über die Zukunft der deutschen Literatur.

Wer kann darauf eine andere Antwort geben, als die, welche sich auf bisherige Erfahrung gründet? Ich müßte weit ausholen, müßte von den Eigenschaften der Menschen im Allgemeinen, vom Charakter der Deutschen im Besonderen, von der Wahrscheinlichkeit ihrer weiteren Entwickelung sprechen und endlich noch das Wesen der Kunst und Literatur erörtern. Gut, über letztere habe ich thatsächlich etwas auf dem Herzen, das bei dieser Gelegenheit anzubringen ist; vielleicht liegt darin eine Antwort auf Ihre Frage.

Ich könnte leicht einsetzen und sagen: die Kunst und Literatur ist Luxussache und als solche der Mode unterworfen. Daher kann es sein, daß abwechselungsweise das religiöse Epos, die Schäferidylle, der Ritter- und Räuberroman, die Friedhofspoesie, die Salonnovelle, die Dorfgeschichte oder endlich die „naturalistische" Dichtung den Geschmack der Menge zeitweilig beherrscht. All diese und andere Richtungen sind schon gewesen und werden mit der entsprechenden Modernisirung wiederkommen. — Oder ich könnte behaupten, bei dem in der männlichen deutschen Jugend eingerissenen Hange zum Materiellen, bei ihrer Rauflustigkeit und bei ihrem Pessimismus in Bezug auf ethische Ziele sei die Herrschaft einer Literatur voraussichtlich, welche der Brutalität, den sinnlichen Lüsten und dem Nihilismus fröhnt. — Ich würde mit solchen Behauptungen einestheils nichts Neues sagen, anderestheils übers Ziel schießen.

Ich will lieber daran erinnern, was die Kunst bezweckt und was die Menschen von ihr wollen.

Die Kunst bezweckt nach meiner Meinung nicht so sehr die Wiederholung, als vielmehr die Vervollständigung des Lebens. Der Mensch macht größere Ansprüche an das Leben, als dieses in den meisten Fällen zu erfüllen vermag. Da springt nun die Kunst ein, um das Fehlende zu decken. Damit ist das Wesen der Kunst angedeutet — sie ist idealistisch; der Mensch braucht sie so, deshalb hat er sie so geschaffen. Die Kunst wurzelt im Erdreiche des Wirklichen wie jeder Baum, aber sie wächst über alle anderen Bäume hinaus, so daß ihre Krone im Lichte des Himmels steht. Auch die ideale Kunst ist eine Wirklichkeit, denn sie ist und sie wirkt, die Kunst verwirklicht die menschlichen Wünsche, die das Leben nicht erfüllt. Sie verwirklicht sie zwar nur in der Einbildung,

doch wenn der Weise sagt, daß auch die sogenannte reale Welt nichts Anderes ist als Vorstellung, so steht die ideale Kunst mit der realen Welt ja in ganz gleichem Werthe.

Was für die Kunst im Allgemeinen, gilt für die Dichtkunst im Besonderen. Sie stellt die Welt nicht genau so dar, wie sie in ihrer Alltäglichkeit, Zufälligkeit, Unbedeutendheit und Unsauberkeit schon dargestellt ist — sie will keine Plagiatorin sein; sondern sie zeigt, wie Hervorragendes dasteht und Anderes vermöge gegebener Verhältnisse dastehen könnte. Man mag dieses Dasein noch so sehr verleumden, so lange wir die Fähigkeit haben, in unserer Seele eine schönere, vollkommenere Welt zu hegen, so lange sind wir nicht verloren. Die Sehnsucht des Menschen nach dem Reiche Gottes geht nicht schlafen, und je seltener wir auf unserem dunklen Lebenswege den Spuren desselben begegnen, desto lebhafter verlangen wir darnach. Also könnte man sagen, der Materialismus sei der Urheber des Idealismus.

Die Literatur mag Luxus und Modesache sein, die Poesie als solche ist menschliches Bedürfniß. Und sie ist es nur darum, weil sie unsere Empfindungen erfrischt und läutert, unseren Geist befreit, weil sie in unser Dasein Harmonie bringt und also für die Verschönerung des Lebens einen wirklichen Werth bedeutet.

So lange die Menschen eine Phantasie haben, durch die sie Manches, was das reale Leben versagt, genießen wollen und können, so lange wird die idealistische Dichtung nicht abkommen. — Das Leben ist elend und die optimistische Dichtung ist unwahr! so höre ich sagen. Ich antworte: Wahr in buchstäblichem Sinne sei die Wissenschaft, schön sei die Dichtung. Je größer im Leben das Elend ist, desto nothwendiger brauchen wir eine labende, tröstende Dichtung.

Sowie die Kunst keine Freundin ist der seelenlosen Nachahmung, so ist der Deutsche kein Freund des pedantischen Abklatsches. Er will ein wohl componirtes Bild, eine Concentration dessen, was schön, interessant, bedeutend ist. Daher wird die deutsche Kunst und Literatur nach wie vor bauend schöpferisch-idealistisch sein. Vielleicht ist sie es zur Abwechselung einmal nach unten hin. Doch das wird nicht lange dauern. Die einseitige und meist übertriebene Schilderung lediglich des Unangenehmen und Häßlichen wird für die Länge nicht Freunde finden, wird den „naturalistischen“ Autoren endlich selbst zuwider werden und die Begabteren derselben werden allgemach wieder in Bahnen einlenken, die uns von den Classikern vorgezeichnet worden sind.

Was das äußere Schicksal der deutschen Literatur anbelangt, so wird dieselbe arm bleiben, wie sie es bisher gewesen. Ja das Buch als solches wird noch ärmer werden. Die Zeitung verdrängt das Buch und der Blaustrumpf verdrängt den Dichter in die Dachstube hinauf. Von der frostigen Dachstube aus wird der deutsche Dichter seinem Volke hochgemuth das Lied der Schönheit und menschlichen Größe singen. Das Volk wird anfangs an dem Sange geringschätzig vorübergehen, aber wenn der Dichter todt ist, wird es mit Begeisterung sein Lied nachsingen, wird zurückkehren und einen schönen Lorbeerkranz niederlegen auf das frische Grab.

So war es, so wird es bleiben.

❧

Dichterabenteuer.

Verschiedenen Mittheilungen nacherzählt.

Der König soll herabkommen!

Der Dichter Franz Stelzhamer war ein ausgezeichneter Vorleser seiner Gedichte in oberösterreichischer Mundart. Doch that er's nicht gern, am liebsten aber noch in einem Kreise guter Freunde, wo er dann seines genialen Uebermuthes keine Grenzen wußte.

Eines Tages wurde ihm in Salzburg, wo er sich damals aufhielt, hinterbracht, daß ihn der König von Bayern zu hören wünsche.

„Wünsche? wie so?" fragte Stelzhamer. „Ich wünsche, daß der König von Bayern mir eines seiner Schlösser abtrete. Die beiden frommen Wünsche können paarweise gehen und sich zu ihrem Marsch den Takt pfeifen."

„Du solltest nicht ablehnen, Franzel!" redeten ihm seine Freunde zu, „Du verstehst nichts von Schlössern, aber König Ludwig versteht etwas von Poesie. Er liebt solche Dichtervorlesungen und läßt sich oft welche halten."

„Ja, ja," sagte Stelzhamer, „und ich habe gehört, daß Seine Majestät die Gewohnheit hätten, dem Vorleser ins Büchel zu gucken. Das könnte ich just brauchen. Keinen lass' ich mir über die Achsel schauen in mein Blatt; wenn er's lesen will, so soll er sich's kaufen. Ich lass' ihn grüßen."

„Franzel," sagten sie, „eine hohe Königsgunst darf man sich nicht so verscherzen!"

„Ah was!" rief er, „Könige giebt es mehr, Stelzhamer nur einen!"

Somit war es abgethan. Aber nur fürs einemal. Als Stelzhamer später zur Ueberzeugung kam, daß König Ludwigs

Interesse für Kunst und Literatur doch kein gewöhnliches höfisch gönnerisches sei, sondern ein wahrhaft echtes, als seine Freunde ihn aufmerksam machten, was ein Richard Wagner durch diesen König, geworden und daß die Belehnung eines Lieblingsdichters mit einem Schlosse hier gar nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre, meinte Stelzhamer: „Gut, ich werde seiner Einladung folgen. Damit er mir aber nicht ins Buch gucken kann, will ich meine Sachen aus dem Kopfe vortragen."

Die Einladung war wirklich wiederholt worden und Stelzhamer machte sich eines Tages auf den Weg nach Bayern und Hohenschwangau. Mit einem Einspänner fuhr er durch das Gebirgsthal, denn den Wagen, welchen der König bis Murnau entgegen geschickt, hatte er glücklich ververfehlt. Unweit vom Fuße des Berges, auf welchem das königliche Schloß ragt, war ein Wirthshaus mit Garten und Kugelbahn. Als er daran vorüberfahren wollte, hörte er von der Kugelbahn her rufen: „Jessas! Meinen Kopf will ich den Laden hinausschieben, wenn das nicht der Piesenhamer Franzl ist!"

Von einem Pferdehändler war er erkannt und die Genossen standen nicht an, den beliebten volksthümlichen Dichter zu begrüßen und ihm zuzutrinken. Bald war Stelzhamer's Rößlein ausgespannt, der Dichter saß am Gartentisch und zechte und fabelte nnd begann dann mit der lustigen Gesellschaft Kugel zu schieben. Verlor er eine Partie, so rief er: „Oh nein, Ihr Bayernschädel, mein Geld lass' ich Euch nicht da. Ein neues Bot, daß ich es wieder zurückgewinne!"

Und war die Partie für ihn besonders vortheilhaft ausgefallen, so sagte er: „Stammesgenossen! um Euer Geld mag ich Euch nicht bringen. Noch ein Bot, daß Ihr's wieder an Euch bekommt."

So vergingen die Stunden wie Minuten, bis der Wirth mit den Kerzenlichtern kam, da es finster geworden war.

Jetzt dachte der Dichter daran, daß er ja hoch oben im königlichen Schlosse einen Vortrag zu halten habe, und jetzt sah er, daß die dafür festgesetzte Stunde längst vorüber war.

„Gut ist's!“ murmelte der Franz in seinen langen struppigen Bart. „Das wär' glücklich versäumt. Wenn mich der König hören will, so soll er herabkommen. Ich übernachte hier und reise morgen wieder nach Hause.“

Der König kam nicht herab und der Dichter — nicht hinauf.

Eine Pilgerfahrt nach dem Kusse.

Eine der eigenartigsten Huldigungen, die einem berühmten Manne passiren können, hat der Dichter Adalbert Stifter erfahren.

Derselbe, er wohnte in Linz an der Donau, erhielt eines Tages eine Zuschrift folgenden Inhaltes:

„Mein Herr!

Am 16. April d. J., Nachmittags 3 Uhr, wird im Restaurant des Hotels zum Erzherzog Karl in Linz ein Mann sitzen, der mit Ihnen ein Glas Wein trinken will. Er reist zu diesem Zwecke dahin und bittet Sie, sich zu genannter Stunde im genannten Locale einfinden zu wollen.

John Benotts.

Amsterdam, 3. April 186*“

Stifter war über dieses lakonische Schreiben nicht wenig überrascht. Er hatte keinen Bekannten namens Benotts; er konnte sich nicht denken, wem es in Amsterdam gelüsten sollte, nach Linz an der Donau zu reisen, um daselbst mit

einem ihm fremden Menschen ein Glas Wein zu trinken. Und wieso konnte der Amsterdamer darauf rechnen, daß an dem bestimmten Tage der Dichter, der doch als Landesschulinspector manche Reise durch das Land zu machen hatte, in Linz weilen oder sonst nicht irgend durch einen Zufall abgehalten sein würde, sich einzufinden? Im Ganzen war er geneigt, die Sache als einen Aprilscherz aufzufassen, den sich einer seiner in der Nähe lebenden Freunde mit ihm erlaubt haben konnte.

Stifter wohnte in der nächsten Nähe des Hotels zum Erzherzog Karl, und als der Tag und die Stunde erschien, begab er sich richtig in die Restauration desselben. Was er erwartet, das traf nicht zu, er fand dort keinen Vetter und keinen Freund und keinen literarischen Genossen; das Local war fast leer, nur an einem Tische saßen noch vom Mittagessen her zwei alte Linzer Bürger und rauchten ihre Pfeifen. Am Ofen hockte ein alter Mann, der sich dort seinen Mantel trocknete, denn draußen war frostiger Regen. Stifter setzte sich an einen kleinen Tisch und fragte den Kellner, ob nicht ein Fremder aus Amsterdam angekommen und im Hotel abgestiegen sei? Man wußte von nichts. Es war drei Uhr geworden. Stifter, der sich ein Glas Bier vorsetzen ließ, ohne aber davon zu trinken, fiel es auf, daß der alte Mann am Ofen unruhig wurde und aufgeregt zur Thüre blickte, so oft diese sich öffnete. Endlich erhob sich der Alte. Er war ein gebückter, kränklich aussehender Mann mit langem grauen Haar und zwei Strähnen Backenbart, die seinem Aussehen etwas Englisches verliehen. Hinkend, als wäre ihm am Ofen ein Fuß steif geworden, trat er zum Kellner, sprach mit ihm einige Worte, worauf dieser nach dem Tische deutete wo unser Dichter saß. Der Alte nahte zögernd dem Tische,

blieb dann unbeweglich davor stehen und starrte den Dichter an.

„Sind Sie es?" fragte er dann mit fremdartiger Betonung. „Sie sind der Dichter der „Studien?"

„Ich heiße Adalbert Stifter," antwortete der Dichter.

„Ich danke Ihnen," sagte der Fremde. „Ich bin John Benotts aus Amsterdam." Damit setzte er sich Stifter gegenüber an den Tisch. Der Dichter wußte nicht recht, was da zu sagen war, er schwieg also und der Fremde sagte auch nichts als: „Welchen Wein lieben Sie?"

„Rheinwein'" antwortete der Dichter.

„Kellner," befahl der Fremde, „bringen Sie eine Flasche Rüdesheimer, alten Jahrgangs."

Dann saßen sie sich schweigend gegenüber und der Fremde betrachtete die Gesichtszüge Stifters.

Als der Wein kam, schenkte er die Römer voll, stieß mit dem Dichter schweigend an und sie tranken. Waren die Gläser leer, so schenkte er sie stets neuerdings voll und sie tranken. So tranken sie etwa eine halbe Stunde lang, sie hatten noch kaum zwanzig Worte mitsammen gesprochen und sich auch nicht an der Hand berührt.

Als die Flasche leer war, erhob sich der Fremde, stand vor dem Dichter und sagte mit leiser Stimme: „Ich hätte eine Bitte."

„Sprecht sie aus," sagte Stifter.

„Wird sie mir gewährt werden?"

„Sie wird Euch gewährt werden, wenn es sein kann."

Jetzt stand der Fremde ein Weilchen schweigend und dann sagte er: „Adalbert Stifter! Gebt Ihr es zu, daß ich Euch auf die Stirn küsse?"

Nun erhob sich auch Stifter und sprach: „Des Menschen Stirn ist von Gott geweiht. Küsset sie."

Jetzt legte der Fremde seinen Arm sachte und leicht über die Schulter des Dichters, neigte sich hin und drückte einen Kuß auf dessen Stirne.

Als dieses geschehen war, sagte er noch: „Ich danke Euch, Adalbert Stifter, für alles Glück, das Ihr mir gegeben habt. Lebet wohl!“

Damit wendete er sich, ging zur Thüre hinaus, beglich im Vorzimmer die Rechnung, dann trat er auf die Straße, bestieg dort einen bereitstehenden Wagen und fuhr dem Bahnhofe zu.

Stifter wußte nicht, was er sich denken sollte. Kopfschüttelnd ging er seiner Wohnung zu und kopfschüttelnd erzählte er die seltsame Begegnung seiner Frau.

„Es war ein Spleenmann,“ sagte diese.

„Es wird so einer gewesen sein,“ meinte auch der Dichter.

Einige Wochen später erhielt er folgendes Schreiben:

„Mein theuerer Dichter!

Der Mann vom 16. April wird Ihnen sonderbar erschienen sein. Derselbe hat Ihre „Studien“ gelesen und ist von diesen Dichtungen so oft und so tief ergriffen worden, daß allmählich in ihm der unbezähmbare Wunsch entstand, einmal die begnadete Stirn des Dichters zu küssen. Darum reisete er nach dem fernen Oesterreich, auf geradem Wege hin und auf geradem Wege zurück, ohne Aufenthalt, ohne anderen Zweck als den, Ihnen seinen großen Dank anzuzeigen. So ist es geschehen und ich bin nun wieder in meinem Hause. Die Pilgerfahrt zu meinem Dichter der „Studien“ zählt zu dem wenigen Schönen,

was ich in diesem Leben gethan habe. Adalbert Stifter! Segne Sie der Himmel für alle Wohlthat, die Sie durch Ihre Dichtungen den Menschen erwiesen haben und erweisen werden.

John Benotts.

Amsterdam, 4. Mai 186*"

„Ist's ein Spleenmann?" fragte der Dichter seine Frau, als er ihr diesen Brief vorgelesen hatte.

„Es ist ein Mensch, den das Herz regiert," antwortete sie.

Von dieser Zeit an hatte Stifter nichts mehr von dem wunderlichen Verehrer gehört. Wenige Tage vor seinem Tode soll der Dichter noch die Aeußerung gethan haben, daß von allen Huldigungen, die ihm je geworden, ihn keine so eigenthümlich und tief bewegt habe, wie die des Holländers John Benotts.

Wie Holtei sich vor Ehrenbezeugungen geschützt hat.

Karl von Holtei, der berühmte Dichter und Vorleser, wußte viel zu erzählen von Ehren und Auszeichnungen, die ihm allerorts, wo er sich zeigte, angethan wurden. Er gestand selbst ein, daß er ehrgeizig war, doch gab es Umstände, da auch ihm die Huldigungen lästig fielen. Besonders bei seinen Vorlesereisen, auf welchen er sich manchmal — namentlich in seinen späteren Jahren — nach einer ruhigen von keinem Enthusiasten angefochtenen Stunde sehnte. Manchmal verheimlichte er absichtlich seine Ankunft in einer Stadt, in welcher er lesen sollte, um sich vor dem Leseabende des Alleinseins erfreuen zu können. Manchmal übernachtete er unterwegs in ganz kleinen Orten und unbekannten Gast-

häusern, um, ein anspruchsloser Fremdling, unter Fremdlingen auszuruhen.

So hatte er einmal in einer größeren Stadt Schlesiens seine Vorlesungen zu halten. Er reiste einen Tag früher dahin ab, entschloß sich aber unterwegs, nicht bis zum Ziele zu fahren, wo man ihm schon mit einer Empfangsfeierlichkeit am Vorabende gedroht hatte, sondern einige Stunden vor der Stadt in einem kleinen Neste auszusteigen und zu übernachten. Es war ein Bauerndorf, in welchem er sicher sein konnte, unerkannt und unbehelligt zu bleiben. Zudem sollte es doch an Unterhaltung nicht fehlen. In demselben Gasthause, wo er übernachtete, war eine wandernde Schauspielertruppe, die in der Scheune ihre Bühne aufgeschlagen und für diesen Abend eine besonders großartige Vorstellung ausgetrommelt hatte. Der „hohe Adel und alle Verehrungswürdigen" des Bauerndorfes wurden eingeladen zu dem großen Volksschauspiele: „Hansjörg oder die Perlenschnur von dem weltberühmten Dichter Karl von Holtei!"

Natürlich gelüstete es dem Dichter in dem undurchdringlichen Dunkel seines Incognito der Vorstellung beizuwohnen, um zu sehen, wie sein Werk von Wandertruppen wiedergegeben und von schlichten Landleuten aufgenommen werde. Als unerkannt konnte er sich dabei ja keinerlei Unannehmlichkeiten aussetzen. Er wählte sich seinen Platz auf einem Häckselschneidstock, von welchem aus er die Bühne gut übersehen konnte. Der Zuschauerraum war bald überfüllt, besonders das Weibervolk drängte sich heran, weil es gehört, daß man bei dem Stücke herzbrecherisch weinen müsse. Den Hansjörg spielte der Director der Truppe, ein langer, etwas rüde aussehender alter, halbbedufelter Bursche, und zwar spielte er so, daß im ersten Acte dem Publicum zum Weinen und dem

unerkannten Dichter zum Lachen war. Später erst trat das Umgekehrte ein. Schon während dieses ersten Actes trug es sich zu, daß der Darsteller der Hauptrolle plötzlich stockte, denn sein Blick war an dem Fremden hängen geblieben, der auf dem Häckselschneidstock saß. Rasch ermannte er sich wieder und spielte seine Rolle weiter, und zwar mit einem solchen unerhörten Stimmenaufwand, daß draußen im Hofe die längst aufgesessenen Hühner zu gackern und die Hunde zu schreien begannen. Im zweiten Acte, als der Hansjörg aus Afrika zurückkehrte, zeigte es sich, daß seine Lunge im südlichen Klima noch kräftiger geworden war. Die gewaltigen Bemühungen des angetrunkenen Künstlers, aus seinen Rollen ein vollendetes Meisterwerk zu schaffen, waren solcher Natur, daß die Zuschauer ihres Lachreizes nicht mehr Herr werden konnten. Auch die übrigen Darsteller spannten mit dem, was sie trieben und unterließen, die Geduld des Publicums auf das Höchste, bis der Schullehrer des Ortes ausrief: „Das ist denn doch zu arg, dieses Stück so zu verbalhornen!" Er zischte, der Hansjörg machte hierauf eine freche Bewegung und jetzt ging die Komödie los. Man zischte, trampelte, schrie, und ein dicker Bauer rief auf die Bühne, sie sollten aufhören! Schuldenmachen, sonst könnten sie nichts!

Dem unerkannten Dichter war nicht sehr wohl zu Muthe. Er hatte sich gefreut auf die Wirkung, die sein Lieblingsstück auf die einfachen Dorfleute machen würde, nun sah er solches Fiasco. Der Lärm hielt an, aber der Vorhang senkte sich nicht. Anstatt dessen deutete der Director durch Winke an, daß er sprechen wolle. Man war doch begierig, womit er das Unvermögen seiner Truppe entschuldigen werde und ließ ihn reden.

„Verehrungswürdige!" sprach der Director. „Meine Truppe hat zu Görlitz und zu Bautzen und in vielen anderen

Städten vor einem Hohen Adel zu spielen die Ehre gehabt, und zwar zur vollsten Anerkennung. Seit den siebenundzwanzig Jahren, als ich der dramatischen Kunst lebe, habe ich meine brave Gesellschaft von Erfolg zu Erfolg geführt, und bis zu den größten Triumphen. Da, meine Herrn und Damen! Da lesen Sie einmal dieses Zeitungsblatt! Was mein hochverehrter Freund und Gönner Doctor N. zu Breslau über mich schreibt! Wenn Ihnen" — fuhr er mit lallender Stimme fort — „dieses Stück nicht gefällt, so liegt es nicht an mir und meiner ausgezeichneten Truppe, die wir das Möglichste gethan haben, um das Opus zu retten. Wenn das nicht möglich war, so liegt die Schuld nicht an uns, sondern an dem Stücke selbst. Und wenn Sie, meine Schätzbaren, schon pfeifen wollen, so wenden Sie sich gefälligst an Den, der dort auf dem Häckselschneidstock sitzt. Ich kenne ihn recht gut, habe ihn zu Breslau gesehen, er heißt Karl von Holtei und ist der Verfasser dieses Stückes. Habe weiter nichts mehr zu sagen."

Der Vorhang fiel, das Publicum wendete seine Augen verblüfft dem Häckselschneidstock zu, wo der Dichter sich langsam erhob, um den Ausgang zu suchen.

Seit diesem Abende zog es Karl von Holtei vor, sich den Ehrenbezeugungen der Stadt zu unterwerfen, anstatt in Bauerndörfern sich so sorgfältig davor zu schützen.



